UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01665385 9

Dramatische Werke

von

Heinrich Laube.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dramatischewerk1v2laub

Heinrich Laube's

Dramatiſche Werke

Erſter Band.

Monaldeschi.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1845.

LG
L 366

Monaldeschi.

Tragödie in fünf Acten

und

einem Vorspiele

von

Heinrich Laube.

60443
16/9/03

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1845.

Monaldeschi

oder

Die Abenteurer.

Endlich wurde es wieder dunkel; der Tag war wieder mit erdrückender Langsamkeit vorübergezogen, und mein Geist empfand wieder die Fähigkeit einiger Spannung.

Es wird den Glücklichen wunderlich klingen, welche damals ohne Sorge gelebt haben und von der Sonne Italiens entzückt worden sind. Ich spreche nämlich von dem Jahre des Heils aller Weinbauer und Weintrinker, von dem italienischen Sommer, der sich nach Deutschland verirrt hatte, vom Sommer 1834. Es wird ihnen wunderlich klingen, daß Jemand gerade von der Schönheit dieses Sommers gepeinigt worden sei. Und doch war dem so. Die politische Consequenz fragt nicht nach der Billigkeit und nicht nach der Jahreszeit: die ganze Hausvogtei in Berlin war angefüllt mit jungen Männern aus allen Theilen des Vaterlandes. Oben vom Rhein und unten vom kurischen Haff her, aus den Thälern des Riesengebirges und aus den Wäldern Westphalens waren sie hierher in die Mark gebracht worden, um Rechenschaft zu

geben über längst vergessene Dinge. Diejenigen wenigstens, welche jetzt zu solchem Ende ihren Aemtern entrissen waren, die jungen Prediger, Lehrer, Rechtsgelehrten, sie konnten nur von längst altmodisch gewordenen Phantasieen der Politik erzählen, und der Inquirent war viel besser unterrichtet über ihre Memoiren studentischer Ausgelassenheit als irgend einer von ihnen, welche Geständnisse machen sollten, und dieser Geständnisse halber in's Gefängniß gesetzt wurden Jahre lang. Diese Memoiren-Consequenz ging aus von einem einzigen kleinen Manne, den dieser Gedanke später so verfolgt hat, daß er sich in ihm bis zum Wahnsinn steigerte. Als die vielen Zellen der Hausvogtei längst leer waren von den jungen Männern, deren einige hier vor Einsamkeit und Sorge den Wahnsinn umarmt hatten, da versammelten sich die Gespenster dieses Gefängnisses in dem Hirne jenes kleinen Mannes, und kehrten die Schreckbilder, welche er herauf beschworen, gegen ihn selbst; er hielt sich selbst für einen Demagogen und ward von diesem gespenstischen Gedanken in den Tod gejagt.

Im Sommer 1834 konnten dies nur die Poeten voraussagen; die außen sonnige, innen so traurige Wirklichkeit wußte nichts davon. Alle Zellen waren besetzt, auch die neu eingerichteten auf der Abendseite, wo ganz kürzlich die Räume eines Waschhauses in kleine Gemächer abgetheilt worden waren zur Aufnahme neuer Ankömmlinge. Denn alle die andern Flügel der inneren Höfe waren voll. Diese Abendseite des Waschhauses ward gerühmt wegen

der Kühle in so heißem Sommer, und man versicherte mir, ich hätte es sehr gut getroffen, gerade hier mein Unterkommen gefunden zu haben.

Monate lang hatte ich schon nachdenken können über dieses Glück, denn der handbreite Streifen Himmel, welchen ich über der Blechblende meines hoch oben angebrachten Fensterchens entdecken konnte, war einen Tag wie den andern blau und klar, die eindringende Luft war immer warm, und der Schimmer steten Sonnenscheines kam auch zu mir herab, obwohl die Sonne selbst nicht zu mir konnte.

Schreckliche Einförmigkeit eines ungetrübten goldenen Wetters! Ich war darauf angewiesen, meine Gedanken zu nähren von den kleinen Abwechselungen, welche durch die wenigen Spalten von außen zu mir dringen konnten. Und vor der Thür klang der ewig gleichmäßige Fußtritt der Schildwacht, über dem Fenster schimmerte der ewig gleichmäßige Streifen Himmel. Wenn es doch ein einziges Mal regnen, wenn doch nur einmal ein Gewitter kommen wollte! Diese Gleichmäßigkeit verwischt alle Umrisse des Geistes und des Lebens; man unterscheidet nichts mehr, es ist kein Denken mehr möglich, man verfällt in's Brüten.

Ich hatte kein Buch, nicht ein einziges Buch. — Tisch, Schemel, Bett, blechernes Nachtgeschirr, blechernes Handbecken am Boden, daneben der thönerne Wasserkrug, dies waren meine Geräthschaften für Leib und Geist.

Ich war längst darüber einig, daß in den Mönchszellen von ähnlicher Art und in solcher Zelleneinsamkeit nichts

Großes habe entstehen können. Abwechselnde Veranlassung, sei sie noch so gering, braucht der Geist, um zu schaffen, um nicht zu verdumpfen. Die verdumpften Scharen der Mönche gaukelten vor mir umher wie eine Heuschreckenwolke. Man glaubt vielleicht, ich sei immer noch in besserer Lage gewesen als ein Anderer, dessen Phantasie nicht so geübt worden. Der Schriftsteller könne deshalb leichter Gefangenschaft ertragen als zum Beispiel der Mathematiker. Ich glaube dies nicht. Die Thätigkeit der Phantasie braucht mehr als irgend eine andere ihre Ableitung und ihre Grenzen, wenn sie nicht in ihrem Extreme untergehen soll. Ohne Ableitung und Grenzen werden die Einzelheiten unverhältnißmäßig aufgeblasen; sie überfüllen allen Raum des Gehirns und ersticken den Gedanken. Es entsteht Phantasterei, fixe Idee, Irrsinn. Jedermann kann auch ohne Gefängniß an sich erfahren, wie unerquicklich und peinlich es ihm werden kann, wenn ihm mitten in der Stimmung des Unbehagens ein Bild aufgeht, welches ihm nicht gefällt. Kann er seine Lage nicht verändern, kommt ihm von außen nichts zu Hülfe, so wird er das Bild nicht wieder los und es wächst fratzenhaft. Frömmelei und dergleichen Uebertreibungen haben ja stets in solcher Ueberwucherung der blos phantastischen Eigenschaften ihren Ursprung. Ich fand im Gegentheile den Mathematiker beneidenswerth, und beklagte es, daß mein Gedächtniß nicht geübter sei in Festhaltung von Zahlen, denn solche trockene Aufgaben des Verstandes leisteten der Langeweile

einen viel kräftigeren Widerstand. Bei ihnen sind die Gesetze immer nahe, und je mehr Grenzen man findet, desto leichter erhält man sich im Gleichgewicht. Langeweile und Verzweiflung sind ja aber besonders Mangel an Gleichgewicht.

Ich erinnere mich, daß mich ein pikantes Novellenthema eine Zeitlang beschäftigte. Es knüpfte sich an den ausschweifenden Borgia, welcher auf den päpstlichen Stuhl gehoben wurde. Auf seinen Streifereien findet er in der Einsamkeit der Campagna ein schönes Mädchen und gewinnt als verführerischer Mann die Liebe desselben. Das Mädchen kennt ihn natürlich nur unter falschem Namen. Sie ist orthodox in dem Glauben auferwachsen, daß der Papst hoch über allen menschlichen Bedingungen ein Stellvertreter Gottes, eine Gottheit in scheinbar menschlichem Leibe sei. Zu einem Kirchenfeste kommt sie nach Rom hinein und betet in St. Peter, den Himmel im Herzen in Gestalt ihres Geliebten. Da erscheint der Papst. Sie sieht mit halb geöffnetem Auge zu ihm auf, und senkt erschrocken das Auge wieder. Eine sündhafte Phantasie, meint sie, habe ihr Auge geblendet und dem heiligen Vater den Kopf ihres Geliebten aufgesetzt. Aber die Stimme, welche jetzt den ambrosianischen Lobgesang anstimmt! Sie muß wieder hinblicken. Es ist keine Täuschung! Er ist's. Nun male man den Zustand dieses Mädchenherzens. Bald ist es heimlicher Jubel, genährt durch Legenden, in welchen heilige Personen das sterbliche Fleisch gewürdigt und ge-

weiht haben, bald ist es Verzweiflung über das Schicksal eines furchtbaren Kirchenfrevels, und das Ende wird lieblicher Wahnsinn. Wie denn im Gefängnisse Alles auf diese Grenzenlosigkeit hinausgeht, und immer furchtbar schnell bei dieser Grenzenlosigkeit ankommt. Das ganze Thema wurde mir schnell zur Pein, weil ich keine Hülfsmittel hatte, es zu ordnen und in gewisser Ordnung festzuhalten. Das endlich wahnsinnige Mädchen knirte mir unter wahnsinnigen Geberden auch in alle Scenen hinein, die der Entwickelung vorausgingen, wenn ich mir die Scenen ausbilden wollte. Ich ward wie besessen, und hatte die größte Noth, das Thema wieder los zu werden.

Ranke's Päpste waren eins der letzten Bücher gewesen, welches ich gehabt hatte in der anfänglichen, milderen Haft. Ach, wie unschätzbar erschienen mir damals Bücher, recht schwere Bücher voller Stoff, in denen jede Zeile zum Stillstand und zu genauer Umschau nöthigte. Ueber ihnen, meinte ich, müsse der aufgelöste Geist wieder Halt gewinnen, Inhalt und Genesung.

Wo giebt's denn Halt? schrie ich auf, daß die Wache auf dem Corridor stehen blieb und zur Warnung für den Störenfried den Kolben auf das Pflaster stieß — wo giebt's denn Halt? Die größten Einrichtungen der menschlichen Geschichte, gewähren sie ihn denn? Gewährt ihn denn Kirche und Staat? Du hast ja Theologie studirt, Du erinnerst Dich ja der Kirchengeschichte! Welches Schwan-

ken, welcher Kampf, welcher Wechsel! Heute verbrannt wegen einer kleinen Idee, welche im Augenblicke nicht beliebt ist, morgen im Triumph erhoben auf den Gipfel der Jahrhunderte um derselben Idee willen. Und wärest Du gläubig, Du verfielest harter Strafe, weil Du obiges frevelhafte Novellen-Thema nur gedacht. Hast Du es denn erdacht? Ist Dir es nicht gekommen, wie das Schicksal kommt? Könntest Du nicht um deßwillen im Kerker liegen unten in der Engelsburg zu Rom, und wärest Du darum schuldiger, als weil Du über den Staat Dich geäußert, wie das Schicksal Dir den Gedankengang zugeführt? Der Staat wenigstens ist doch Ergebniß des Menschengeistes. Hier scheint doch also dem denkenden Menschen die Bemerkung freizustehen. Ja, aber er muß sie büßen, wenn sie nicht in Macht kommt, wenn sie die eben herrschende Macht stört. Ich schmachte hier, und weiß doch, daß ich diesen Staat, in dessen Gefängniß ich liege, wenigstens nicht minder liebe und gewiß nicht minder gefördert sehn will als derjenige, welcher mich hierher geworfen. Ich habe nur andere Wege vor Augen als dieser. Was giebt denn also außen Halt und Stütze wenn diese größten Einrichtungen Dir unter den Füßen weichen können wie Sumpf und Flugsand! Du selbst mußt Dir Halt und Stütze sein, in Dir selbst muß eine geschlossene Welt leben, Deine Persönlichkeit muß fest sein, dann wird alles Draußen gleichgültig. Eigner Charakter ist die Hauptsache in einer Welt ohne allgemein geglaubtes Dogma. Eig-

ner Charakter? Worin ist er verschieden von grundsätzlichem Egoismus?

Innerhalb dieser Frage müßte sich der Held einer wirklich modernen Tragödie bewegen.

In diesem Tumulte erschien mir plötzlich Name und Gestalt Monaldeschi's. Woher er kam? Ich weiß es nicht; ich erinnere mich nicht, irgendwo diesem blos abenteuerlichen Menschen besondre Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Ich wußte nichts über ihn, als was die gewöhnliche historische Bildung mit sich bringt. Wie eine Geistererscheinung stand er plötzlich vor mir und wankte und wich nicht. Er trug schimmernde Kleidung in Roth und Silber, und diese Kleidung war zerrissen durch Degenstiche, aber ein Tropfen Bluts war nirgend zu sehn, und die Schönheit des männlichen Antlitzes war nicht entstellt durch ein ironisches Lächeln, welches darauf festgegraben schien.

Es kamen nun einige Tage, deren Last ich nicht merkte, weil ich hinreichend zu thun hatte, die Charakterzüge dieses Menschen in mir auszubilden, die Situationen zu suchen und zu ordnen. Aber nach diesen Tagen eilte ich in glücklicher Zerstreuung an meinen fichtenen Tisch, um die Skizze durch Aufzeichnung festzuhalten. Der Tisch war leer wie eine Tenne; ich besaß kein Schreibzeug. Hätte ich damals schon gewußt, daß ich sechs Monate lang, an die zweihundert Tage! dies Handwerkszeug entbehren sollte, ich wäre vielleicht von Sinnen gekommen.

Das geschah nicht. Ich verlebte einen Tag nach dem andern in dieser bleiernen Eintönigkeit, und das Erwachen früh brachte lange Zeit immer wieder den stechenden Schmerz, welcher den Körper durchzuckt von oben bis unten. Schlaf und Traum befreien. Im Traum war ich niemals gefangen, und darum war das Erwachen stets so fürchterlich, so fürchterlich besonders wegen der gähnenden Unthätigkeit, die vor mir lag. War ich angekleidet, so waren die Geschäfte des Tages beendet. Das Aufundniedermessen der sieben Schritte war Alles, was mir bevorstand, und das Heer der Gedanken, welches nach einigen Stunden in wilder Unordnung war und mich auf den Schemel oder das Lager warf, es harrte meiner mit gezogenen Säbeln, gespannten Büchsen und dem ganzen Train verwilderter Phantasie.

Auch das ward anders, wenn auch spät. Von Zeit zu Zeit ward mir die traurige Litanei vorgesungen, ich habe gar keine Aussicht, jemals wieder frei zu werden, denn aus Schriften lasse sich ja Alles beweisen. Die Litanei ward endlich eine schwermüthige Ueberzeugung, die niemals ausgesprochen wurde, aber unter härenen Decken im verborgensten Winkel des Sinnes lag.

Unter diese Decken mußte auch Monaldeschi gerathen sein. Er trat nicht wieder vor meinen Sinn, und war vergessen, besonders als ich frei wurde und wenigstens der Gedanke ewiger Gefangenschaft weggeräumt

war aus jenem Winkel. Damit mochte auch er weggeworfen worden sein.

Fünf Jahre lang schien es so. — Der Leser möge sich drein ergeben, daß ich ihm eine Entstehungs- und Lebensgeschichte aufnöthige. So viel Wichtigkeit für sein Werk und für sich nimmt der Autor ja doch in Anspruch, wenn er einmal drucken oder aufführen läßt, und ein Act des Anspruchs bleibt ja doch jede Veröffentlichung. Ich habe vielfältige Gründe, beim Druck meiner Stücke in die Entstehungs- und Lebensgeschichte derselben einzugehen, und um dieser Gründe willen, die hoffentlich einleuchten werden, möge man das anscheinend nur Persönliche in diesen Einleitungen günstig ansehen. Es ist sich keineswegs Selbstzweck: es soll nur Brücken bilden zu unserm Theater. Unser Theater ist der Zweck. Zur Beleuchtung desselben komme ich sicherlich auf diesen Wegen, vielleicht auch zu einiger Förderung desselben.

Ich wußte also nichts mehr von jenem Gefängniß-Monaldeschi, als ich zwei Jahre wieder in Freiheit verlebt und im Sommer 1837 meine Festungshaft angetreten hatte. Und doch schien mein Gedanke an dramatische Thätigkeit unzertrennlich zu sein von dem Gedanken an Schloß und Riegel und Haft. Diesmal war sie milde, die Gefangenschaft: das Gerichtshaus lag an einem See mitten in einem schönen Parke, einem stattlichen Schlosse gegenüber. Meine Zelle

war ein Saal geworden, ſtatt des Fenſterchens hatte ich acht Fenſter, nach drei Himmelsgegenden gerichtet, und ich ſah die Sonne über einen buſchigen Hügel aufgehn, hinter einem grünen Wieſenbügel von engliſcher Schönheit untergehn. Statt der Schildwacht zogen Schwäne an meinen Fenſtern vorüber, und ich konnte leſen und ſchreiben, ſo viel ich mochte. Auch hinabwandeln durfte ich in den Park bis an gewiſſe Grenzen, und nur wo Menſchen öffentlich zu gegenſeitiger Unterhaltung beiſammen waren, da war ich durch meine Verpflichtung ausgeſchloſſen. Es gehört Dergleichen zur deutſchen Romantik: ſo lange man blos unterſucht wird und vollkommen unſchuldig ſein kann, da wird man gereinigt: ſobald man verurtheilt iſt, hat die Strafidee ihr Genüge erhalten. Letzteres möcht' ich um des Himmels willen nicht angreifen, aber der Himmel möge es mich erleben laſſen, daß die Idee der Unterſuchung mildere Formen finde, daß der bloße Verdacht nicht mehr hinreiche, einen Menſchen unglücklich zu machen. Die Geſellſchaft muß ſich ſicher ſtellen, aber ſie muß es auch dadurch, daß ſie ihre einzelnen Mitglieder reſpectirt, und das einzelne blos verdächtige Mitglied muß der That nach um Entſchuldigung gebeten werden, daß man es ſeiner Freiheit beraube. Unterſuchungshaft muß alſo nur darin Haft ſein, daß der Verhaftete keine Mittel habe, die Wahrheit zu verhehlen oder zu verfälſchen, übrigens aber muß ſie, ſo

lange nicht irgend einer Tortur das Recht zur Untersuchungshülfe eingeräumt wird, die mildeste Haft sein, welche man ersinnen kann.

Trotz aller lieblichen Umgebung meiner neuen Haft, trotz des lebhaft erwachenden Gedankens an's Drama dachte ich mit keiner Sylbe mehr an Monaldeschi, der doch hier sein Leben auf einem Lustschlosse der Königin Christine so täuschend hätte nachspielen können. Ich dachte, fern von allem bürgerlichen Leben, nur an das bürgerliche Drama. Im Schreiben einer Literaturgeschichte hatte ich mir klar gemacht, daß trotz Schiller und Göthe in Deutschland immer nur das bürgerliche Drama populär gewesen sei. Das Familienleben ist Jahrhunderte lang allein wahrhaft lebendig gewesen unter uns, und nur das wahrhaft Lebendige findet von der Bühne aus elektrische Wechselwirkung. Alles Andere, sei es noch so vortrefflich, muß sich mit dem „Erfolge der Achtung" begnügen. Vielleicht mag das anders unter uns gewesen sein in der alten Kaiserzeit, da jede Reichsstadt noch als politische Selbstständigkeit ein unmittelbares Interesse hatte an Politik. Aber was hilft uns das? Das schwarz-roth-gold behangene Reichsroß ist schön und stattlich, aber es hat mit Rolands Rosse den einzigen Fehler gemein: es ist todt. Gewiß ferner ist es anders gewesen und ist es noch mit den religiösen Interessen. Was man auch sagen mag, *sie* sind der lebendige Punkt unsrer

Politik, der lebendige Punkt unsrer Kunstformen. Sprecht von Liberalismus, von Constitution, von Republik, Ihr findet nur gebildete Zustimmung oder Ablehnung, Ihr findet nur jenen matten Ton, welcher dem abstrahirten Interesse entspricht. Sprecht von Luther, vom Papste, vom Glaubensbekenntnisse, und die Aeußerung leidenschaftlichen Antheils fliegt Euch entgegen.

Ich weiß wohl, daß Dies unsern Ohren nicht angenehm klingt. Die Sorge um das Ewige ist uns verleidet worden, der Streit um Symbole, deren wir uns nicht bedürftig fühlen, scheint uns störend, so lange nicht die große Anzahl schwebender Fragen um irdische Formen erledigt ist. Aber ich frage nicht nach Dem, was uns gefällt, sondern nach Dem, was vorhanden. Außerdem glaube ich auch, daß eine Nation wie die unsrige gar wohl angethan ist, aus diesen Glaubensstreitigkeiten ein freies, tiefes Moment für ihre Lebensformen zu gewinnen, welches dem hierin oberflächlichen Franzosen und dem hierin äußerlich pedantischen Engländer fehlt, ein Moment neuer Poesie, nachdem die Fragen über Glaubensbekenntnisse abgeklärt sind zu classischen Sätzen poetischer Anschauung. Leider sind unsre Glaubensstreitigkeiten nicht durchgefochten worden, und die Nation ist in einer Spaltung verblieben, welche jeglicher Kunst die Existenz unter uns erschwert. Denn die Kunst erhebt sich bei uns

entweder ganz und gar über die geschichtliche Seele des Vaterlandes, und bleibt eben dadurch in einem gewissen abstracten Verhältnisse zur Nation, wie wir dies bis zur Trostlosigkeit erlebt haben und erleben, oder sie schließt sich den Traditionen eines Glaubensbekenntnisses an, und verfällt dadurch der Parteiung. Diese Parteiung ist nichts so Geringes als der katholisch oder protestantisch dichtende Künstler glauben mag. Jener fühlt sich stolz in der Anknüpfung an die große Reihe von Jahrhunderten, und meint, eben deshalb sei der göttlich historische Nimbus der seinige. Dieser empfindet sich stolz im Gedanken des Sieges, welchen die prüfende Vernunftthätigkeit geltend gemacht, in der Losung „Vorwärts", und er nennt den Nebel der Zukunft seinen poetischen Nebel. Aber beide leiden von der unausgefochtenen Geschichte. Sie finden Anhang, aber sie finden nicht die Nation. Und was eine ganze Nation vereinigt, das ist immerdar viel mehr, als was einen Anhang vereinigt. Je mehr Glieder verschiedener Art zu einem Bau vereinigt worden, desto fester und inniger geschlossen, desto reicher und mächtiger ist dieser Bau, desto größere Welt strahlt von ihm aus. Dies ist die großartige Bedeutung dessen, was Geschichte geworden für die Poesie. Die gefundene Idee, von welcher die Philosophen sprechen, ist für die Poesie von schwachem Werthe. Was man in diesem Zusammenhange „Idee" nennt, das kann für die Poesie gar

nicht gefunden werden. Es muß nicht blos gedacht, es muß entstanden, es muß geworden sein. Die Poesie hat es nur auszusprechen, die Kunst hat es nur zu gestalten, es muß vorhanden sein, wenn auch nicht für den Alltagsblick; es muß Geschichte sein, oder wenigstens auf dem Punkte der Reife stehn, um durch die That des Künstlers als geschichtlich empfunden und anerkannt zu werden.

Weil dies nicht zugegeben wird, richtet die fordernde philosophische Kritik so viel Verwirrung an in unsrer Poesie, und weil dies nicht eingesehen wird, treffen die katholisch oder protestantisch schaffenden Künstler nur ein vergangenes oder nur ein einseitiges Leben. Ein katholischer Protestantismus, oder wenn man das lieber will, ein protestantischer Katholicismus allein ist bis jetzt immer nur die geschichtliche deutsche Seele gewesen für den organisch schaffenden Künstler.

Was wäre damit anzufangen gewesen für die Bühne? Unermeßlich Viel. Die Bühne hätte in höherem Sinne das übernommen, was der tugendbeflissene Alltagsgeschmack von ihr zu fordern pflegt, und was er zur Entschuldigung des Gaukelspiels die „moralische Wirkung" nennt. Sie hätte dies geleistet, ohne auf den geringeren Standpunkt dieser Forderung hinabzusteigen. Sie hätte gelehrt, ohne zu dociren; sie hätte gebildet, ohne zu lehren; sie hätte gestaltet, was vor zehn Jahren in unserm Vaterlande überall der Gestaltung harrte.

Das katholische wie das protestantische Deutschland war vor zehn Jahren bereit, eine Einigung zu suchen, welche über den Glaubensformeln stände: die Poesie konnte einen besseren Frieden zu Stande bringen als jenen Westphälischen, welchen nur die Erschöpfung, nicht der friedliche Sinn geschlossen.

Warum ward diese Aufgabe verachtet? Verachtet ward sie nicht, wenn auch nichts zu ihrer Lösung geschah. Und es konnte nichts zu ihrer Lösung geschehen, und es kann nichts zur Lösung ähnlicher Aufgaben durch die Bühne in Deutschland geschehen, weil man der Bühne keine Unbefangenheit gestattet. Materiell unterstützt man die Kunst, aber die Seele der Kunst knechtet man, indem man von vornherein bestimmt, was sie zum Vorschein bringen dürfe. Dies Geschwätz auch unter sogenannten Conservativen über den Verfall dramatischer Kunst, dies Achselzucken darüber und Traurigsein! Als ob man sich beklagen könne über die Verkümmerung einer Pflanze, wenn man selbst ein enges Bretterhaus um die Pflanze gezimmert, welches die Höhe und die Breite der Pflanze vorausbestimmt! Ja, warum wächst denn die Pflanze nicht wenigstens so hoch und so breit, als ihr erlaubt ist! rufen sie wohl gar.

Die Entwickelung poetischer Lebensfragen ist auf der Bühne nicht möglich, so lange die Bühnen in halb officieller Weise den jedesmaligen Standpunkt der Re-

gierung, ach und nicht blos der Regierung, sogar der Höfe vertreten sollen. Die Regierung hat andere Aufgaben als die Kunst. Sie mag letztere bis auf einen gewissen Punkt überwachen. Dieser Punkt ist ohnedies der Grenzpunkt zwischen Kunst und Spectakel. Was jenseits des Spectakels liegt, muß unberührt von ihr bleiben, und kann es auch im Interesse einer guten Regierung. Denn jenseits dieses Punktes liegt nichts Störendes und Aufregendes mehr; was Kunst geworden ist, das hat keine rohen Elemente mehr. Das Anregende aber soll eine gute Regierung willkommen heißen, soll sie um die höchsten Preise fördern, es wird ihr selbst unerläßlicher Lebensathem, und was Kunstwerke anregen, das ist immer wohlthätig, denn eben als Kunstwerke sind sie durch die ihnen einwohnenden Gesetze über alles Gemeine erhaben.

An diesem Hindernisse hatten wir noch nicht genug; denn wir haben nicht nur einen katholischen und einen protestantischen Staats- und Glaubensvertreter an den deutschen Hoftheatern. Wäre dies, so könnt' es immer noch einiges Gedeihn geben, da in der That die protestantische Seite den poetischen Gedanken einer Glaubensverschmelzung freisinnig gestalten läßt. Wir haben aber auf katholischer Seite dreifach verschiedene, auf protestantischer Seite sechsfach verschiedene Staats- und Glaubensvertreter, und in der Zeit des Friedens befolgen die Protestantischen nicht nur unter einander,

sondern auch gegen die Katholischen sogenannte „Conivenz", das heißt, sie weisen nicht nur ab, was zu Hause unbehaglich erscheinen möchte, sondern sie beseitigen auch gelinde, was außer dem Hause, was drüben im andern Staate Unbehagen erregen könnte, dadurch erregen könnte, daß es nur überhaupt irgendwo vorhanden. Kurz, man verhält sich solidarisch ablehnend gegen die dramatische Kunst.

Ist dies genug des Hindernisses? Nein: denn es betrifft nach dem Obengesagten nur die höchsten Interessen in Glaubens- und Staatsfragen. Die untergeordneten Fragen machen aber dieselben Ansprüche auf sogenannten Schutz, und da unter neun Hauptvertretern — der Kürze wegen übergehen wir dreißig — sich die Rücksichten schon so reichhaltig kreuzen können, um das dichteste Netz zu bilden, so mache man sich eine Vorstellung, welche mauerartige Verschränkung entsteht gegen jedes neue Stück von einiger Bedeutung.

Damit sind wir aber noch nicht am Ende, denn es handelt sich bei den Hindernissen nicht nur um Satz und Theorie, es handelt sich auch um Familien und Personen. Die unglückliche Idee, mit dem Begriffe Hoftheater auch Begriffe der Hofetikette zu verbinden, hat unabsehbare Folgen. Gäbe es nicht einzelne Fürsten, welche großen Sinnes diese zerstörenden Vorbedingungen überschreiten ließen, so wäre das deutsche Drama schon längst erstickt. Es fristet sich nur von

Ausnahmen, welche jener große Sinn Einzelner, welche augenblickliches Bedürfniß oder persönlicher Einfluß und Zufall zu Wege bringen: grundsätzlich würde der consequente Begriff des Hoftheaters, welcher über Leben und Tod des deutschen Drama's entscheidet, das deutsche Drama nur zum bedeutungslosen Spiele werden lassen.

Ja endlich kommt zu all diesen Hindernissen auch noch der Schutz des Auslandes. Das heißt: wir schützen das Ausland gegen uns. Irgend eine historische Begebenheit, welche dem Gedächtnisse eines fremden Staates unbequem sein könnte, die wird von unserm Theater fern gehalten. Manche Gesandtschaften haben sogar in diesem Punkte mehr Aufmerksamkeit bei uns zu erwarten, als ihre Regierung im eignen Lande in Anspruch nimmt. Es giebt nichts Grelleres, als wenn man in diesem Punkte das Repertoir Frankreichs und Englands mit dem unsrigen vergleicht. Von Katastrophen im Auslande gar nicht zu reden, denn ein Franzose und Engländer würde es ganz und gar unbegreiflich finden, die Darstellung derselben zu beeinträchtigen, so lange die Darstellung in einem würdigen Style sich bewegt; — ein Franzose und Engländer findet es ferner unzweifelhaft natürlich, daß sein Interesse als Autor und Publicum ganz und gar in erster Linie stehe und daß eine Frage der Höflichkeit gegen das Ausland eine untergeordnete sei. Er hat noch ganz andere Dinge voraus! Der Engländer hat einen Shakespeare auf-

zuweisen, welcher vor der Königin Elisabeth die englischen Königstragödien aufführen durfte, welcher selbst den Vater der zuschauenden Königin, Heinrich VIII., dramatisch vorstellen durfte! Der Franzose hatte selbst in der strengen classischen Zeit seines Royalismus dem ästhetischen Gesetze nach vor Augen: daß eine Katastrophe nur dreißig Jahre verflossen sein müsse, um der dramatischen Weihe theilhaftig zu sein.

Und wir? Ich will dies Thema hier nicht erschöpfen, da ich bei Herausgabe meines Stückes „Struensee" im Stande und genöthigt sein werde, die erstaunlichsten Data anzugeben für die bei uns herrschenden Maßstäbe. Sind es Maßstäbe, sind es schwankende Bedenklichkeiten? Unsere dramatische Literatur leidet in dem einen wie in dem anderen Falle, und die Autoren, welche streng vaterländische Stoffe gefunden, sie haben eine solche Reihe Maßstäbe oder Bedenklichkeiten beizufügen, daß der gedankenloseste Kritiker in seiner literarisch scheltenden Frage: Warum haben wir kein historisches Drama? stocken muß.

So genau kannte ich nun freilich alle die Gräben, Hecken, Verhaue und Gitter nicht, welche unser höheres Drama bedrohen, als ich im Jahre 1837 die dramatische Schriftstellerei wieder aufnahm. Aber unbekannt war ich damit nicht, eben weil ich diese Gattung der Schriftstellerei wieder aufnahm, weil ich sie früher schon betrieben hatte. Das Theater nämlich hat mich zur

Schriftstellerei geführt. Von früher Jugend auf habe ich für das Theater das lebhafteste literarische Interesse gehabt. Wenn ich mir's genau vergegenwärtige, so sehe ich, daß ich als lernbegieriger junger Mensch Jahre lang die Literatur nur im Theater sah, daß ich mir einbildete, alle andre Schreiberei sei nur Vorbereitung dazu, um von der Bühne herab eine so lebendige Wirkung zu erreichen. Ich erstaune jetzt, wie ich als Knabe so Viel habe in mich aufnehmen und wie ich bis zu einem gewissen Grade Stoffe habe verarbeiten können, die doch über meinem Kreise liegen mußten. Wahrscheinlich hat wohl eben die dramatische Form in meiner Auffassungsfähigkeit ein entsprechendes Organ gefunden. Bücher aus damaliger Zeit habe ich vergessen, aber aus einer theatralischen Saison, die gewiß länger als ein Vierteljahr dauerte und während welcher täglich gespielt wurde, erinnere ich mich noch jedes Stücks. Von Opern konnte in der kleinen Stadt und mit der reisenden Butenopschen Gesellschaft nicht sehr die Rede sein; ein Paar Singspiele abgerechnet, hatte ich also gegen hundert Stücke, sicherlich das ganze damals gangbare deutsche Repertoir gesehn und behalten. Denn wir erschraken nicht etwa vor Stücken wie die „Braut von Messina", wir gaben Alles, und die Illusion eines Knaben wurde nicht leicht gestört. Im Gegentheile erhöhte ein wildes Gewitter, welches die alte Reitbahn während einer Vorstellung der „Kreuzfahrer" erschüt-

terte, den Eindruck für mich. Weil das Dach der Reitbahn Löcher hatte, und es empfindlich einregnete, mußten die Zuschauer in Haufen zusammenrücken auf die trocknen Orte, und dieser Anblick der haufenweise zusammengepreßten Zuschauer schien mir wohl eine Folge der ängstlichen Spannung zu sein, welche das bedrohte Schicksal Balduin's von Eichenhorst und Emma's von Falkenstein hervorgebracht. Auch das ängstliche Gewissen mochte meine Spannung erhöhen. Ich war ein armer Bub und hatte nicht im Entferntesten die Mittel, täglich zwei Groschen für den letzten Platz zu erschwingen. Auch nicht einen Groschen, denn wir teilschten an der Kasse, und es gelang wohl manchmal, besonders wenn es nicht voll wurde, daß Einer von uns für die Hälfte des Preises hinein durfte. Ich mußte andre Wege suchen, und ich fand sie, wenn auch unter Schwierigkeiten und Demüthigungen. Was versucht und erträgt nicht die Passion, und Theater war meine Passion. Ich brachte allabendlich einem zweiten Liebhaber den kleinen Handspiegel, welchen ich für diesen Zweck meiner Mutter abgeschwatzt hatte. Er war nicht fehlerlos dieser Spiegel; nicht unbedeutende Partieen Quecksilber waren seinem Rücken untreu geworden, und diese Untreue machte im Laufe der Saison Fortschritte. Das bemerkte auch der zweite Liebhaber und schalt. Aber ich ließ mich dadurch nicht irre machen, und schlich allabendlich mit meinem Spiegel bewaffnet an der Kasse

vorüber. Wurde ich angeschrien, so hielt ich mein Instrument wie ein blendendes Schild vor, und ohne mich auf Erörterungen einzulassen schlüpfte ich hinauf hinter die Coulissen. Dort stellte ich ihn an des zweiten Liebhabers Ankleideplatz in möglich gutes Licht und verschwand durch ein heimliches Loch unter dem Podium, um in stiller Einsamkeit abzuwarten, bis der Stadtpfeifer mit der Musika einleiten würde. Gewöhnlich habe ich mir in jener Düsterniß das letzte Stück vergegenwärtigt und dem neuen Zettel nach, welchen ich stets auswendig wußte, mich in Combinationen eingelassen, was im heutigen Stücke vorgehn werde. Diese ersten Studien mögen wohl beigetragen haben, daß sich mir die Stücke so genau einprägten. — Begannen dann die ersten Aeußerungen der verstimmten Geigen, dann schlüpfte ich durch eine halbgelöste Planke auf die Musterbank hinaus, weil nun so viel Menschen zwischen mir und dem Aufseher waren, daß ich unbemerkt den ersten und zweiten Platz überwinden und zum letzten, mir höchstens geziemenden, hinauf dringen konnte. Dies Uebersteigen lief mitunter mißlich ab, und wenn der letzte Platz sehr voll war, so mußte ich zuweilen auf der letzten Bank des zweiten bleiben, und dies beunruhigte mein Gewissen in hohem Grade, weil ich nicht dahin gehörte und jeden Augenblick ausgewiesen werden konnte. Diese Unruhe steigerte sich, als der zweite Liebhaber nicht mehr gefiel und dies nach Menschenart mei-

nem unglücklichen Spiegel zuschrieb, die weitere Annahme desselben also entschieden verweigerte. Ich ließ mich nun freilich dadurch nicht abhalten, meinen Spiegel doch hineinzutragen, aber ich mußte ihn bei mir behalten, und das erschwerte mein Ueberklettern und meine Stellung überhaupt. Ihn wegzulegen wagte ich nicht aus Furcht vor gänzlichem Verlust. So beschleunigte ich die Katastrophe, denn der Aufseher hatte Augen wie ein Falk, und wußte sehr wohl, was es zu bedeuten habe, daß ich mein Entréebillet stets bei mir führte. Die Katastrophe kam und mein Unglück schien mir grenzenlos. Darüber nachsinnend saß ich eines Sonntags Vormittag vor der Reitbahn. Die Schauspieler kamen zur Probe, und der Mitdirector, welcher den Regisseur machte, blieb in meiner Nähe stehn, auf den von fernher kommenden Zettelträger wartend. Letzterer mit Namen Krebs war Bedienten-Darsteller, Requisiteur, Inspicient und was weiß ich sonst noch in einer Person. Er war mir nicht abgeneigt, weil ich ihm oft mit praktischem Rath an die Hand gegangen war, wenn er nach seltnen Requisiten umhergeirrt und um die wahrscheinlichen Quellen verlegen gewesen war. Der Director-Regisseur verlangte jetzt eine der schwierigsten Requisiten: nichts weniger als ein Pferd! Rochus Pumpernickel sollte gegeben werden und auf dem Zettel sollte stehn: Rochus Pumpernickel erscheint zu Pferde. Krebs erschrak, und senkte die Augen. Sie fielen auf mich,

der ich auf niedrigem Steine saß, und der ich nun meinerseits durch Krebsens plötzliche Frage erschreckt wurde: Junge, hat Dein Vater nicht ein Pferd? — „Ja, ein braunes mit einem Tigermaul!“

Die Couleur mochte verführerisch sein, kurz, ich mußte versprechen, das Pferd zu besorgen und wenn ich dies Versprechen hielte, so dürfte ich von jetzt an jeden Abend frei in's Theater. — Welch ein Ereigniß! — Die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Das Pferd konnte Schaden leiden, denn es führte nur eine Hühnerstiege auf's Theater hinauf, und unser Tigermaul war auf gar nichts Ungewöhnliches eingerichtet. Alsdann erschien es auch der Familie bedenklich, das in der ganzen Stadt bekannte Hausthier auf der Bühne figuriren zu lassen. Jedermann würde ja rufen: Das ist Laube's Pferd!

Ich überwand Alles. Rochus Pumpernickel erschien auf unserm Pferde und dies that das Gebräuchliche. Ich spielte dabei in blos praktischer Absicht den schweigsamen Stalljungen, das einzige Mal, daß ich auf dem Theater aufgetreten bin. Bei aller Passion hab' ich nie die geringste Neigung gehabt, selbst zu spielen. Mein Debut lief auch übel genug ab. Das Pferd nämlich war um keinen Preis die Hühnerstiege wieder hinabzubringen; es stellte sich an, als müsse es Hals und Bein brechen, und der Stalljunge erlebte ein schreckliches Nachspiel von Vorwürfen über die Komödiantenneigung, welche diese mißliche Lage herbeigeführt. Als nun gar der

Director-Regisseur den genialen Vorschlag machte, die ersten Bänke des ersten Ranges abzureißen, damit der Gaul von der Scene auf den Sand des Bodens hinabspringen könne, da riß meinem Papa die letzte schonende Rücksicht. So was einem friedlichen Thiere zuzumuthen!

Die Folgen dieser Begebenheit, welche ohne Hals- oder Beinbruch des Pferdes gegen Mitternacht zu Ende ging, waren für meine dramaturgische Erziehung nicht unwichtig, obwohl ich sehr spät, vielleicht erst jetzt erfahren habe, daß sie nicht unwichtig gewesen. Herr Zimmermann nämlich, der Regisseur-Director, gestattete mir von diesem Abende an intimen Zutritt auf dem Theater, besonders auch in den Proben. Und zufälligerweise gab es gerade damals einige Wochen Ferien. Meine gespannte Aufmerksamkeit und daß ich ihm Dies und Jenes augenblicklich zutragen konnte — denn ich paßte auf wie ein Schießhund! — mochte ihn dazu veranlassen, und so erhielt ich ungewöhnlich früh eine genaue Detailkenntniß von der sogenannten Inscenesetzung eines Stücks.

Ich lese oft mit Erstaunen, daß man in Deutschland für den Dichter gern so großen Werth legt auf diese Theaterkenntniß. Man übertreibt darin gewiß, wenn ich auch nicht läugnen möchte, daß die Sicherheit hierin dem Autor manche Wendung erleichtern kann in der Schöpfung eines Stückes. Auf der andern Seite

aber ist es geradezu besser, wenn der Autor nicht so vertraut ist mit den herkömmlichen Hülfsmitteln: er muthet dann dem Regisseur Ungewöhnliches zu und setzt die leicht stockig werdende Maschine nach einer neuen Richtung in Gang.

Für das, was man Theaterkenntniß nennt, ist die Hauptsache: Viel zu sehen, das heißt viel Vorstellungen zu sehen, gute und schlechte. Dies ist ein außerordentlich lohnendes Studium. Wer nicht gedankenlos und ohne alles Talent ist, der erhält nach einiger Zeit nicht nur ein feines Vorgefühl für jede Anlage eines Motivs oder einer Situation und empfindet, ob eine edle oder alltägliche, eine starke oder schwache Wirkung sich bereite, sondern es ordnet sich ihm auch von selbst ein System der Motive, wenigstens eine Reihenfolge derselben. Ein also Eingeweihter kommt auch sehr bald über den in Deutschland gebräuchlichen Irrthum der Kritiker hinaus, als ob die erste und die letzte Frage über ein Stück auf die Charaktere zu richten sei. Ohne interessante oder mächtige Charaktere wird kein Stück Nachdruck und Dauer gewinnen, aber es kann sie nicht blos durch die Charaktere gewinnen. Ein geübter Zuschauer weiß bald, daß die Handlung im Ganzen die Hauptsache ist. Sein Auge sucht zuerst nach Anlage und Umriß derselben, wie das Auge des Reisenden zuerst die großen Umrisse der Landschaft aufsucht und aufnimmt, und dann erst zu den einzelnen Scenen und Bildern über-

geht. Letztere erhalten erst ihre Bedeutung und Wirkung durch das Ganze.

Doch erinnere ich mich deutlich, daß mir damals gerade durch die Theaterkenntniß innerhalb der Kulissen ein wichtiges Moment für den Theaterdichter auf immer eingeprägt worden ist, das Moment: den Schein consequent aufrecht zu erhalten. Die Kunst überhaupt ist ja doch ein erhöhter Schein des Wahren, und je energischer die Consequenz aufrecht erhalten wird, desto mächtiger wird die Wirkung. Ein unscheinbarer, halb lächerlicher Vorfall war's, welcher mir Knaben damals die Veranlassung gab zu solchem natürlich späteren Gedankengange. Es ward an jenem Abende aufgeführt „Des Hasses und der Liebe Rache", ein Schauspiel von Kotzebue, dessen sich das jetzige Theaterpublicum kaum noch erinnern wird, denn das Stück ist wohl seit 25 Jahren vom Repertoire verschwunden. Es spielt im französisch-spanischen Kriege, und am Schluß eines Actes hat ein Officier sein Pistol abzufeuern. Das Pistol versagte, während der Vorhang fiel. Publicum lachte, besonders da es hörte, daß hinter dem Vorhange noch einmal abgedrückt und wieder vergeblich abgedrückt wurde. Herr Butenop selbst spielte den Officier, und ich wußte, daß er gegen dergleichen Mangelhaftigkeiten unerbittlich streng war, und daß Freund Krebs eine schlimme Viertelstunde haben würde. Ueber Hals und Kopf eilte ich also hinauf hinter die Kulissen: dort trieb Herr Butenop den

unglücklichen Krebs wie einen Verbrecher im Kreise umher. Krebs bohrte und bastelte am Pistol und Butenop schrie fortwährend: das Publicum muß den Schuß hören, es muß ihn durchaus hören, sonst können wir nicht weiter spielen!

Darüber nachdenkend ging ich wieder hinunter. Wozu denn? dachte ich; wir wissen ja, daß es eigentlich hätte losgehen sollen. Da knallte plötzlich, wenigstens fünf Minuten nach dem Versagen, der Schuß hinter dem Vorhange. Das schwatzende Publicum fing an zu lachen, aber es fing nur an — man unterbrach sich im Lachen. Die Mehrzahl hatte rasch eingesehn, daß dieser Knall doch nöthig sei, um die Täuschung aufrecht zu erhalten. In einer großen Stadt würde man ausgelacht haben, in meiner kleinen Vaterstadt meinte man es ernstlich mit der Theaterillusion und billigte Butenop's Consequenz.

Ich kann nicht sagen, daß ich mehrere Jahre später als Gymnasiast die technische Aufmerksamkeit für das Theater erweitert hätte. Es war mir ein Genuß, in dem romantisch dunklen Glogauer Theatersaale hoch oben auf der Gallerie zu sitzen, aber ein Genuß wie ein anderer. Meine Theilnahme war schon durch zu viel andre Gegenstände des Geistes in Anspruch genommen. Die Kunst verlangt gänzliche Hingebung, wenn sie ausschließlich fesseln, also etwas ganz Eigenthümliches gewähren soll. Zweierlei nur ist mir im Gedächtniß geblieben. Eines Sonntags empfahl uns ein gebildeter

Mann, das heutige Schauspiel anzusehen, welches sehr schön und sehr lehrreich sei. Es war „Leichter Sinn" von Iffland. Ich empfand etwas davon, daß leichter Sinn noch etwas Anderes wäre als Leichtsinn, und daß hierin wohl eine feine gute Lehre liegen möchte. Aber ich empfand keinen so günstigen Eindruck von dem Stück, wie der gebildete Mann uns versprochen hatte. Später bei reiferer Einsicht ist mir eingefallen, daß ich die Lehre wohl, aber nicht die Schönheit empfunden hatte, und daß das Drama nicht von der bloßen Lehre leben kann.

Die zweite Erfahrung betraf das Publicum. In einem Lustspiele zierte sich eine alte Dame in vornehme Redensarten hinein, und erregte dadurch sehr lebhaftes Gelächter. Besonders entstand dies durch ihre eingemischten französischen Worte, und unter diesen Worten namentlich durch das Wort fils, an dessen Ende sie stets den Buchstaben s hören ließ. Das Publicum hielt dies der Rolle gemäß für falsch, und fand dies s äußerst lächerlich. Ich glaubte dem Publicum natürlich, so gewaltig ist eine überwiegende Majorität, und lachte tapfer mit. Späterhin lernte ich, daß fis die ganz richtige, also gar nicht lächerliche Aussprache, und daß das Publicum lächerlich gewesen sei.

Ich muß gestehen, daß mich diese Kleinigkeit nicht nur für lange Zeit mißtrauisch gemacht hat, sobald es sich um Aeußerungen des Publicums über Einzelheiten handelte, sondern daß sie auch überhaupt meinen Zweifel weckte über die Zuverlässigkeit jedes Theatererfolgs.

Seit der Zeit habe ich immer nach den näheren Umständen gefragt, wenn vom Schicksale einer Aufführung die Rede war. Und noch heute glaube ich, daß ein ganz geübter Blick oder ein ganz feines Ohr dazu gehört, den Werth eines Theatererfolges richtig abzuschätzen.

Man sieht übrigens an diesen Bemerkungen, daß der Gymnasiast nicht im Wachsthum des Theaterknaben blieb. Allerdings gehört der Beginn des ersten eigenen Stückes in diese Zeit; denn auch ich habe meinen Conradin in Jamben gepeinigt. Aber dieser Versuch ist mir vielmehr ein deutliches Zeichen, daß ich mich vom dramatischen Wesen entfernte, und wenn man der Sache auf den Grund geht, so wird man dies von der Mehrzahl deutscher Stücke sagen mögen, welche in gedruckten Versen die Buchhändlerlager füllen. Lyrische Rede, höchstens Rede und Gegenrede ist ihnen die Seele; das Drama selbst liegt ihnen fern. Den Abschied Conradin's von seiner Mutter zu declamiren, überhaupt zu declamiren, das war mein Ein und Alles, als ich, mit einem braven Schuster zusammenwohnend, dergleichen in Reime setzte. Des Gymnasiasten Sinn steht im Wesentlichen wohl auf epische Form. Wer läse auch sonst den Bliomberis und jene Heldengedichte, in denen mit dem guten Schwerte und dem unwandelbaren Edelmuthe Alles gleichmäßig ausgerichtet wird.

Der Student erst wird lyrisch. Die Liebe, die Kameradschaft, die Ideale erfüllen ihn. Es scheint mir

unbegreiflich, daß mein Theaterintereſſe in ſo völliges Vergeſſen habe ſinken können in mir. Und doch wußte ich als junger Student kaum noch, daß eine Bühne exiſtire. Aeußerliches Handeln, Liederſingen, Verbindungsweſen, chimäriſche Politik, verſchwimmendes Poetiſiren, Reiſen erfüllten meine damaligen Jahre. Reiſen aber, das erfahre ich heute an mir, ſind geradezu ein Todfeind aller dramatiſchen Anlage in uns. Sie verlangen Erweiterung der Aufnahmsfähigkeit, während das Drama Verengerung des Intereſſes erheiſcht. Sie ſind das Lernen in der Zerſtreuung, das Drama aber iſt das Wirken in der Sämmlung. In der Literatur entſpricht dem Reiſen die Journaliſtik.

Daß kein gutes Theater in der Univerſitätsſtadt war, mochte wohl beitragen zu meiner Nichtachtung. Ich habe niemals, auch wenn ich voll Intereſſe für das Theater war, einer mittelmäßigen Darſtellung den geringſten Geſchmack abgewinnen können. Wie viele Leute wollen Theater um jeden Preis, wie Vielen iſt ein ſchlechtes Theater wenigſtens die Quelle des Scherzes! Ich kann bei ſolcher Gelegenheit nicht lachen, ſondern empfinde nur die Demüthigung, daß ein Edles entwürdigt wird. Iſt dies Pedanterie, oder iſt es ein Zeichen, daß ich eigentlich ſtets den tiefſten Antheil an dramatiſcher Kunſt genommen? Ich kann es nicht ſagen. Jetzt freilich weiß ich, daß ſeit langer Zeit nicht das Theaterweſen, ſondern das dramatiſche Weſen mich gefeſſelt,

und daß ich ein sogenannter Theaternarr niemals gewesen, auch da nicht gewesen bin, als ich in der zweiten Universitätsstadt wiederum allabendlich in's Theater lief.

Diese Neigung erwachte übrigens nicht, weil in dieser neuen Stadt ein gutes Theater war. Das Theater in Breslau war ziemlich gut, aber ich war doch über ein Jahr an dem Orte, ohne ein einziges Mal hinzukommen. Der Zufall führte mich hin, das Amt des Bruders Studio, welcher die Unschuld, wie er glaubte, zu schützen hatte. Ein Schauspieler war unter uns erschienen und hatte uns aufgefordert, einer Dame beizustehn, welche von der Direction verfolgt werde. Diese wolle ihr den Contract nicht halten, und habe, damit es einen Vorwand gebe, Mißfallsbezeigungen angestiftet gegen die Dame, welche anderen Tages auftrat. Als hitzige Ritter waren wir gleich bereit, für die Dame zu wirken, und besetzten anderen Tages das Parterre. Wer Miene machte, Mißfallen zu äußern, wurde von uns beleidigt bis zur nothwendigen Forderung, und dies theilte die Aufmerksamkeit dergestalt, daß unser Haufe freie Hand behielt zum Applaus. „Wenn sie nur wenigstens hübsch wäre," murmelte wohl Einer und der Andere, aber er klatschte doch. Wunderlich genug hieß derjenige, mit welchem ich es persönlich zu thun bekam, Tschech. Es war ein alter Student von einer uns feindlichen Landsmannschaft, ein tapfrer Bursch, aber nicht gerade so hartnäckig, daß ich deshalb glauben dürfte, es

sei derselbe gewesen, welcher neuerdings das Attentat begangen. Wenigstens hatte er nach dem Theater in der Weinstube die Unbefangenheit, über unsern Kriegsplan, welchen er dort erst erfuhr, herzlich zu lachen und gegen die bloße Rücknahme meiner Beleidigung nichts einzuwenden.

Das endlich wieder gesehene Theater hatte dabei gar keine Reizung für mich gehabt, und es bedurfte eines neuen Zufalls, mich ihm wieder zuzuführen. Dieser war wohl nicht außer Zusammenhang mit dem romantischen Style der Studentenschaft. Ich sah nämlich an der Straßenecke die Aufführung des „Käthchens von Heilbronn" angekündigt. Der deutsche Kaiser, welcher uns in den Köpfen spukte, Reichsstadtleben, Fliederbaum, Kleist, mir literarisch schon von Werth, Alles das trieb mich zu dem gewissermaßen officiellen Schlusse, abzuzählen, ob acht Groschen in meiner Tasche aufzutreiben wären.

Diese Vorstellung brachte mich zur Literatur und in die unmittelbare Theaternähe. Das Verhältniß zwischen Wetter vom Strahl und Käthchen traf mich wie ein zündender Strahl. Ich sage absichtlich: das Verhältniß. Es war nur ein einzelner Theil des Drama's, es war viel mehr literarisches Wesen, welches mich berührte. Aber die nächste Wirkung war Anschluß an literarisch gesinnte Studiosen, welche einen Dichterverein gründeten, und erwachte Theilnahme für einzelne

Vorstellungen im Theater. Solchergestalt begann mein literarisches Streben überhaupt, und auf diesem Wege kam ich auch zum Dramenschreiben.

Es ist hier nicht der Ort, dies Thema auszuführen. Ich will es nur streifen, um den Zusammenhang nachzuweisen für meine dramatische Schriftstellerei.

In unserm Vereine herrschte blitzblaue Romantik. Ich machte Alles mit und interessirte mich für Alles, weil mir in solcher unmittelbar auf Literatur gerichteten Zusammenstellung Alles neu war. Denn bis daher hatte ich planlos und absichtslos gelesen, und Shakespeare, Schlegel, Tieck, Solger wurden mir nun erst ergiebige Bücher. Aeußerst überraschend war es mir, mich von den viel weiter vorgerückten Genossen bald immer als Kritiker beachtet zu sehen. Ich war mir doch so ehrlich bewußt, Nichts zu wissen und Nichts zu können. Es mochte wohl daher rühren, daß ich ohne Vorurtheil, ohne irgend einen Schulstyl aus der blanken unliterarischen Welt unter Leute trat, welche schon länger gewohnt waren, mit Brillen zu sehen, und welche jung genug waren, die unbefangene Meinung eines Naturalisten anzuhören.

Ich verstand von Göthe erst Lieder und Faust, übrigens war er mir ein verschlossenes Buch; von Schiller aber strömte ich über, und zum Erstaunen meiner Bundesgenossen perorirte ich über die Braut von Messina und Torquato Tasso, die damals kurz hintereinander ge-

geben worden, wie heute zu meinem Aerger mancher literariſche Springinsfeld perorirt. Dies geſchah in einem öffentlichen Kaffeegarten, und ein blaſſer Mann mit einer Brille, der am nächſten Tiſch geſeſſen, trat bald darauf zu mir und forderte mich auf, ihm dieſe Rede niederzuſchreiben für ſein Blatt, genannt die „Freikugeln.“ Denn es beginne jetzt in der Schall'ſchen Zeitung wiederum die verwerfliche Goethe'ſche Richtung in den Aufſätzen eines aus Berlin verſchriebenen Kritikers.

Dieſe Aufforderung überraſchte mich höchlich, denn ich hatte nie an's Druckenlaſſen gedacht, und wußte gar nicht, ob ich für den Druck ſchreiben könne. Leichtſinnig ermaß ich indeſſen die Größe des Beginnens ſo gut wie gar nicht, und ſchrieb. Es wird auch darnach geweſen ſein. Aber es verwickelte mich ſogleich in Kampf und Krieg mit jenem Berliner, welcher Niemand anders war als Wilhelm Wackernagel, und Kampf und Krieg üben raſch alle Kräfte. Ich mußte mich unterrichten, und das Gelernte ſtets auf der Stelle ſchmieden. Jetzt weiß ich, daß Wackernagel vollkommen Recht hatte, meine göttliche Beatrice geringer zu finden, als ſeine Leonore, aber damals lernte ich es nicht. Ich lernte nur Recenſionen ſchreiben, welche ein von uns gegründetes Blatt füllten neben weicher, ach, jämmerlich weicher Lyrik, und welche mich nach einem halben Jahre als wohlbeſtallten Recenſenten an Schall's eigne, von mir ſo hitzig bekämpfte Breslauer Zeitung führten.

Meine Aufgabe war keine geringere, als das Breslauer Theater zu recensiren. Und zwar war ich allein, und diese damals verbreitetste Zeitung der Provinz brachte allein Theater-Recensionen. Ein junger unreifer Mensch also hatte den Ton anzugeben über Kunstangelegenheiten, welche er nicht verstand und nicht verstehen konnte. Ich würde heute sagen: es war unverzeihlich von Schall, wenn ich nicht hinzusetzen müßte, daß es eine nationale Gewohnheit unter uns ist, die Theaterkritik jungen Leuten zu überlassen. Die meisten unserer Literaten verdienen sich die Sporen mit Theaterkritik, und dies ist einer der chronisch gewordenen Schäden des deutschen Theaters. Giebt es eine Kritik, welche reichere Erfahrung voraussetzt, als diese? Das Drama selbst ist die schwierigste Kunstform; in ihr werden die verschiedenartigsten Lebensformen dargestellt, und der Schauspieler hat vom Könige bis zum Bettler Formen, Verhältnisse, Gewohnheiten wiederzugeben, welche dem jungen Menschen theils nicht geläufig, theils ganz unbekannt sind. Und über alles das richtet der junge Mensch. Was für Folgen kann dies Mißverhältniß haben?

Ich habe mich im Auslande erkundigt, und habe gefunden, daß uns dieses Mißverhältniß eigenthümlich ist. Es wird nicht nur nirgends so Viel kritisirt als bei uns, es ist auch nirgends so die verkehrte Welt zu Hause, daß vorzugsweise die Jugend ein Amt verwaltet, welches vor allen Dingen Reife und Erfahrung voraussetzt.

Wir strotzten übrigens von dramaturgischen Gemeinplätzen, die wir uns aus den vorhandenen Hülfsmitteln unserer Literatur zusammengelesen hatten, und strotzten von sicheren Recepten für jede Gattung von Stücken, wie dies der Fall zu sein pflegt bei Aerzten, welche nicht mit eigenen Augen sehen und unterscheiden können.

Unter solchen Umständen gerieth ich in eine Periode von wenigstens zwei Jahren, während welcher ich jeden Abend, aber jeden Abend im Theater war. Routine in Theatersachen mußte ich natürlich erlangen, und dies zeigte sich wohl auch in den praktischen Anforderungen, welche während der Zeit an mich gemacht wurden. Aber wenn ich gründlich prüfe, was ich denn dabei gedacht, erfahren und gewonnen, so muß ich eingestehn, daß aller Kern, alle selbstständige Folgerung fehlte, ja mir scheint es, als sei ich in der Knabenzeit tiefer innen gewesen in der dramatischen Anschauung. Dem Knaben waren die Persönlichkeiten der Schauspieler verschwunden vor der sich kreuzenden und treibenden Handlung, der Kritiker in Breslau aber war ganz und gar angesteckt von der eingerissenen Unart, sich vorzugsweise nur um einige Hauptschauspieler zu kümmern.

Dieser Sinn für darstellende Matadore hat den dramatischen Sinn in Deutschland tief beeinträchtigt; der Geschmack an Virtuositäten hat den Geschmack am kunstreichen Ganzen verkümmert. Und doch ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit, die harmonische Bewegung des

Vielartigen, das Ineinanderdrängen der Gegenſätze bis zum Reſultate in ausgleichendem Schluſſe, doch iſt gerade dies Alles Seele des Drama's, und gerade die einzelne Virtuoſität, der Lyrik vielleicht genehm, dem Epos vielleicht unerläßlich, kann im Drama nur auf Koſten des Drama's herrſchende Stätte finden.

Die Virtuoſität nahm mich denn auch mannigfach in Anſpruch. Ich ſchrieb die officiellen Prologe, und machte Scenen und kleine Acte daraus, und bald gerieth ich in die herausfordernde Praxis ſelbſt. Es war die Zeit Paganini's, und eines Morgens trat ein Schauſpieler athemlos in mein Zimmer. „Ich bin fertig!“ keuchte er, „ich bin fertig! Nun helfen Sie mir!“

Wozu ſoll ich helfen, wenn Sie fertig ſind?

Er war fertig mit ſeiner Rolle, und ich ſollte ihm das Stück zu dieſer Rolle ſchreiben. Er hatte nämlich ſich und ſeine Geige ſo lange gequält, bis er die hauptſächlichſten grellen Kunſtſtückchen Paganini's nachahmen konnte. Nun wollte er in der Maske des berühmten Geigers auftreten, wo möglich in einem eigens dafür geſchriebenen Stücke. Ich hatte doch ſo viel Geſchmack, um es unpaſſend und abgeſchmackt zu finden, wenn der merkwürdige Virtuos mit Komödienphraſen auf der Bühne erſchiene, aber ich hatte doch nicht Geſchmack genug, um das ganze Anſinnen von mir zu weiſen. Ich ſtellte alſo nur die Bedingung, Paganini dürfe kein Wort reden, ſondern dürfe nur geigen und ſich verbeugen.

Das war dem Schauspieler, Just war sein Name, einerlei, und wirklich skizzirte ich mit jener beneidenswerthen schöpferischen Frechheit der Jugend noch im Laufe des Vormittags das ganze Singspiel. Ein ebenso behender Componist, Holland, jetzt in Petersburg, war zur Hand, und machte binnen zwei Tagen aus lauter Paganinischen Motiven die Musik dazu und nach acht Tagen, ich glaube Paganini war kaum fort von Breslau, ward aufgeführt: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos.“ Eine fabelhafte Prinzessin schwärmt darin für Kunstleistungen, und verspricht auf liebevolles Drängen ihrer Unterthanen sich Demjenigen zu vermählen, welcher ihr Herz durch irgend eine Kunstleistung zu Seufzern und Thränen rühren würde. Das Turnier wird denn alsbald ausgeschrieben, und man kann sich denken, wie Tenoristen und Solotänzer um solchen Preis arbeiten. Es ist umsonst, die Prinzessin seufzt nicht und weint nicht, das Volk bricht in Wehklagen aus. Da erscheint endlich mitten unter dem sehr chinesischen Kostum Paganini in seinem reizlosen schwarzen Frack und fängt an zu geigen. Schon nach dem ersten Stücke seufzt die Prinzessin hörbar. Er geigt wieder, nachdem er sich verbeugt, die Prinzessin bricht in Thränen aus, stürzt ihm in die Arme, und er benimmt sich kurios genug mit Geige und Fiedelbogen und mit der ihm eigenthümlichen hölzernen Grazie; allgemeiner Jubel und Tanz, und Publicus fand die Curiosität ebenfalls vergnüglich. Herr Just reiste mit der Farce jah-

relang im Vaterlande umher, und lebte von der Spielerei.

Mich brachte natürlich solch dummes Zeug nicht eben weiter in meiner Bildung. Der Erfolg verleitete mich, die dreiactige Tragödie, „Zwei Edelleute, oder die Freunde," welche ich sorgfältig geschrieben, bei Seite zu legen und possenhaftem Krame nachzulaufen. Diebitsch war damals über den Balkan gegangen, und es schien mir sehr nahe zu liegen, daß ein Enthusiast seine Tochter nur demjenigen Bewerber geben wolle, welcher einen Sack voll Türkenohren aufzuweisen habe. Dies war eben in zwei Acten überzeugend, wahrscheinlich nur für mich, beendigt worden, da nahm eine wirklich fortreißende Erscheinung all meine Theilnahme in Anspruch. Ein berühmter Schauspieler war angekommen mitten im härtesten Winter, und wie es hieß auf einem Rosse des Herzogs von Braunschweig, welches ihm dieser geschenkt. Wahrscheinlich hatte er es nicht zu dem Zwecke geschenkt, daß der Künstler auf gefrornen Wegen in einem Striche von Braunschweig nach Breslau reite. Aber was kümmerte uns das, die Romantik war leibhaftig da, und man erzählte Wunder von der heldenmäßigen Stattlichkeit des Ankömmlings. Heut Abend sollte er auftreten als Karl Moor. — Das Parterre war eine so compacte Masse von Jugend, daß sie in den Schultern einem festen Boden glich, aus welchem ein Wald von unerhörten Bäumen wachsen könne. Und ein solcher Wald erwuchs

wohl auch an jenem Abende. Ich steckte mitten in der Masse, und ich erlebte einen Eindruck überspannten Heldenthums, den ich nie vorher erlebt hatte und nie nachher erlebt habe. Wilhelm Kunst hieß dieser Karl Moor, welcher im prallsten Anzuge, der vollendetsten Statue eines kräftigen jungen Mannes gleichend, hereinstürzte vor unsere Blicke, und seine Scenen des ersten Actes dergestalt spielte, daß wir wörtlich vom Fußboden aufgehoben wurden. Solch ein Applaus war nie erhört worden, und solche Unmittelbarkeit, solch ein Austausch zwischen Karl Moor und einigen hundert Studenten muß von wildester Aeußerung sein. Kunst war damals in der schönsten Blüthe seiner prächtigen Kräfte, ich glaube wir haben geschrien, als er sich auf den Boden warf, als er mit den Fäusten die Steine zu erweichen vermeinte und mit furchtbarer Kraft stöhnte: Thränen, Thränen und kein Erbarmen!

Es ist allgemein bekannt, von welcher Art dieser Heldenspieler war. Nach alle dem, was ich indessen über ihn gelesen in Schriften, die nicht blos Zeitungen sind, achtet man den Zauber zu gering, welchen er eine Zeitlang ausübte. Er ist erst besprochen worden in der Literatur, als er schon seinen Frühling hinter sich hatte. Dieser Frühling war gar sehr verführerisch für den dramatischen Autor. Kunst trug wie der heilige Christophorus ein Schauspiel durch Dick und Dünn.

Diese theatralische Sicherheit und eine Frage des

Theater-Directors, ob ich denn nicht ein Stück für Herrn Kunst schreiben könne, stachelten mich zu einer lebhaften Anstrengung. Die dramaturgischen Phrasen, welche uns so geläufig, und ein gewisser Instinkt lehrten mich, daß nicht ein blanker Held wie der Torringer oder der Wittelsbacher zu erwählen sei, und in wenig Tagen hatte ich denn auch meinen anderen Helden und schleppte ein Häuflein Bücher zum Studium der Daten auf meine Zelle. Verwegener Unternehmungsgeist, der niemals blöde war, strotzende Sammlung des Interesses, welche keinen Augenblick ermattete, bis fünf große Acte vollendet waren, unerschöpflich scheinender Strom der Worte, der niemals stockte und über das Schwierigste hinwegfloß, bedenkliche und doch so beglückende Gaben der Jugend, ich sehe jetzt schon mit Erstaunen auf euch zurück! Binnen zehn Tagen waren die Vorstudien gemacht, war das Stück entworfen, war das Stück geschrieben, in Versen, großentheils in Reimen geschrieben und abgeschrieben! Der Rollenabschreiber blieb fast hinter mir zurück.

Gustav Adolph hieß es. Ich besaß offenbar nicht die schöpferische Kraft für etwas wirklich Originales, und das Schwankhafte einer unreifen Aesthetik hatte mir doch auch nicht ein vollständiges Muster gewährt. Was war denn also zum Vorschein gekommen? Ich habe das von Dachboden zu Dachboden mitwandernde Packet von Manuscripten seit wenigstens zwölf Jahren nicht mehr geöffnet, aber ich glaube mir doch

deutlich zu vergegenwärtigen, was auf dem Grunde meines Sinns über alle die angelernten Phrasen geherrscht. Meine Genossen glaubten weit über Schiller hinaus zu sein, das Schillersche Wesen eines Schauspiels war aber doch das Bestimmende in mir. Das hatte innen und außen die Form veranlaßt wenigstens bis zum vierten Acte. Der Anlauf war nur eben zu kurz und zu äußerlich gewesen; gegen den Schluß hin waren die angelegten Hülfsmittel erschöpft, und die angelernten Hülfsmittel wurden in Bewegung gesetzt. Für den vierten Act galt das für uns unumstößliche Axiom: hier tritt der Held in die Krisis seiner selbst, er sündigt gegen sein eigenes Wesen, die ihm inwohnende tragische Schuld wird geboren, die innere Nothwendigkeit seines Todes. Damit hatte es denn bei Gustav Adolph wenig Schwierigkeit: das Verlangen nach Deutschlands Krone, welches ihn harmlos bis dahin begleitet, entwickelte sich plötzlich in aller Bedenklichkeit und trat in Kampf mit der Uneigennützigkeit des Glaubenshelden. Innerer Friede war nicht mehr möglich, und der äußere Feind war im Herzoge von Lauenburg vorbereitet. Dieser nahm den Patriotismus zum Vorwande seines Hasses, eines Hasses, der aus Eifersucht stammte. Er liebte des Nürnberger Bürgermeisters Tochter, und diese liebte nicht ihn, sondern den König, und folgte als Page dem Heere. Ich besaß wohl den Takt, den König selbst nicht in ein Liebesverhältniß zu bringen, und ihn nichts wissen zu

laſſen von der Anweſenheit des Mädchens, dieſe Anweſenheit mag aber wohl etwas verwegen motivirt geweſen ſein.

Der letzte Act nun hielt ſich an das folgende Axiom unſrer Dramaturgie, daß der geknickte Held, den Tod im Herzen, ſich noch einmal hoch aufrichtet, muthig entſagend ſeine Beſtimmung erfüllt und den verſühnenden, erhebenden Tod findet. Er hielt ſich ferner, da mich der ſorgfältige Organismus Schiller's, den ich nur äußerlich ergriffen, natürlich im Stich ließ, an die banalen Empfehlungen Shakeſpeare's. Welch ein Leichenfeld von Stücken haben dieſe Empfehlungen zu Wege gebracht! Unſre ſchöpferiſchen Dramatiker Schiller und Göthe haben niemals geſagt, daß die weite, ſchlotternde Form des großen Briten maßgebend ſein ſolle. Die großen Intentionen, die Unerſchöpflichkeit der Charaktere, der Reichthum und die Weisheit der Gedanken hat ſie zur Hochachtung und Verehrung gezwungen, wie er uns dazu zwingt. Nur denen, welche nie ein Drama zu Stande gebracht, Dichtern wie Tieck war es vorbehalten, Alles an Shakeſpeare nachahmungswerth zu finden, und dieſer maßloſe Preis hat geradezu auflöſend gewirkt auf die Geſtaltung unſers Drama's. Ich war denn auch angeſteckt von dieſer bequemen Theorie, die Form als Nebenſache zu behandeln, ich hatte ſie auch behalten die klingende Phraſe: „hier ſprengt die Größe der Idee die Enge der Form!“ Was hinderte mich alſo, die ganze

Schlacht bei Lützen als letzten Act zu geben? Ich kannte ja Richard den Dritten! Da stehen ja die Zelte der feindlichen Führer, Richards und Richmonds, vertraulich neben einander, da wird Ferne und Nähe der Schlacht, platte materielle Begriffe! auf einen Punkt zusammengezogen. Abstrahirt, Zuschauer! Wie Viel muß nicht ohnedies Eurer Abstraction überlassen werden in aller sonstigen Uebereinkunft für dramatische Form! Warum nicht noch mehr? Ihr wißt ja doch, daß die Gewehre blind geladen, daß die Waffen stumpf, daß Felsen und Wasser von Leinwand sind! Entäußert Euch der groben Ansprüche auf wirkliche Täuschung. Die dritte Kulisse gehört ein für allemal den Schweden, die vierte den Kaiserlichen. Merkt Euch das, und glaubt daran, daß sie sich nicht wirklich begegnen können.

Es war ein Mordspectakel in diesem letzten Acte, denn an der Kanonade durfte es natürlich auch nicht fehlen, und ich hatte nur Angst, daß Gustav Adolph oder Wallenstein einmal die ihnen zukommende Kulisse verfehlen und einander umrennen würden. Jedenfalls wären sie nach einem höflichen „Bitte um Vergebung" sogleich wieder an ihre Bestimmung nach verschiedenen Seiten gerannt, und hätten weiter commandirt gegen einander. Publicum, zum dritten Theile aus meinen wohlwollenden Pappenheimern, den Herrn Studenten, bestehend, fand Alles schön, und auch die zahlreichen Officiere der Garnison fanden es ganz schmackhaft, am Schluß eine ganze Schlacht

mit durchzumachen: Alles, Alles wurde am Schluß gerufen — immer wiederkehrender blinder Lärm bei hohlen Stücken deutscher Anfänger — und Kunst dankte gravitätisch im Namen des jungen Dichters, welcher zum Erschrecken gleichgültig geblieben und in all dem Tumult zu der Einsicht gekommen war, er sei kein Dichter. Es war mir freilich auch gräulich gewesen, daß meine schönsten Verse und Reime oft bis zur Unkenntlichkeit hervorgekommen waren, und daß der Schwedenkönig im letzten Acte sein Schlachtgebet ganz und gar aus dem Souffleurkasten holen mußte, ja zwischen die salbungsvollen Worte „Herr der Heerschaaren" und „ewiges Vaterauge" immer einschaltete „Gott's Schwerenoth, so sprechen Sie doch deutlicher!" Aber diese Empfindlichkeit konnte mich doch nicht täuschen über mich selbst, über meine unzureichende Fähigkeit, und als bei der dritten Vorstellung das Publicum sich spärlich eingefunden, da wußte ich auch, daß Publicum sich nicht täuschte, und daß die ergreifende Seele meinem Stücke fehlte.

Neuerdings habe ich bei einem schwedischen Geschichtschreiber eine Schilderung der Lützener Schlacht gefunden, welche unsrer damaligen romantischen Faselei ein unschätzbarer Beweis gewesen wäre, daß wir doch die richtige Sehergabe besessen. Wunderlich genug ist nämlich wirklich ein Nürnberger Page in der Nähe des Schwedenkönigs gewesen und von kaiserlichen Reitern erstochen worden, wie meine Bürgermeisterstochter erstochen

wird. Letzteres geschieht allerdings beiläufig von Papyrenheim selbst, aber was thut das? Poesie muß ja das Gemeine erheben zum Vornehmen.

Der virtuose Heldenspieler konnte also unsern dramatischen Dilettantismus nicht beleben bis zu einer wirklichen Schöpfung. Er war zu abgesondert, zu äußerlich. Er brachte dem Stück nicht irgend eine geistige Atmosphäre. Den Odem des Faustrechtritters brachte er wohl; aber was konnte der Faustrechtritter sein für ein modernes Drama!

Kunst hatte auch schöne Gaben für eine kräftige, gemüthliche Bürgerlichkeit. Aber sie blieben brach liegen; wir waren nicht die Leute, sie zu wecken, denn der romantische Dunst schied uns ganz und gar von allem Werthe der Bürgerlichkeit. Dieser Hochmuth, welcher sich Ironie nannte, war ein Hauptsymptom unproductiver Romantik. — Außerdem hatte Kunst etwas Unstätes, welches eine organische Verbindung mit seinem Talente unmöglich machte. Die Erfahrung mit „Gustav Adolph" mußte mich also ganz und gar zurückschrecken vom Drama, oder ich mußte es wieder mit einem Helden versuchen. Eigentlich war ich wohl zurückgeschreckt, aber ich hing bereits in so viel äußeren Fäden mit Theater und schreibender Literatur zusammen, daß es eines energischen Entschlusses, einer völligen Trennung von Breslau bedurft hätte, wenn ich auf andre Wege gebracht werden sollte. Gewohnheit und Lieb-

haberei ſtreicheln ja gern die ungenügende Fähigkeit ſo lange, bis ſie glaubt, täglich zu wachſen und genügend groß zu werden. Du biſt ein zu rationaliſtiſcher Proteſtant, um den einfach gläubigen Guſtav Adolph wirkſam machen zu können! flüſterte die Liebhaberei in mir, und Du biſt zu ſchnell und zu haſtig verfahren! ſetzte ſie hinzu.

Ich ſuchte mir alſo mit Bedacht einen anderen Helden, einen weniger gläubigen, einen intereſſanteren, das heißt mir näheren. Er ward auch gefunden und mit großer Sorgfalt behandelt. Es war Moritz von Sachſen. Als ich mit der Tragödie fertig war, legte ich ſie ſtill bei Seite, um erſt nach einiger Zeit einen von mir ſelbſt unbefangenen Blick darauf werfen und ein Urtheil darüber gewinnen zu können.

Ich war offenbar auf dem Wege der Beſſerung, denn das Urtheil, welches ſich mir aufdrängte, war meinem Stücke ungünſtig. Ich konnte alſo noch nichts hervorbringen, was meinem Urtheile genügte, aber ich gewann doch ein Urtheil, in welchem die Ahnung lebte: das gute Theaterſtück muß Lebenselemente enthalten, welche Dir noch unerreichbar, ja unbekannt ſind, und zu welchen Dir der Kram von Theorieen nimmer verhilft. Meine Freunde ſchalten über das wegwerfende Wort „Kram von Theorieen", aber ihr Gewiſſen war wie das meinige ſchwer beunruhigt worden durch die Erſcheinung und Wirkung eines neuen Schauſpielers.

Dieser Schauspieler war damals, es mag im Jahre 1829 gewesen sein, in Norddeutschland neu, und sein Lächeln über unsre theoretischen Unfehlbarkeiten versetzte uns in Bestürzung. Denn wir waren nicht so verblendet, daß uns die schwertscharfe, wirklich moderne Macht dieses Schauspielers entgangen wäre. Im Gegentheil, wir waren in's Herz getroffen durch das einfache, klare, überzeugende Spiel dieses Mannes, durch die Macht seines Wortes. Seines Wortes! dies war es, dies Wort war das Schwert, ein protestantisches Schwert gegen unsre in Nebeln sich ballende Romantik.

Seydelmann war es. Wenn ich jetzt zurückblicke, so erkenne ich deutlich, daß die Erscheinung dieses Mannes von größtem Einflusse auf mich gewesen ist. Mochte ich auch nicht auseinandersetzen können, was Alles von moderner Macht wirksam sei in dem treffenden Worte dieses Künstlers, ich empfand doch bis zum Schmerze, daß mir bis daher das wirklich lebendige Moment des Drama's verschlossen gewesen sei, ich bezweifelte doch nun positiv, daß ohne schöpferische Fortbildung poetischer Gesetze treffende Wirkung möglich sei. Es war ein Hegelianer unter uns, er war als stolzer Schüler des großen Gamaliel von Berlin gekommen, und er verhöhnte auf andere Weise unsre Theorieen. Die Wahrheit, sagte er, ist nur im Denkprozesse zu finden, die Künste haben allerdings durch sinnliche Mittel zu verherrlichen, aber sie sind nur im Dienste unsrer gedach-

ten Idee, und insofern sind sie nicht originell, nicht eigen schöpferisch!

Dies fehlte nur noch zur Verwirrung. Ich mochte es nicht glauben und konnte es nicht genügend widerlegen. Ich fühlte, man könne eigen schöpferisch sein durch einen Act der Kunst, ohne daß man einer Schulphilosophie mächtig zu sein brauche; aber die großen anregenden Factoren, die staatliche Bewegung, die Nationalitäten, die großmächtigen Persönlichkeiten schliefen damals, wenigstens für mich. Ich hatte nichts, wovon mein Drang leben konnte, und ich ward nur immer mehr überzeugt, daß im Bereiche der Aesthetik keine Zukunft für mich blühe. Lenke ab von dieser Laufbahn, oder es wird gar nichts aus Dir! flüsterte eine starke Stimme in meinem Innern.

Sie ward sehr unterstützt durch die Stimme der Gläubiger, denn in dieser beiläufigen Eigenschaft des Künstlerthums: nichts zu erwerben und doch sorglos auszugeben, war ich der Lösung des künstlerischen Problems sehr nahe gekommen. Ich wendete mich also endlich mit der längst nöthigen Energie hinweg von diesem Wirrwarr, und richtete mich wieder zu meiner Brodwissenschaft. Fort aus Breslau, welches die Verwirrung selbst für mich geworden war, auf's Land, in die Einfachheit und Einsamkeit.

Mit diesem Entschluß traf die Nachricht von der Julirevolution zusammen. Da ward die Politik, um

welche wir uns nicht im Mindesten gekümmert, auf einmal ein lebendiges Interesse, und kopfüber untertauchend in dies Interesse vergaß ich Jahre lang jeglicher Kunstbestrebung, nur geschichtlichen und politischen Studien nachgehend. Ich vergaß! ist wohl nicht das richtige Wort, denn ich habe doch gerade damals unweit der polnischen Grenzwälder in reizloser Landschaft die ersten Fetzen der französischen Romantiker gelesen, die ersten Antitheſen Victor Hugo's, welche die Jugend so blenden können, weil sie so geistestrunken erscheinen. Die Trunkenheit verstand ich, den Geist verstand ich nicht. Ich mißtraute ihm, und es fehlte mir wirklich an der ästhetischen Sammlung, denn da drüben hinter den Grenzwäldern wurde der poetische Krieg geschlagen, welcher mehr als irgend ein anderes politisches Ereigniß das Herz betheiligen und eine moderne Iliade werden mußte. Warschau fiel wie Troja; es kamen die Flüchtigen, es folgten die Reactionen, die Feder ward Waffe. Kämpfend gerieth ich auf diese Weise zum zweiten Male ohne unmittelbar literarische Absicht in das Treiben der Literatur. Ohne literarische Absicht; denn die literarischen Formen schienen mir der vollständigsten Umwandlung gewärtig zu sein. Natürlich! Brachten sich doch in der rue Taitbout zu Paris mit dem Simonismus die interessantesten, von unserm bisherigen Lebensinhalte ganz abweichenden Gedanken in Form. Wen

hätte diese eigenthümlichste Erscheinung neuerer Zeit nicht in Spannung versetzt!

Deshalb war ich ganz erstaunt, als Gutzkow schon 1833 zu mir sagte: Wir sollten uns dem Theater zuwenden! Dies schien mir unmöglich, weil mir die Interessen der Gesellschaft dergestalt in Gährung schienen, daß Halt und Wirkung im Drama zunächst unmöglich sei. Vom Theater wirkt man ja doch nicht mit Speculationen, sondern nur mit Berührung längst fester Interessen. Mir aber schien es eines Theils, als sei kaum irgend etwas noch wirklich fest, anderen Theils als bege man auch nur Aufmerksamkeit für das, was eben in der Umsetzung begriffen.

Gutzkow wartete denn auch selbst noch sechs Jahre mit Abfassung eines wirklichen Theaterstücks.

All' unsre Speculationen wurden von außen verfolgt und niedergedrückt. Dieser Erfahrung gemäß erstand mir im Gefängnisse der tragische Charakter Monaldeschi's. Er war getränkt mit dem heißesten Blute moderner Absichten. Daß er damals nicht geschrieben werden konnte, war entscheidend für ihn: ein Bühnenstück wäre er damals schwerlich geworden, und im Jahre 37, wo ich dem Theater wieder nachtrachtete, blieb er wohl deshalb im Hintergrunde, weil ich als fortdauernd Gefangener nur die Hindernisse, nicht die Möglichkeiten für Theaterstoffe im Auge hatte. Für den Begriff eines historischen Drama's hatte ich nur ein schmerzliches Lä-

cheln. Was war natürlicher, als daß ich mich gewaltsam an die Erfindung eines leichten Spieles machte, welches eine leise, ganz leise satirische Färbung haben sollte. Ein Lustspiel! Ich war wieder Anfänger, und ein Anfänger soll sich hüten vor einem Lustspiele. Er wird zu fein oder zu grob, und die praktischen Wendungen, die bewegende Kraft im Lustspiele, fehlen ihm. Das blos Modische und das wirklich Moderne sollte in den Hauptpersonen handeln; das wurde zu fein für fünf Acte, und Fräulein Charlotte von Hagn, welche das Stück auf die Berliner Bühne bringen sollte, mochte dem Stücke wohl die Schwäche, das heißt die theoretische Absichtlichkeit abmerken, und deshalb nicht eben große Unkosten dafür machen. Ich erhielt es denn gegen Ende meiner Gefangenschaft zurück mit artigstem Lobe des Dialogs und mit der Aufforderung, kleinere Stücke für's Palais anzufertigen. Denn man habe mit Vergnügen ersehn, daß ich dafür ein seltnes Talent besitze.

So weit war ich also erzogen. Ich durfte lächeln, und das Manuscript in den Winkel werfen. Aber es schien mir nun doch nöthiger als je, die endlich wieder gewonnene Freiheit zur Erfrischung des Sinnes, zur Erfrischung der ziemlich gelähmten Unbefangenheit zu benutzen. Daß die hundertfache Censur unsers Vaterlandes verbietet, das ist nicht der größte Uebelstand: die größere wirkliche Gefahr besteht darin, daß sie die Ent-

ſtehung in den Gedankengängen verkümmert oder verhindert. Unter dem Verkümmern begreife ich auch die Uebertreibung. Ich wußte, daß Börne ſchon Aehnliches geſagt, und doch konnte ich mir nicht läugnen, daß es ſich auch an mir, dem Gewarnten, beſtätigte. Ein Jahr jenſeits des Rheines wird Dich wohl wiederherſtellen, dachte ich, und noch bei Schnee und Eis machte ich mich auf den Weg.

Ich ging über Holland nach Frankreich, und werde nie vergeſſen, wie mich das holländiſche Theater in Amſterdam überraſchte. Mit welchem Feuer, ja mit welchem Ungeſtüm wurde von dieſen phlegmatiſchen Holländern eine Tragödie aufgeführt und aufgenommen! Iſt denn auf dem letzten Grunde des Blutes ein heißeres Atom bei all den Völkerſchaften, die uns umgeben, als bei uns? Seit jener Zeit hab' ich ziemlich alle unſre Nachbarn kennen gelernt und auf der Bühne geſehn, und alle, alle ſpielen lebhafter Komödie als wir. Nicht nur der Pole, der Ungar, der Italiener, der Franzoſe, der Belgier, der Holländer, auch der Engländer, auch der Däne, auch der Schwede. Wir in der Mitte ſind die langſamſten und trägſten auf der Bühne.

Und doch war es auch in Paris nicht gerade das Theater, welches ich mit beſonderer Abſicht betrachtet hätte. Ich beſuchte alle Theater und ſah alle wichtigen Stücke und Schauſpieler, aber ich that es nur beiläufig. Das wurde mir deutlich, als ich eines Abends

im Renaissance-Theater unsern ausgezeichneten Emil Devrient fand, und von ihm erfuhr, wie ausgedehnt und gewissenhaft man das Theater-Studium in Paris treiben könne. Er wies mir nach, daß ich noch Manches unbeachtet gelassen und nachzuholen habe.

Ich hatte noch Zeit genug dafür übrig, da ich zunächst zwar in's Land hinein, zum Spätherbst aber aus dem Süden wieder nach Paris zurückkehren sollte. Draußen im Lande kam ich eines Morgens nach Fontainebleau. Ein deutscher Landsmann war bei mir, derselbe welcher als „Privatmann" in den „Drei Königsstädten" fünf Jahre später Skandinavien heiter mit uns durchflog. Ich hatte keine Ahnung, als wir Arm in Arm in's Schloß hinüber wandelten, daß mir die Empfängniß dreier ganz verschiedener Bücher in diesem gehäuften Schlosse bevorstehen sollte, der Französischen Lustschlösser, der Gräfin Chateaubriant und eines Drama's. Die Lustschlösser stiegen hier ganz und gar vor mir auf, die Gräfin Chateaubriant brauchte nur noch Schloß Chambord, welches ich einen Monat später sah, und für das Drama erhielt ich wenigstens einen unvergeßlichen Eindruck. Wir waren nämlich Stunden lang durch Flügel und Höfe und Jahrhunderte und Stile herumgewandert und endlich wieder auf ebener Erde, als der Führer auf einen im Umbau begriffenen Theil des Erdgeschosses zeigte mit den Worten: Dies ist die Hirschgallerie, welche lange Zeit halb verschüttet gewesen und

jetzt in mühsamer Wiederherstellung begriffen ist. Hier wurde Monaldeschi ermordet.

Monaldeschi? — Sollte man's glauben, daß der Name durchaus nicht eine Ideenanknüpfung an meinen Helden des Gefängnisses in mir weckte? Durchaus nicht. Wenigstens keine, deren ich mir bewußt worden wäre. Eine Operation ist in mir vorgegangen, aber ich habe erst viel später Kenntniß davon erhalten. Des Menschen innerster Sinn strotzt ja von den eigenthümlichsten Geheimnissen, und deshalb ist die Dichtung unerschöpflich. Dort im Garten von Fontainebleau erschien mir Monaldeschi nur im Zusammenhange mit der glänzenden, von Intriguen, Abenteuern und mächtigen Zügen angefüllten Königsgeschichte Frankreichs. Ein einzelner, abenteuerlicher Mensch mitten unter den erblichen Herrschern, und durch sein eigenes blutiges Schicksal mit diesen Herrschern von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebend. Er hat sich eingedrängt durch bloße Persönlichkeit unter die Potentaten, und hat mit ihnen gespielt. Man hat ihn ermordet. Nun, er hätte doch sterben müssen. Man hat ihm die Krankheit erspart und ihm ein geschichtliches Andenken gesichert. Eine Brochüre wurde uns an Ort und Stelle verkauft. Sie enthielt unter Anderem auch den Bericht des Prior Le Bel, welcher Monaldeschi's Beichte hat hören sollen und die Ermordung beschrieben hat.

Am biskayischen Golf, in einem baskischen Seebade dem schönsten, welches ich je gesehn, copirte ich einige Monate später Le Bel's schreckliche Beschreibung in's Deutsche. Ich saß auf einem Balcone und hatte die entzückendste Aussicht der Welt vor mir: die Mündung des Adour, den Ocean, die unabsehbare Nordküste Spaniens. Und wenn ich aufstand hinter mir die steile Wand der Pyrenäen. Ueber all das ausgebreitet der herrlichste Sonnenschein, unter mir das Spiel fröhlicher Basken. Welch ein Gegensatz zu dem schrecklichen Ende Monaldeschi's. Dieser Gegensatz prägte sich gewiß in meine Seele, und ist wohl später in die Situationen des Stückes gedrungen, aber an ein Stück Monaldeschi dachte ich nicht mit einer Sylbe.

Den folgenden Winter sah ich in Paris wieder fast jeden Abend Theatervorstellungen, ohne daß eine Ader meiner Knabenpassion davon erregt worden wäre. Nicht Genuß, nicht eigentliches Studium war dabei im Vordergrunde. Das Vaudeville und das Lustspiel gefielen mir bei weitem am besten, und besonders die eigentliche Technik, neben der unsrigen überlegen ausgebildet, beschäftigte mich. Ich muß einräumen, daß unsre Sprache nicht geeignet ist, so schnell gesprochen zu werden wie die französische, aber selbst mit dieser Einräumung verlange ich von unsern Schauspielern ein rascheres Tempo besonders für die Nebensachen. Weil die Franzosen dies haben, können sie in Anhäufung der Motive viel aus-

führlicher sein ohne langweilig zu erscheinen, und weil wir es nicht haben, erscheinen wir langweilig oder gewaltsam. Eine Probe dafür ist, daß wir in Scribe's besten Stücken streichen müssen, weil unsre Darsteller das Detail nicht bewältigen können. Freilich sind die französischen Schauspieler dadurch ungemein unterstützt, daß sie ein Stück so außerordentlich oft wiederholen, und zur Einstudirung des neuen hinreichende Muße haben können.

Gegen die classische Tragödie der Franzosen war ich eingenommen wie jeder Deutsche. Das Schlegelsche Urtheil ist uns in's Blut übergegangen. Selbst die Rachel bekehrte mich nicht. Aber je länger ich in Frankreich war, desto deutlicher wurde es mir, daß Schlegel die französische Seele der Tragödie nicht erkannt hat. Sie ist im Verhältniß zu heut allerdings ein Wenig erstarrt in der Tragödie des Théatre français, aber sie hängt noch heute innig zusammen mit den besten Eigenschaften der Nation. Sie ist dürr und mager im Vergleich zu dem dramatischen Musterbilde, welches wir aus den Alten, aus Shakespeare und aus unsern Classikern gestalten können; aber sie hat mehr richtige Grundsätze und mehr Reiz, als Schlegel an ihr entdeckt hat. Ich wurde zum Theil dadurch aufmerksam, daß Heine einmal mit Entzücken von dem süßen Reize Racine's sprach, Heine, der sich gewiß auf poetischen Zauber versteht und außerhalb aller gedankenlosen Phrasen denkt und spricht.

Das romantische Schauspiel der neueren Franzosen hätte mir doch unsern Kritikern nach viel näher liegen sollen. Es mißfiel mir fast durchweg auf dem Theater. Ich fand, daß diese Stücke voller Spitzen und Ueberraschungen in der Lectüre noch viel besser anmutheten als auf der Bühne, und daß der Mangel an Fluß und natürlicher Folge von den Brettern her noch viel unangenehmer wirke. So hatte mich Marion de Lorme von Hugo wohl interessirt. Jetzt sah ich es auf dem Théatre français vor einem ziemlich leeren Saale, und fand, daß die Wirkungen alle zu kurz, fast immer nur witzig; dramatisch aber ohne Bedeutung seien.

Sie haben nur den Anstoß zu geben, Bewegung zu erregen gehabt diese Romantiker. Das Drama selbst mit ächten Gesetzen der Tragödie zu verbinden ist ihnen schwerlich vorbehalten, dazu fehlt ihnen die Ruhe der Leidenschaft und in den Anführern das specifische Talent. Hugo ist ein Schilderer, Dumas ein Erzähler; jener nicht ohne Ziererei, dieser zu leichtsinnig.

Gedanken und Anregungen brachte ich also wohl mit nach der Heimath, als ich 1840 zurückkehrte, aber kein Bild, noch weniger ein Ideal. Da drüben jenseits des Rheins haben sie unverkennbar mehr Talente als wir, aber die Genialität ist doch wohl eher noch bei uns oder in England zu suchen! So dachte ich, als ich auf dem einsamen Waldschlosse bei Muskau die französischen

Luſtſchlöſſer ſchrieb, glücklich, wieder daheim zu ſein im Vaterlande, und erſtaunt allabendlich, wenn ich vom Pirſchgange aus dem Waldesdickicht heimkehrte und das verödete Waldſchlößchen betrachtete. Erſtaunt, denn es gemahnte mich im Anblicke dieſes verödeten Luſthauſes der Jägerei eine dämmernde Erinnerung. Nicht eine Erinnerung an etwas Einzelnes, an die Hirſchgallerie in Fontainebleau, an das äußerliche Schickſal deſſen, der dort zu Tode gebracht worden war. Nein, alle die Epochen, welche ich vorſtehend aufgezählt, drängten ſich mit ihren Endpunkten in meinem Sinne zuſammen. Sie wollten ihren Theil geben zu einer Geſtaltung: es erſchien das Gefängniß in der Hausvogtei, und der freie oder freche Charakter eines Menſchen, der nicht blos dulden, harren, beten will auf der haltlos ſchwankenden Woge des Lebens, ſondern der mit dreiſter Perſönlichkeit um jeden Preis erobern und herrſchen, mächtig ſein oder zertrümmert ſein will. Was wird aus ſolch einem Menſchen in der idylliſchen Einſamkeit eines Parkes, wo er halbe Freiheit und keinen Beſitz hat? Unruhe entſteht ihm, Raffinement. Die Lücken herrſchender Mächte ſucht er auf mit gierigem Blicke, und mit beiden Armen drängt er ſich dahinein, ſeine Streiche vorbereitend für den Fall der Gelegenheit. In den Freuden und Reizen ſeiner Jugend wühlt er umher und kommt zu dem Reſultate: nur Illuſionen beglücken, nur Verwegenheit trägt Reize, nur der zu Stahl gehämmerte Gedanke um Macht, um

Macht lohnt die ermüdende Arbeit der eintönigen Tage. Er fährt hinaus in die Welt, schlürft wie etwas Beiläufiges die Reize der Natur, welche ihm nichts sind als Staffage, da er die Gottheit wohl darin erkennt, aber als unnahbar erkennt. Er will aber der Gottheit theilhaftig werden, und das kann nur geschehen, ruft er aus, in der That. Handle! Für die Welt? Für die Idee? Was ist die jetzige Welt seit Jahrhunderten? Weiß sie was sie will? Sie tastet. Ich sei die Welt. Was ich Gewaltiges an mir vollende, wird ihr einen Stempel aufdrücken. Sie bedarf eigenthümlicher Stempel, und sie wird sie danken. Was danken! Sei eine Tüchtigkeit; Dank liegt draußen außer dem Geiste. Was ist die Idee? Allgemein geglaubter Staat, geglaubte Kirche mag stolz sein auf die Idee, welche den Mittelpunkt bildet. Wo ist dieser Mittelpunkt? Mein Zweck, so groß als möglich, sei meine Idee. Macht sei mein Zweck. Mein Herz ist karg, mein Sinn ausgreifend, mein Geist unerschöpflich, ergreife die Zügel, mein Geist, führe mich wohin Du magst, bis der unvermeidliche Tod früh oder spät sein schreckliches Halt! ruft.

Dergleichen häufte sich um ein nebelhaftes Menschenbild, welches zu so verschiedenen Zeiten vor meine Seele getreten war, und nun fester und fester den Namen Monaldeschi annahm.

So entstanden Monologe und Aeußerungen Monal-

deschi's, und der Charakter gestaltete sich. Um ihn her tanzte, ein fast erschreckender Gegensatz, die Theaterjugend in der Reitbahn, das Bild meiner Romantik, in rothen und goldnen Gewändern, in erstaunlichen Bewegungen schimmernd. Dahinein ward der Abenteurer gehüllt, und als ich den folgenden Sommer mich in Leipzig eingerichtet, und mich des geschichtlichen Materials für die ebenfalls abenteuerliche Christine bemächtigt hatte, wurden die Monologe und Gewänder ausgebreitet, und es wurde nun in einem Zuge das Stück geschrieben.

Als es fertig war, sah ich wohl, daß nur ein Stück meines Stückes entstanden war, und auch die grellen Fehler des Stückes traten mir wie klaffende Lücken entgegen. Immerhin! dachte ich, es muß angefangen sein. Die ganze Theaterillusion der Jugend war über mich gekommen, diese Welt des bunten Scheines lockte mich unwiderstehlich, ich ließ drucken und versandte an dreißig Bühnen.

O, wie verhöhnten sie die unternehmende Stimmung! Das Stück war ohne Autornamen zu ihnen gekommen; es kam von 29 Bühnen als unbrauchbar zu mir zurück.

Vielleicht ist dies ein Trost für junge dramatische Talente, welche sonst entrüstet und abgeschreckt werden durch Urtheilslosigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Theater-Directionen. Ich habe zu lange bei der einleitenden Bil-

dung für mein erstes Stück verweilt, um hier noch, wie es meine Absicht war, die Grundsätze und Manieren der einzelnen Directionen zu schildern, und an diesen Grundsätzen und Manieren dies steuerlos treibende Schiff, genannt deutsches Theater, zu conterfeien. Ich behalte mir dies vor für die Einleitung zu meinem zweiten Stücke; denn es ist an der Zeit, all diese willkürlichen Liebhabereien, diese schreiende Unkenntniß, diesen lieblichen und erschrecklichen Zufall, welcher über die wichtigste Kunst in unserm Vaterlande regiert, mit vollen Farben an die Wand zu malen. Vielleicht wird doch durch Aufdeckung der Unfähigkeit und des Wirrwarrs ein Institut veranlaßt, daß es principienmäßig, ohne Rücksicht auf augenblicklichen Gewinn und unter Aufsicht literarischer Kritik der dramatischen Schöpfung bewußten und consequenten Vorschub leiste.

Ebenso behalte ich mir vor, die Frage über innere Form der Stücke in Rede zu ziehen. Vorstehende Einleitung ist zum Theil darum so ausführlich geworden, damit alles äußere, die Form bedingende Material den Lesern vor Augen komme. Vom Jahre 1815 bis in die vierziger Jahre, ein starkes Vierteljahrhundert, sind in Obigem herrschende Situationen, politische Eingriffe, literarische Richtungen, gebotene und verschlossene Möglichkeiten aufgezählt worden — der Leser wird dadurch meines Erachtens in den Stand gesetzt, selbst ein Urtheil zu fällen über erschwerten Weg dramatischer Ab-

ſicht, und ob wegen oder trotz der erſchwerten Bahn Größeres habe geleiſtet werden können. Da ſich nun offenbar von den vierziger Jahren an ein eignes deutſches Repertoir geſtaltet, ſo iſt es jetzt an der Zeit, Alles beim wirklichen Namen zu nennen, und die Aufmerkſamkeit der Nation auf all die verdeckten Quellen und Abgründe zu lenken.

Die einzige Direction, welche damals dem folgenden Stücke Monaldeschi Theilnahme ſchenkte, war die Direction des Hoftheaters in Stuttgart, repräſentirt durch den dortigen Oberregiſſeur Herrn Moritz, und unterſtützt in frei prüfendem Walten durch den Intendanten Freiherrn von Taubenheim.

Auguſt Lewald hatte die Güte gehabt, nach wohlwollender Bevorwortung das Stück in Stuttgart vorzuleſen, und Moritz hatte ſogleich erklärt: Dies wird aufgeführt!

Ein Mann unter ſo vielen Directoren brach hiermit dergeſtalt die Bahn, daß das Stück jetzt auf allen Hauptheatern gegeben, und auf einigen dauerndes Repertoirſtück geworden iſt. Wem ſonſt als dieſem Manne hätte ich die Widmung Monaldeschi's anbieten mögen? Und nicht ich allein, faſt jeder von uns jungen Dramatikern iſt dieſer ſchöpferiſchen Regiſſeurthätigkeit des Künſtlers Moritz zu Dank verpflichtet. Wenn aus un-

fern Versuchen etwas Dauerndes und Heilsames entsteht für's deutsche Theater, so möge man auch in der Folge des Namens Moritz dankbar eingedenk bleiben. Es hat sich unter so viel vornehmen Leitern nirgends die Prätension erhoben, diesem Regisseur den Rang eines wirklichen Gönners streitig zu machen.

Monaldeschi.

Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiele.

Dem Oberregiſſeur

des Königl. Hoftheaters zu Stuttgart

Herrn Moritz

gewidmet.

Personen.

Christine, Königin von Schweden.
Graf Peter Brahe.
Sylva, dessen Tochter.
Graf Ludolph Malström.
Freiherr von der Schnure.
Freiherr Rosenhane.
Monaldeschi.
Santinelli.
Der Prior Le Bel.
Schwedische Reichsräthe.
Diener.

Das Vorspiel und die beiden ersten Acte spielen in Stockholm, der dritte in Upsala, der vierte auf der See, der fünfte in Fontainebleau. Zeit 1654 und 1657.

Die Bezeichnung Rechts und Links gilt immer von den Zuschauern aus.

Vorspiel.

Erste Scene.

Stockholm.

Links im Vordergrunde ein Haus; davor und rechtshin Garten. Im Hintergrunde der Mälarsee und das mit einzelnen Lichtern, später immer allgemeiner flimmernde Stockholm. Die Dunkelheit bricht herein.

Sylva, dann Ludolph v. Malström.

Sylva (rasch aus dem Hause kommend).

Diese Quälerei ist unerträglich! Ich will nicht lieben, und ich kann nicht lieben, wenn zum Lieben dies immerwährende Thun und Hätscheln gehört!

Malström (ihr nachkommend, ihre Hand ergreifend und küssend).

Tausend Dank, daß Du meiner Bitte nachgegeben, und die Gesellschaft verlassen hast — O Sylva! was stören die Menschen, wenn das Herz nur nach einem Herzen hangt und verlangt! Was ist alles Sprechen wüst und ausdruckslos neben dem einsamen Laute, neben dem einzigen Worte vom Herzen zum Herzen!

Sylva.

Ludolph, entweder bin ich — wie soll ich Dir's sagen? Bin ich kindisch, bin ich arm, oder bist Du thöricht — ich begreife Dich nicht, begreife Deine Unruhe, Dein Treiben, Dein Drängen nicht! Was der Vater drin erzählte, das war mir äußerst anziehend, warum störst Du uns heraus?

Malström.

Sylva! Ach, ich fürchte, Du liebst mich nicht!

Sylva.

Was wäre dabei so fürchterlich? Was machst Du da für ein Gesicht! Das sieht ja garstig aus! Nicht doch, Ludolph, Du weißt, daß Du mir der Liebste bist; aber wenn wir drin in der Gesellschaft bleiben, sehen und hören wir einander nicht auch?

Malström.

Noch schlimmer, Sylva, wenn Du gar nicht lieben könntest!

Sylva.

Noch schlimmer, wenn Du aus lauter Zuneigung zu mir langweilig würdest, Vetter! Bisher warst Du ein kluger, lieber Mann, jetzt thust Du nichts als stöhnen und klagen. Sei gescheidt, Ludolph, und komm wieder mit hinein, ich möchte gern das Ende der Geschichte hören — Horch, da legt ein Boot an! Wenn

man uns hier im Dunkeln überraſcht, ſo giebt's ein Gerede, komm ſchnell!

Malſtröm.

Gehen will ich, gehen! Dortbin! (Nach rechts deutend.) Geh Du dahin! (Nach dem Hauſe deutend.)

Sylva.

Aber was iſt Dir denn, Vetter?

Malſtröm.

Nichts. Wenig. Ich bin traurig — Du verſtehſt mich nicht —

Sylva.

Nein. (Während er nach der rechten Seite abgeht, ſieht ſie gedankenvoll im Vordergrunde, und Monaldeschi ſteigt, unbemerkt von ihr, hinten an's Land. Der Mond geht auf.)

Zweite Scene.

Monaldeschi. — Sylva.

Monaldeschi (nach dem See hinab ſprechend).

Wartet auf mich! (Vorkommend.) 's iſt eine Nacht wie in meiner Heimath, ſie treibt mich umher nach Glück. (Kommt weiter vor.)

Sylva (ihn für Malſtröm haltend).

Schilt mich nicht, ich bin ein unerfahren Kind.

Monaldeschi.

Das sind die reizendsten Kinder!

Sylva.

Ach!

Monaldeschi.

Eine andre Stimme, ein ander Gesicht, aber sonst alle Ader und Sehne, aller Gedanke und Wunsch wie dessen, zu dem Ihr spracht, ein Mann wie jener, ein Mann, der Euch gefallen will! — Flieht nicht! — Was sind die Mädchen, was sind die Leute wunderlich; mit Einem, den sie gern haben, suchen sie die einsame Mondnacht, und wenn sie überrascht werden, so ist's wohl ein Uebel, aber ein kleines. Sie kennen sich, sie lieben sich schon lange, heißt es dann; man verwundert sich wenig, man beunruhigt sich nicht eben sehr. Sieht man aber zufällig einen fremden Mann bei ihnen, wenn der Mond scheint, o, da geräth Alles außer sich! Was fürchtet man denn? Ich meine, der Bekannte, der Geliebte sei dem Mädchen gefährlicher, als der Fremde —

Sylva (will nach dem Hause: Monaldeschi aber, der von dieser Seite steht, tritt ihr in den Weg).

Erlaubt, Herr!

Monaldeschi.

Ihr habt zu erlauben, Fräulein, ich aber bitte, denn Ihr seid schön, und ich bin es nicht. Die Schönheit befiehlt in der ganzen Welt. Was beklagen sich

doch die Weiber, daß es nicht Amazonenreiche gebe, und daß der Mann die Welt regiere! Wir schwachen Männer! Allen Gedankenspänen sind wir unterworfen, die der oder jener Grübler zu Tage bringt: da gehört das Recht der Macht bald dem Kaiser, bald der Kirche, bald den Lehensträgern, bald der Menge, da müssen wir uns winden und drehen, studiren und disputiren, warten und wagen um das Wörtchen Macht. Das Weib aber, das glückliche Weib! sie pflegt gleichgültig ihres Wohlseins, ihrer Hautfarbe, ihrer Locken und Finger, sie erscheint blos, und die Macht ist bei ihr, unbestritten, unbefragt — sind sie nicht glücklicher als wir, mein Fräulein?

Sylva.

Und wenn wir nicht schön sind?

Monaldeschi.

Und wenn wir nicht klug sind? Ein thörichter Mann ist viel unmächtiger, als eine unschöne Frau; die schönen verbünden sich gern mit ihr, und sie leitet die Fäden des Schicksals, sie ist wiederum mächtig. Daß sie nicht schön sei, läßt sie sich wie eine Ungerechtigkeit des Schicksals vergüten, denn jede Frau hält es für eine Ungerechtigkeit des Schicksals, für einen Irrthum der Natur, wenn sie nicht schön ist, und sie hat Recht, es ist die Bestimmung des Weibes: zu gefallen. Wenn wir aber nicht besonders klug sind, so kräht kein Hahn darnach; da sollen wir arbeiten, da sollen wir uns be-

scheiden, es sind der Dinge zu viel, die der Mann können soll, man läßt uns unbeachtet zur Seite, man nimmt sich kaum die Mühe zu bemerken: 's ist ein unbedeutender Mensch!

Sylva.

Ihr möchtet wohl bedauert sein, daß Ihr einen Degen an der Seite tragt, und einem wehrlosen Mädchen den Weg vertretet?

Monaldeschi (tritt zurück).

Vergebung, mein Fräulein, man ist nicht mehr im Wege, wenn man nicht mehr aufhalten will.

Sylva (an ihm vorübergehend).

Eure Neugier war so kurz, wie rasch — (sie verliert eine Bandschleife vom Aermel.)

Monaldeschi.

Mancher Mensch lebte gern länger, wenn's der Tod zuließe — erlaubt, mein Fräulein, Ihr verliert da etwas mit Eurer eiligen Entfernung! (Er hebt die Schleife auf.)

Sylva.

Eure Unterhaltung?

Monaldeschi.

Auch eine Schleife!

Sylva (darnach langend).

Ich danke Euch —

. **Monaldeschi** (die Schleife zurückhaltend).

Ich würde Euch viel lebhafter danken, wenn Ihr mir nicht danken wolltet!

(Malström ist schon seit einiger Zeit im Hintergrunde erschienen, jetzt tritt er eilig vor und zwischen beide.)

Dritte Scene.

Malström. — Monaldeschi. — Sylva.

Malström.

Wer seid Ihr, verwegener Abenteurer, der die Damen nächtlings anfällt wie ein Wegelagerer? Sprecht rasch, oder ich züchtige Euch ohne Verhör! (Den Degen halb ziehend.)

Monaldeschi.

Zieht ihn ganz heraus, den Degen! In dieser Handbewegung ist mehr Sinn, als in Euren Worten. Ist's hier zu Lande ein Verbrechen, wenn man bei Mondschein einer Dame begegnet?

Malström (zieht den Degen).

Gieb Fersengeld, Schwätzer, oder wehr' Dich!

Monaldeschi (hat rasch gezogen — sie fechten).

Trinkgeld will ich Dir geben, denn Du hast zu viel oder zu wenig getrunken!

Sylva (ihm nach dem Arme greifend).

Aber um des Himmels willen, Ludolph, der Mann hat mir ja nichts gethan!

Malström.

Aber mir viel!

Sylva.

Man kommt aus dem Hause, Ludolph! Der Vater!

Malström.

Wir sind sogleich am Ende.

Monaldeschi (ihm die Klinge aus der Hand schlagend).

Da sind wir — jetzt kommt der Denkzettel!

Sylva (schreiend dazwischen stürzend).

Um Gottes willen, Herr!

Monaldeschi (sich verbeugend).

Das ist ein Schild von Demant, und jeder Streich ist zu viel.

Vierte Scene.

Graf Brahe. — Freiherr von der Schnure. — Die Vorigen.

Brahe.

Was gibt es da? Mein Kind!

Malström.

Ein Irrthum, lieber Oheim, ein Irrthum! Ich hatte meine Muhme aus dem Hause geführt, um ihr eine seltne Nachtblume zu zeigen, die dort am Ufer blüht, ich gehe sie zu pflücken, sie wartet hier, und als ich zurückkomme,

sehe ich diesen Herrn sie antreten, sie aufhalten, ich nehme des Herrn zufälliges Vorübergehn für eine unziemliche Absicht, ich übereile mich, ziehe den Degen, werde besiegt, und durch Sylva, die dazwischen tritt, gerettet.

Brahe (zu Sylva).

Liebes Kind, man rettet nicht immer, wenn man zwischen gezückte Degen läuft, wenn auch die Gedichte es immer so darstellen; im gewöhnlichen Leben wird der Dritte dabei am ersten todtgestochen! Thu' mir den Gefallen, und merke Dir das, denn es könnte mir nur einmal eine Tochter todt gestochen werden, ich habe keine zweite.

Sylva.

Liebes Väterchen, sei nicht böse, ich wußte mir keinen andern Rath.

Brahe (zu Monaldeschi).

Und dürfen wir fragen, wer auf diese ritterliche Weise mit uns bekannt geworden ist? (Ihn näher ansehend.) Ah! —

Schnure.

Ja, dürfen wir —?

Monaldeschi.

Ihr dürft, was Ihr mögt — mein hitziger Gegner da kennt mich schon.

Malström.

Ich, mein Herr?

Sylva.

Ludolph?

Monaldeschi.

Er nannte mich einen Abenteurer — ich bin zum letzten Male des Nachts am Molo von Neapel spazieren gegangen, der Abendstern glänzte wie hier, das Meer leuchtete wie hier der Mälar, nur der Vesuv rauchte und blitzte noch obenein, statt eines Degen-Rencontres traf mich ein Dolchstich, ich ward auf ein Schiff gebracht, ward geheilt, stieg heut Abend zum ersten Mal wieder an's Land, strich landessehnsüchtig in der Stadt umher, ließ mich an diese Insel rudern, deren Blumen man mir rühmte, und fand Menschen und Leidenschaften, wie ich sie in Neapel verlassen —

Wenn ich hiermit mein Dasein genügend entschuldigt habe, so empfehle ich mich Euch, Eure Nachtluft wird kälter, als ich vertrage. (Verbeugt sich.)

Schnure.

Ein Abenteurer? Entschuldigen Sie, das ist aber kein Stand —

Monaldeschi.

Doch ein Charakter.

Schnure.

Erlauben Sie! ohne anzüglich sein zu wollen, möchte ich bemerken, daß sonst im Durchschnitte just mangeln-

der Charakter zum Abenteuern führt, und daß wir bäten —

Monaldeschi.

Sind Sie vielleicht bei der Polizei in Stockholm angestellt?

Schnure.

Monsieur, ich bin der Freiherr von der Schnure, Kämmerling Ihrer Majestät.

Brahe.

Eure Art zu denken und Euch auszudrücken, werther Herr, ist für diese nördliche Gegend etwas schnell, und Ihr werdet oft zu verzeihen haben, daß man Euch nicht Schritt hält, oder Euch im Wege herumtritt. Es wird uns freuen, wenn wir Euch zum Verständnisse der Landessitten behülflich sein können; jedenfalls seid meines Danks versichert, daß Ihr in der Hitze des Gefechts mein Kind respectirt, meinen Neffen geschont habt.

Monaldeschi.

Ich danke Euch, Herr, daß Ihr so freundlich danket und zurechtweiset. (Man hört einen Kanonenschuß.) Was bedeutet der Kanonenschuß?

Brahe.

In einer Viertelstunde werden die Thore des königlichen Palastes geschlossen; dies Signal ruft die zerstreuten Schloßbewohner heim.

(Monaldeschi dankt mit einer Verbeugung, und geht ab, nach dem Kahne hinunter, woher er gekommen.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Monaldeschi.

Schnure.

Was ist das?

Brahe (sieht alle der Reihe nach an).

Ein Abenteurer und noch etwas —

Schnure.

Ein Spießgeselle jenes Santinelli offenbar! Ach, und diese unselige — mit Respect sei's gesagt — Vorliebe unsrer Majestät für solche Genies und fahrende Ritter —

Brahe.

Ja, ja, er wollte nach dem Schlosse! Nach langen Kriegen kommen immer die Glücksritter.

Schnure.

Ein Spießgeselle Santinelli's ganz gewiß, ein neuer Gräuel für den Adel des Landes.

Brahe.

Aber noch etwas Andres — viel begabter als jener unergiebige stumme Italiener, viel lebhafter, viel wichtiger, ein unternehmender Mensch!

Sylva.

Ein Mann! So rasch, so prall, so sicher!

Malström (der in Gedanken versunken gewesen ist, auffahrend, zärtlich).

Sylva!

Sylva (seine Hand lebhaft ergreifend).

Ludolph!

Brahe.

Kommt in's Haus, Kinder, es wird kühl.

(Sie gehen.)

Schnure (während sie eintreten).

Es ist morgen Empfang bei Ihrer Majestät, Niemand soll sich erkälten —

(Alle ab.)

Sechste Scene.

Zimmer im Schlosse.

An der Hinterwand sind große Fenster — es ist dunkel im Zimmer, aber hinter den Fenstern brennen Laternen, und der Mondschein reicht hin, so daß man einen Corridor mit Säulen, in welchem Schildwachen hin und wieder gehn, einen dahinter folgenden Hof und ganz hinten unsicher Schloßgebäude unterscheiden kann.

Santinelli (allein, sitzt, die Arme übereinander geschlagen, im Dunkeln).

Zum zwölften Male derselbe Vollmond, und er findet mich fast auf derselben Stelle, da er mich das erste

Mal in Stockholm gesehn, und da er mir so Prächtiges versprach! Sie nahm mich auf wie den Ersehnten, alle Thüren öffneten sich, ich wurde ihr Haushofmeister, und — bin es noch, bin nicht weiter, und bin ärmer um die Hoffnungen jener Zeit. Worin hab' ich gefehlt? Worin? Ich weiß es nicht. Sie hat nur den einen, nur den einzigen Gedanken an mir gesehn, wie ich ihr ergeben sein könne ganz und gar, und nur ihr. Umsonst! wir bleiben auf ein und derselben Stelle: dasselbe Wohlwollen heute wie gestern, und nicht mehr, kein Zollbreit mehr! (Steht auf.) Täusche Dich nicht! Beschwichtige Dich nicht, Santinelli, es ist Dir nur ein Theil Deiner Hoffnungen geglückt, und damit ist Dein Schicksal für immer entschieden. (Umhergehend.) Ja wohl! Der Reiz der Neuheit, die Macht des ersten Eindrucks sind dahin, und was sie mir nicht bringen, das erwerbe ich nicht.

Giulio hatte wohl Recht, bei unsern Unternehmungen mir immer spöttisch zuzurufen: Wenn der Eroberer nicht alle Tage weiter geht, so geht er alle Tage zurück. Es ist also. Altern nicht die Kräfte und Vorzüge? Verringert sich nicht meine Mannesschöne? So lange man noch wächst, ja was braucht man da zu sorgen! Was heute nicht gelingt, gelingt morgen! Aber wenn man die Manneshöhe erreicht hat, und vor Einem aller Weg abwärts geht — (Setzt sich wieder.) Und doch! Man muß nur ein Ding im Leben unterneh-

men, auf dies Eine Alles zusammendrängen! Alles, Alles, jeden Athemzug, jeden Gedanken, jede Handbewegung, jeden Schritt, jedes Wort, jeden Gruß, jedes Ja, jedes Nein, Alles muß man nur darauf richten, und man vollbringt's, man erreicht's. Kommt man nicht auf die Spitze des Berges, so kommt man doch hoch — täglich zu demselben Haufen einen Stein gelegt, am Ende wird's doch ein Berg.

Schöne, schöne Zeit, Mondenschein und Sommernacht und Manneskraft, ihr fließt ungenützt dahin! Ich sehe nach ihren Fenstern hinüber und sie ruft mich nicht! Eine Minute nach der andern vergeht, es werden Stunden daraus, Tage und Monde; ein Jahr der besten Lebenszeit ist hin, ein langer Schritt bergabwärts ist gethan. —

Siebente Scene

Monaldeschi (tritt leise ein, und bleibt ruhig an der Thür stehn). — Santinelli (sitzt in Gedanken). — Lange Pause.

Santinelli (fährt plötzlich auf und zieht den Degen).
Lebt da was?

Monaldeschi (zieht den seinen auch, und rührt sich sonst nicht).
Wenn Ihr's erlaubt, so lebt hier was.

Santinelli.
Ein Degen blitzt — wer seid, was wollt Ihr?

Monaldeschi.

Der Degen blitzt aus Gefälligkeit für den Euren, wie man grüßt, so dankt man — ich weiß nicht, was Ihr bei Mondschein für Laune habt, und ein langer Degen ist immer ein guter Wetterableiter, wenn nichts Besseres.

Santinelli.

Wer seid Ihr?

Monaldeschi.

Wenn Ihr nicht so oft fragt, kann ich Euch öfter antworten. Kennt Ihr unsre Sprache nicht mehr? Ein Römer bin ich, wie Du.

Santinelli.

Wie heißt Du, was willst Du?

Monaldeschi.

Was ich will? Was willst Du? Dein Glück machen! Was ist Glück? Und das soll man Jemand auf der Thürschwelle sagen zwischen Guten Abend und der Degenspitze.

Santinelli.

Steck' Deinen Degen ein, Giulio! ich erkenne Dich an der Schwatzhaftigkeit.

Monaldeschi.

Steck' erst den Deinen ein, ich erkannte Dich eher, als Du mich.

Santinelli (thut's).

Plagt Dich der Teufel, mir doch nachzulaufen?

Monaldeschi (auch den seinen einsteckend und lachend vorkommend, indem er ihm die Hand bietet, die jener gleichgültig nimmt).

Ich bin Dir nicht nachgelaufen, Du bist vor mir hergelaufen, und hast mir die Wege gebahnt, ist das meine Schuld?

Santinelli.

Du wolltest ja nach Frankreich?

Monaldeschi.

Es gefiel mir da nicht, es giebt da zu viel Prätentionen; Mazarin ist selbst abhängig, kann nur kleine Schritte machen, und ist ein Mann; nur zwischen unterschiedenen Geschlechtern kann ein überwältigender Einfluß eintreten — nun, wie weit hast Du's gebracht? Bist Du glücklich?

Santinelli (mürrisch).

Bah!

Monaldeschi.

Mürrisch wie immer! Du vergällst Dir doch Dein Leben recht, Francesco; von Jugend auf hast Du Dich mit Berechnung und Aerger und Haß umhergeschlagen, und hast Dir selbst keine Freude gegönnt.

Santinelli.

Was geht's Dich an? Trägst Du meine Haut zu

Grabe? Diese sogenannte Tugend, daß Ihr immer um andre Menschen sorgt, ist eine lästige Lüge und eine lügenhafte Sitte: Jedermann hat in Wahrheit nur mit sich zu thun. Mein Schicksal ist nur mein, wie mein Körper nur mein ist, meine Krankheit oder Gesundheit nur mein sind. Was wißt Ihr davon? Was wollt Ihr damit? Euer Geschwätz aufputzen. Ich habe Dir damals in Rom gesagt: Geh nicht auf meiner Spur! Mir ist jeder Bekannte lästig, der mir zum zweiten Male auf andern Bahnen begegnet. Er schleppt fremde Dinge herbei, und das kann beiderseitig nur stören, denn das Vergangene ist abgethan, und ist fremd, und ist eine störende Zumuthung, mag sie sich Liebe, Freundschaft oder was weiß ich! nennen. Alles hat nur einmal seine Zeit, nur einmal seinen Weg. Was haben wir deshalb gemeinschaftlich, weil wir in Rom neben einander unsre Jugend verschleudert haben? Was?

Monaldeschi (sich setzend).

Setze Dich, Francesco, setze Dich! Du sollst beruhigt werden. Erstens will ich nichts von Dir.

(Santinelli setzt sich unter Zeichen von Mißmuth.)

Monaldeschi.

Zweitens mache ich Dir mein Compliment, wie Deine sonst schweigsame Verschlossenheit rednerisch und flüssig geworden ist, fast philosophisch — das macht das fremde Land, die fremde Sprache, die fremde Umgebung;

man wird dadurch genöthigt sich über sich selbst aufzuklären, man wird Philosoph.

Santinelli.

Ich glaube, Du bist thöricht genug, Schmeichelei an mir zu versuchen — unverbesserlicher Fant!

Monaldeschi.

Unverbesserlicher Argwohn! Wer sagt Dir denn, daß ich Dir gefallen will? Wer sagt Dir denn, daß ich irgend etwas von Dir will?

Santinelli.

Auch wenn Du nichts von mir willst, bist Du mir im Wege.

Monaldeschi.

Das geht mir mit manchem Berge, mit manchem Steine gerade so: es steht Dir ja frei, mich aus dem Wege zu räumen, wenn Du's kannst. Ob ich Dir's übel nehme, ist ja gleichgültig, da Du mich nicht liebst; daß ich mich dagegen zur Wehr setzen werde, ist ja meine und nicht Deine Sache. Du bekommst also mit mir nur eine Beschäftigung mehr, wenn sich unsere Wege kreuzen sollten, was ich noch nicht weiß. Du kannst Dir ja dann diese Beschäftigung so interessant machen wie möglich, ich werde durch meinen abwechselnden und mannigfaltigen Widerstand Dir dazu behülflich sein.

Santinelli.

Interessant! Als ob ich ein solcher Geck wäre, mich um's Interessante zu bemühen!

Monaldeschi.

Ein solcher Geck bin ich zum Beispiele. Kümmert Dich das nicht, nun so mach' Dir etwas Anderes aus mir zurecht, und schmäle nicht wie ein Kind, das von ein wenig Verdunkelung erschreckt wird und das schilt, wenn eine Wolke vor die Sonne tritt. Wehre Dich gegen das, was erscheint, da Du einmal nicht hindern gekonnt, daß es erscheine. Ich bin einmal da und verschwinde nicht vor Deiner ärgerlichen Geberde — (Kurze Pause.) Aber um doch auch wie andere Menschen zu reden, die nicht ganz nackte Egoisten sind — laß uns eine Verständigung suchen über unsere Zwecke! Vielleicht berühren sie sich nicht, vielleicht können wir gar einander unterstützen. Nenne mir den Kreis und Gang, in welchem Du nicht gestört sein willst, und ich will Dir sagen, was ich suche.

Santinelli.

Für wie alt hältst Du mich?

Monaldeschi.

Wunderlicher Kauz! Glaubst Du denn wirklich, daß ich nicht binnen 24 Stunden von aller Welt erfahren kann, wornach Du hier trachtest? Du bist ja in Deiner Einseitigkeit und Bestimmtheit viel leichter ausgefunden als ich, der ich im Einzelnen niemals nach Plan und Ziel handle, der ich dem Augenblick, der plötzlichen Eingebung, dem Naturel mich überlasse, und der ich

nicht für die nächste Stunde bestimmen kann: dies wird mein Wille, dies meine Absicht sein.

Santinelli.

Und doch willst Du mit Deinem Vertrauen das meine bezahlen? Du willst mir anvertrauen, was Du selbst nicht weißt?

Monaldeschi.

Bravo! Du bist wirklich ein scharfsinniger Mann geworden, Santinelli! Wenn ich's auch im Einzelnen nicht immer voraus weiß, was ich will und wollen werde, im Ganzen und Großen weiß ich es sehr wohl. (Er hat halb nach den Fenstern zu gesessen, die auf den Säulen-Corridor und da hindurch über den Hof sehen. Während der letzten Rede ist jenseits des Hofes in vielen Zimmern Licht erschienen, er bemerkt's, und fragt rasch:) Wer bewohnt die Zimmer, die da gegenüber eben erleuchtet schimmern?

Santinelli.

Frag die Wache!

Monaldeschi.

Treib's doch nicht kindisch! Ich klingle Deinem Diener, und frage in Deiner Gegenwart.

Santinelli.

Welche Zudringlichkeit! Die Schlaf- und Arbeitszimmer der Königin sind's, wenn Du etwa hineinlaufen willst wie in die meinigen.

Monaldeschi (der bis an die Thür gegangen war, setzt sich wieder).

Deine Schwester läßt Dich grüßen. (Pause.) Und nun zur Sache: Wo kannst und willst Du mich einführen, hier in Stockholm?

Santinelli.

Nirgends.

Monaldeschi.

Schön. Das heißt Lunge und Schuhsohlen schonen. Eine weitere Unterhaltung zwischen uns (aufstehend) ist also überflüssig, da Du eine so grobe Politik hast, Dich als unzugänglichen Feind anzukündigen, und zwar nur wegen der Möglichkeit eines Vortheils, der mir werden, und der Dir ungelegen sein könnte. Ich danke Dir für eine Erleichterung, die ich vom Römer nicht erwartet hatte: ich war auf täuschende Bereitwilligkeit von Dir gefaßt, und dagegen ist die Vertheidigung viel schwerer, als gegen grobe Feindschaft. Sei versichert, daß der Egoismus, welcher keinerlei landsmannschaftliche Bekanntschaft, keinerlei Jugendbekanntschaft brauchen kann, der an keinerlei gemeinschaftlicher Erinnerung eine Freude, auch nur eine vorübergehende Freude hat, daß der Egoismus, wie Du ihn zeigst, statt ihn zu verbergen, ein trauriges Kunststück ist, und traurig ausgeht. Denn, gesetzt auch, es gelänge Dir, was Du damit beabsichtigst — um welchen Preis gelingt es Dir? Um den Preis des Lebensreizes, des Lebens also selber.

Was hilft Dir die Gunst einer Königin, wenn Du sie damit erkaufst, daß Du Alles aufgiebst, was sonst in der Welt ist? — daß Du den Pulsschlag erstickst für Schwester und Freund, für Genossen und Heimath, kurz für alle menschliche Theilnahme? Willst Du ein Land erobern, das ohne Menschen ist, ohne Baum und ohne Pflanzen? Gesetzt selbst, die um solchen Preis errungene Gunst der Königin sähe wie Liebe aus — sie kann ja nicht Liebe sein, nicht Liebe bleiben, denn Du hast ja keine Liebe, Du hast ja nichts zu bieten. Du bist eine Wüste, Du hast ja keine Welt in Dir, Du hast ja nichts als einen einzigen egoistischen Gedanken. Du suchst Schätze und hast nicht so viel Raum als eine hohle Hand, um sie zu ergreifen und aufzubewahren. Du bist wie ein Rabe, der Kostbarkeiten stiehlt, und dem sie nichts helfen. Glaube mir, Santinelli, die beste Speculation, der einträglichste Egoismus unter Menschen besteht darin, daß man seine eigne menschliche Empfänglichkeit so groß wie möglich mache, dann ist Gewinn und Reichthum wohlfeil.

Santinelli.

Hast Du noch viel zu sagen? Der große Eingang des Palastes ist geschlossen; um hinausgelassen zu werden, brauchst Du die heutige Parole, sie heißt: Schweden bei Tag und Nacht!

Monaldeschi.

Ich danke Dir. Diese Art, Jemand die Thür zu

weiſen, iſt mir freundlicher und nützlicher, als die Art Deines Empfanges. Gute Nacht! wenn Du's nicht übel nimmſt, daß ich Dir etwas wünſche. (Ab.)

Santinelli.

Gute Nacht.

Achte Scene.

Santinelli allein. (Er ſieht ihm eine Zeit lang ſchweigend nach.)

Am Ende hab' ich doch einen thörichten Streich gemacht, ihn ſo fortzuſchicken! (Aufſpringend.) Ja wohl! Da er die Parole weiß, wird er um das Hinauskommen unbekümmert noch herumtrödeln, um von ſich reden zu machen. Meinen Diener mußte ich bis an's Thor mitſchicken —— holla! Iſt er noch verwegen und neugierig wie ſonſt, ſo kann dieſer Fehler ein Ereigniß beſchleunigen, das mir über Kurz oder Lang doch nöthig iſt, denn, bin ich ihm nicht gefährlich, ſo iſt er mir gefährlich. (Er geht raſch an die Thür und ruft auf den Corridor hinaus:) Heda! Wache! (Der Wachtpoſten tritt an die offene Thür.) Es ſoll ſich ein Dieb eingeſchlichen haben; laß eine Kugel in Dein Gewehr laufen, gieb die Ordre weiter an den nächſten Poſten, daß ſie die Runde im ganzen Schloſſe mache; wo ein verdächtiger Menſch betroffen wird, gebt auf der Stelle Feuer.

(Macht eine Handbewegung zum Abgehen; die Wache ſalutirt, und geht. Santinelli zieht die Thür zu und geht in ein Nebenzimmer.)

Neunte Scene.

(Wohnzimmer der Königin, hinten mit großen, bis an den Fußboden gehenden Fenstern, von denen eins offen steht und auf einen Balcon führt.)

Königin Christine kommt in Gespräch mit Graf Brahe Der Hofstaat hinter ihr.

Brahe.

Ich kann es nicht beschwören, Majestät, aber ein ganzes Leben voll Beobachtung müßte trügen, wenn er nicht ein Blutsverwandter jenes Nebenzweigs der Sture wäre, der überall Verderben und Unheil angerichtet hat.

Christine.

So alt, Graf, und so voll Aberglauben.

Brahe.

Je weniger positiver Glaube da ist, desto mehr Aberglaube; man braucht etwas.

Christine.

So? — Wie sieht der Mann aus?

Brahe.

Nicht just absonderlich, auch nicht mehr ganz jung, aber mit jenem wunderbaren Blicke ausgerüstet, der seine Abstammung verräth. Außer bei jenem herumirrenden, unglücklichen Sture habe ich nie aus eines Menschen Auge solchen Blick strömen sehen: man weiß nicht zu sagen, ist die Farbe des Auges dunkel oder licht, aber auf tiefem Grunde schimmert's wie eine auf- und nieder-

steigende Flamme. Wenn man den Blick vermeidet, so fühlt man ihn auf sich lasten mit einem gespenstischen Drucke. Um nur diesem Drucke zu entgehn, sieht man schüchtern auf und sucht ihn, und läßt sich ergreifen wie von einer Zaubermacht, und giebt sich völlig auf, und fühlt sich halb ängstlich, halb entzückt im Banne einer dämonischen Kraft.

Christine.

Und mit dieser ungewöhnlichen Gabe, die ja doch nur ein Zeichen mächtigen inneren Lebens ist, werden all solche Sture unglücklich?

Brahe.

Mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater haben ein Tagebuch aufgezeichnet der merkwürdigsten Erscheinungen aus ihrer Zeit, und jeder hat ein auffallend tragisches Schicksal zu verzeichnen gehabt von einem dieser Halb-Sture, wie sie anfangs hießen, dieser Doppel-Sture, wie man sie später nannte, und ich selbst habe neben Erich gelebt, der aus Italien heim kam, dessen abenteuerliche Schicksale, dessen gewaltsamer Tod Ew. Majestät bekannt sind, und den man für den letzten Doppel-Sture gehalten hat.

Christine (setzt sich).

Ich erinnere mich dessen nur undeutlich; — die Katastrophe trat ja wohl ein, als mein Vater zum Kriege nach Deutschland abgegangen war?

Brahe.

Ja, Majestät.

Christine.

Ihr müßt mir einmal den Roman dieses Mannes ausführlich erzählen; was ich davon weiß, interessirt mich sehr — er trat hier plötzlich als enthusiastischer Agent des Katholicismus auf, gegen den der König, mein Vater, und die Blüthe des Landes eben in Krieg gezogen war —

Brahe.

Und er würde vielleicht als eben so enthusiastischer Agent des Protestantismus aufgetreten sein, wenn Schweden für den Katholicismus das Schwert gezogen hätte, wenigstens hatte er just in Rom ein tolles und wildes Leben geführt; es ist das Schicksal dieser Doppel-Sture, immer das mit Leidenschaft aufzugreifen, was im Augenblick von aller Welt gering geachtet wird.

Christine (aufstehend und zum Hofstaate sagend):

Gute Nacht! (Setzt sich wieder, da der Hofstaat abgegangen.) Wißt Ihr denn auch, Graf Brahe, daß Ihr mit Eurer Ansicht über die Doppel-Sture einer Bluttheorie anhängt, die von der Philosophie immer bekämpft worden ist, und die den Menschen wie eine Thierrace betrachtet? Vom Jagdhunde fällt der Jagdhund, vom türkischen Pferde das türkische Pferd!

Brahe.

Ich weiß es.

Christine.

Und Ihr glaubt daran? Ihr glaubt an diese nicht blos allgemeine, sondern ganz persönliche Erbsünde?

Brahe.

Und Erbtugend. Ich habe vor zehn Jahren, Majestät, zwei junge Burschen zu mir genommen. Sie waren beide Söhne von Jägersleuten aus meinem Dienste, ich hatte die Väter dreißig Jahre um mich gesehn, ich hatte ihre Weiber, ihr Treiben und Thun, auch wie sie's in ihrem Forsthäuschen trieben, beobachtet. Der eine war streng, gewissenhaft, zuverlässig, beschränkt, pedantisch — der andere war leichtsinnig, unzuverlässig, aufgeweckt, zu Allem verführbar, ein Taugenichts. Sie starben fast zu gleicher Zeit, von jedem nahm ich einen Sohn zu mir, jeder dieser Jungen war erst im fünften Jahre, also im Wesentlichen noch unberührt vom Erziehungseindruck. Ich ließ sie vollkommen gleichmäßig unterrichten, ließ auf ihren Charakter ganz verschiedenartig einwirken: dem Sohne des Taugenichts ließ ich die Heiligkeit moralischer und bürgerlicher Gesetze, die Unerläßlichkeit ehrlichen Worthaltens, pünktlicher Treue einschärfen, dem Sohne des Pedanten wurde im Gegentheile alles dies leicht und bequem dargestellt und eigne, freie Ansicht wurde ihm empfohlen —

Christine.

Jetzt sind sie funfzehn Jahre —

Brahe.

Sie sind gebildeter, sind feiner als ihre Väter, aber der Sohn des Pedanten wird unaufhaltsam ein Pedant, der Sohn des Taugenichts rettungslos ein Taugenichts.

Christine.

Das wäre ja schrecklich! Wir wären ja dann unverantwortliche Producte, bloße Producte wie Pflanze und Baum! Von der Lilie kommt blos die Lilie, vom Kirschbaume blos ein Kirschbaum, pfui doch, Brahe!

Brahe.

Nicht ganz so, aber fast! Ihr vergeßt die verschieden hinzu tretenden Weiber.

Christine.

Das heißt: wir können's bis zur Kreuzung der Thierracen bringen —

Brahe.

Ihr vergeßt, daß das Schicksal der Pflanze blos durch Witterung und Boden bestimmt wird, das Schicksal des Thiers auch nur geringer Veränderung ausgesetzt ist — dem Menschen aber kommen durch tausend Organe innerlicher Empfängniß tausend Einflüsse, die nicht zu berechnen sind.

Christine.

Und doch werden Eure Jägerburschen nur eine Wiederholung ihrer Väter, und doch ist ein Doppel-Sture wie der andere —

Brahe.

Das nicht —

Christine.

Sondern? (Ein Diener tritt auf, und übergiebt der Königin ein offenes Blatt — nachdem sie gelesen, verabschiedet sie den Diener mit einer Handbewegung.) Militairische Uebertreibung! Läßt die Wachen scharf laden, weil ein verdächtiger Mensch in den Schloßhöfen sei — eine arme Fledermaus, die in den Eingang gerathen ist, und den Ausgang nicht wieder finden kann — Ja, nun wie steht es — à propos, wie steht es, Graf, mit der Verheirathung Eurer Tochter? Ihr wißt, daß ich sie nicht unnöthig beeilt sehn möchte; so lieblich jungfräuliche Blume in meiner Umgebung erquickt mein Herz, und die Neigung zu Vetter Malström scheint mir noch nicht in Reife zu stehn, wie?

Brahe.

Eure Majestät mögen versichert sein, daß ich da nichts übereile; auch die ächteste Neigung verliert an Kraft und Schönheit, wenn sie zu früh als bekannt vorausgesetzt, oder gar von außen zum Abschlusse getrieben wird. Alle Neigung ist weiblichen Geschlechtes, und gedeiht nur, wenn sie Widerstand findet.

Christine.

Als ob ihr Männer nicht eben so wärt! Was Euch in den Schooß fällt, das hat nur halben Preis. Alle Neigung ist überirdisch, halb Himmel, halb Hölle, ohne

Hölle verliert sie den Reiz. Und glaubt Ihr denn, Brahe — Ihr habt ja solchen Dingen ein ganzes Leben lang zugesehn — glaubt Ihr zuverlässig, daß eine tiefe Neigung zwischen den beiden jungen Leuten obwalte?

Brahe.

Zuverlässig — wie wenig auch Sylva noch von ihrem eignen Herzen weiß. Gott gebe, daß meine Vererbungstheorie des Charakters übertrieben sei, sonst ständen dem Kinde von seiner enthusiastischen Mutter her noch Windstöße von Leidenschaft bevor, die selten ohne Schaden ablaufen.

Christine.

Unverbesserlicher Theoretiker! Meine unschuldige, kindliche Sylva, und Windstöße von Leidenschaft! Ihr kommt auf thörichte Dinge, mein lieber Brahe, mit Eurem Systeme — (Sie nimmt ein kleines Kreuz ab, was sie um den Hals trägt, und giebt's ihm.) Schenkt meinem Lieblinge dies kleine Kreuz von mir; Gott möge ihr Schönheit und glücklichen Sinn bewahren!

(Brahe verbeugt sich und küßt der Königin die Hand, dann betrachtet er nachdenklich das Kreuz.)

Christine.

Fürchtet Euch nicht, ein kleines Kreuz macht noch nicht katholisch. Behüt' Euch Gott, Graf Brahe! — Noch Eins! Kennt jener Fremdling, dem Ihr wegen eines Blickes eine Verwandtschaft zuschreibt, kennt er hier in Stockholm Jemand?

Brahe.

Ich weiß es nicht, Majestät.

Christine.

Nun, ich hoffe, schon aus philosophischer Neugier werdet Ihr ihn kennen lernen, und mir ihn später ohne Vorurtheile schildern. (Verbeugung des Grafen.) — Schlaft wohl, Brahe!

(Brahe ab.)

Zehnte Scene.

Christine (allein).

Ein alter Mann, der viel erlebt, zu viel erlebt hat, er kommt auf Spielereien — und doch ist er ein denkender Mann — ist er weise, oder ist er ein altes Weib? Ja, das letzte entscheidende Urtheil über einen Menschen ist eben so schwer! und ich fürchte, ich fürchte, um das zu haben, muß man ein Mann sein. Man muß abschließen können, gehe dabei zu Grunde was mag. Ein Urtheil, sei's auch nicht erschöpfend, ist doch besser, als immerwährendes Abwägen, das keine Gewichtsbestimmung wagt. Und ist's nicht besser, so ist's doch mehr, man kommt doch von der Stelle, man kommt doch weiter, man bleibt doch nicht immer am Berge stehn, messend und rechnend — (Pause. Sie steht auf.)

Ein Mann! Interesse! Leben! An diesem Santinelli hab' ich nichts gefunden. Er hat nur gerade so viel

Geist, um klug zu sein, aber der Geist ist unbewegt und deshalb uninteressant. Er ist ein sogenannter Charakter, und darum langweilig, denn ich kenne die Grenzen, in denen er sich bewegt, und das nennen eben die Menschen Charakter. Für's bürgerliche Leben ist das viel werth, für mich nicht. Giebt es denn nicht Charakter in einem größeren Kreise, den man erst nach vollendetem Leben übersieht? (Sie setzt sich wieder.)

(In dem offenen Balcon-Fenster hinten erscheint von unten auf Monaldeschi und bleibt, noch großentheils außerhalb, stehn.)

Elfte Scene.

Monaldeschi. — Christine.

Monaldeschi (athemlos).

Verzeiht, gnädige Frau — (man hört Geräusch vom Hofe aus, Wachen, die sich zurufen) — man verfolgt mich — (Christine schreit auf, und greift nach der Klingel.)

Monaldeschi.

Man verfolgt mich wie einen Dieb, man schlägt das Gewehr auf mich an, ich flüchte diese Balcontreppe herauf, weil alle Ausgänge besetzt sind —

Christine.

Verwegener Mensch, keinen Schritt weiter, oder ich greife nach dem Pistol und nach der Klingel!

Monaldeschi.

Bis hierher geflüchtet zu sein, müßt Ihr mir ver-

geben. Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, und wenn Ihr die Königin selber seid. Nicht der kleinste Mensch will aus einem Mißverständnisse todtgeschossen sein, und keiner, der König selbst nicht, ist hoch genug, um Jemand, der am Abgrunde des Todes schwankt, den kleinen Finger zu versagen. Ich verlange ja nicht mehr als den Schatten dieses Balcongeländers. Auch ohne Eure Drohung hätte ich mir nie erlaubt, die Schwelle dieses Fensters zu überschreiten, bis mir ein Wink Eurer Hand, ein Ton Eurer Stimme die Berechtigung dazu gegeben —

Christine.

Du steigst in die Fenster, und berufst Dich auf gute Manieren! Ein Räuber, der uns mit der Versicherung anfällt, er wolle blos rauben, aber keine Unanständigkeit begehn.

Monaldeschi.

Warum nicht, gnädige Frau? — Die Formen, die Vorzimmer, die Anmeldung durch Diener und so weiter, das Alles ist doch nur erfunden, um uns gegen Unwillkommene zu schützen —

Christine.

Das seh' ich in diesem Augenblick deutlicher als je —

Monaldeschi.

Erlaubt! Alle menschlichen Schutzmittel sind aber unvollständig —

Christine.

Das seh' ich auch!

Monaldeschi.

Sind nicht nur mangelhaft, sondern auch fehlerhaft. Was uns schützen will, das versperrt uns, das entzieht uns auch etwas. Für Eure Vorzimmer müßt Ihr allgemeine Regeln geben, Ihr müßt sagen: nur zu dieser oder dieser Stunde, nur Leute von dieser oder dieser Beschaffenheit dürfen zugelassen, dürfen gemeldet werden. Durch diese allgemeinen Regeln, die alles Unvorhergesehene und Ungewöhnliche ausschließen, schützt Ihr Euch vor Ungelegenheit, sorgt aber auch für Langeweile! Ihr könnt nicht mehr überrascht werden. Ihr könnt Niemand sehn und sprechen, der nicht gewisse Eigenschaften, auch für die Bedienten kenntlich, zur Schau trägt. Heißt es nun nicht die Formen respectiren, und doch zugleich die Formen übertreffen, wenn es ein Fremder möglich macht, Euch selbst zu fragen, ob Ihr ihn sprechen wollt? Und wenn er deshalb doch nicht über Eure Schwelle tritt, und wenn er so erscheint, daß er wie ein Gedanke wieder verschwindet, sobald Ihr zu seiner Anfrage den Kopf schüttelt.?

Christine (lachend).

Du kletterst also an den Fenstern in die Höhe, um die Regeln der Vorzimmer zu verbessern?

Monaldeschi.

Ungefähr so. Wenn mich die Noth in die Fenster treibt, so mach' ich aus der Noth eine Tugend.

Christine.

Wie bist Du daher gekommen?

Monaldeschi.

Soll ich die Wahrheit sagen?

Christine.

Syrich.

Monaldeschi.

Die ganze Wahrheit?

Christine.

Natürlich.

Monaldeschi.

Aber diese ist viel länger als die halbe, sie beginnt in Rom und endigt an diesem Fenster.

Christine (für sich).

Aha!

Monaldeschi.

Und sie bedarf einer Sicherheitsmaßregel.

Christine.

Man soll Dir wohl Verschwiegenheit schwören für Geheimnisse, die Du um jeden Preis den Leuten an den Kopf werfen willst?

Monaldeschi.

Nein. Schwüre verleiten zur Lüge — darf ich voraussetzen, gnädige Frau, daß es Euch unangenehm wäre, wenn die unten hin und her suchenden Wachen mich in diesem Augenblicke todt schössen?

Christine.

Nein, das darfst Du nicht.

Monaldeschi (verbeugt sich).

Es wäre Euch aber vielleicht unangenehm, wenn ich mit blutendem Körper in Euer Zimmer stürzte und es besudelte und belästigte?

Christine.

Vielleicht.

Monaldeschi.

Nun kann ich aber nicht voraussagen, wie ich mich in solchem Falle benehmen würde, ob ich nach vorwärts oder rückwärts fiele, ich bedarf also zu jener Erlaubniß, Euch die ganze Wahrheit sagen zu dürfen, noch einer zweiten (auf den Boden zeigend), sie ist nur einen Schritt breit —

Christine.

Wenn ich Dir versprochen habe, Deine sogenannte ganze Wahrheit zu hören, so habe ich Dir ja auch versprochen, daß Du nicht früher todt geschossen werdest, als bis Du geredet hast.

Monaldeschi (verbeugt sich und tritt einen Schritt herein, so daß er gerade innen an der Fensterschwelle steht).

Die für uns günstigen Schlußfolgerungen muß ja immer der Andere machen, wenn sie vollgültig sein sollen.

Christine.

Was Du an Sicherheit gewinnst, verlier' ich an In-

teresse — da draußen hättest Du gedrängter erzählt. Du willst mir vorreden, Du kenntest mich nicht?

Monaldeschi.

Ich kannte Euch nicht eher, als bis ich Euch hier das erste Mal gesehn hatte, seit zwei Minuten also kenn' ich Euch — (Sich umwendend und aus dem Fenster hinaus zeigend) — ich bin seit einigen Stunden zum ersten Male in dieser Stadt, und besuchte dort drüben den einzigen Mann, den ich hier kenne, meinen Landsmann Santinelli.

Christine.

Ist er Dein Freund?

Monaldeschi.

Nein, er ist keines Menschen Freund, um nur sein eigner zu sein — meines Erachtens eine schlechte Speculation, die Speculation des Geizhalses.

Christine.

Wie nahm er Dich auf?

Monaldeschi.

Wie ein mürrischer Feind, der befürchtet, ich könnte seine Wege benutzen und ihn benachtheiligen.

Christine.

Kennst Du seine Wege?

Monaldeschi.

Nein.

Chriſtine.

Was willſt Du in Stockholm?

Monaldeschi.

Ich ſuche mein Glück.

Chriſtine.

Was macht Dich glücklich?

Monaldeschi.

Das weiß ich noch nicht — wenn man's wüßte, ſo hätte man's ſchon beſeſſen und nur verloren, dann wär's nicht ſo ſchwer zu finden. Aber was mich heute beglückt, beglückt mich vielleicht morgen nicht.

Chriſtine.

Was beglückt Dich heute?

Monaldeschi.

Macht und Liebe.

Chriſtine.

So viel auf einmal?

Monaldeschi.

Eins gehört zum Andern: Find' ich Liebe in mir und zu mir, ſo bin ich des Glücks mächtig, und ſoll ich Macht finden, ſo iſt dies nur durch Liebe möglich, da mir die Macht nicht angeerbt iſt, und ſich überhaupt nur ſcheinbar vererben läßt.

Chriſtine.

Und warum ſuchſt Du das in ſo weiter Ferne, und nicht daheim?

Monaldeschi.

Schimmern nicht die rauhsten Berge in der Ferne lieblich blau? Es ist unsre Trägheit und eine krankhafte Himmelssehnsucht, daß wir immer nach der Ferne langen. Von dem, was wir in der Nähe erreichen können, sehen wir alle steile, mühselige Beschwerde deutlich, und deshalb versuchen wir uns nicht daran; von dem, was uns in der Ferne lockt, sehen wir nur die Lockung deutlich, die Hindernisse aber undeutlich, und so gehen wir mit besserem Muthe daran.

Christine.

Du hast Recht — (Für sich.) so lockt's auch mich von hinnen! (Zu ihm.) Was lockte Dich nach Schweden?

Monaldeschi.

Das Regiment einer Königin.

Christine.

Weil sie ein Weib ist, und jeder Mann sich berechtigt glaubt, bei einem Weibe sein Glück zu suchen, nicht wahr?

Monaldeschi.

Zum Theil wahr. Weil sie ein Weib ist, ja; Weiber haben eine reichere Phantasie. Mit weltlichen Mitteln ausgerüstet, sind sie den idealsten Plänen bereitwillig; jener Rost praktischer Besorgniß, welcher den Männern anklebt, verhindert sie nicht.

Christine.

Das heißt: sie neigen aller Chimäre Ohr und Hand?

Monaldeschi.

Wenn Euch Ideal und Chimäre gleichbedeutend sind, ja. Aber die Chimäre erwächst, ein bloßer Wetterschimmer, aus der Luft in's Ungewisse, das Ideal entkeimt hingegen auch aus gutem, irdischem Boden, und erhebt sich in's Unendliche.

Christine.

Nun, und zu welchem Ideale soll Dir die Königin von Schweden behülflich sein? Erst soll sie Dich zum Favoriten, dann zum Reichskanzler, und dann zum Könige von Schweden machen, nicht wahr? Und um idealisch anzufangen, kletterst Du Nachts an ihrem Fenster in die Höhe —

Monaldeschi.

Was Ihr mir da von Hoffnungen zuschreibt, das ist Chimäre, nicht Ideal — Christine von Schweden heißt in Rom die philosophische Königin, man weiß und rühmt, daß sie der Wissenschaft und Kunst und aller ewigen Frage der Welt nachgeht — ist es nicht Gewinn, einer Königswelt nahe zu sein, wo inmitten weltlicher Macht der freie Wissenschaftsgedanke freie Geltung und freie Bahn gewinnt?

Christine.

Und Dergleichen bringst Du aus Rom? Das ist ja ketzerisch.

Monaldeschi.

Ketzerei muß von der Kirche verfolgt werden, wie

der Staat bekämpft, was ihm widerspricht; aber um die Ketzerei wirksam zu verfolgen, wird es der Kirche notwendig, sich selbst methodisch zu entwickeln, darum —

Christine.

Darum braucht die Kirche Ketzer, willst Du sagen — Du weißt Dich in Schweden zu benehmen, und Du scheinst mir überhaupt ein so leichtsinniger, gefährlicher Mensch zu sein, daß Du meiner besten Glückwünsche bedarfst, um dem Schicksale eines Taugenichts zu entgehn.

Monaldeschi.

Die Glückwünsche einer Königin sind Briefcouverts des Glückes selbst.

Christine.

Schmeichle Dich hinauf zur Chimäre, und sorge selbst, wie Du den Rückzug findest — meine Wache wird Dir zeigen, was in diesem Briefcouvert steckt. (Sie macht ihm eine Handbewegung des Abschiedes.)

Monaldeschi.

Erlaubt mir nur noch eine Frage: Wenn ich eine heiße bleierne Kugel finde, war diese Kugel Euch wirklich dienstbar und willkommen?

Christine.

Thörichter Mensch! Bin ich das Schicksal?

Monaldeschi.

Ich danke Euch!

Christine.

Wofür?

Monaldeschi.

Daß Ihr nicht Ja gesagt —

Christine.

Glückliche Reise. (Sie setzt sich mit dem Rücken nach dem Fenster.)

Monaldeschi.

Das Schicksal ist der Zufall und das ganze Leben — ihm gehört man überall; dafür sorgen, heißt sterben, darüber unbekümmert sein, heißt leben. (Er verschwindet hinter dem Fenster.)

Zwölfte Scene.

Christine allein. (Sie sieht sich um, und da er verschwunden, löscht sie rasch die Lichter und bleibt erwartungsvoll inmitten des Zimmers stehn, leise sprechend:)

Ein merkwürdiger Mensch — ein Mann! (Es fällt ein Schuß — sie fährt zusammen.) Ach! — Ungeschicktes Schicksal! (Sie horcht.) Nichts weiter? (Eilt an's Fenster.) Nichts zu sehn! — O Santinelli! —

(Der Vorhang fällt.)

Erſter Act.

Erſte Scene.

Zimmer.

Graf Brahe. — Sylva.

(Brahe ſitzt auf einem Lehnſtuhle, Sylva auf einem Tabouret vor ihm.)

Sylva.

Nun, Vater, willſt Du mir's nicht erklären?

Brahe.

Ein Kind fragt mehr als hundert Weiſe beantworten können.

Sylva.

Nicht doch!

Brahe.

Du glaubſt das nicht? Sieh, wir haben uns eingerichtet in dieſer Welt, ſo gut als es eben gehn wollte, und dieſe ſyſtematiſche Einrichtung iſt ein allgemeines Uebereinkommen geworden, was der Vater dem Sohne, die Mutter der Tochter überliefert. Davon wiſſen nun

aber Kinder noch nichts, sie fragen noch ungeschult in die Kreuz und Quere, und setzen uns Alte in Verlegenheit.

Sylva.

Und so wißt Ihr auch nichts Rechtes von den Vampyren?

Brahe.

Nichts Rechtes, mein Kind. Aber wir wissen, daß es unter Männern und Weibern Vampyre giebt, ohne daß diese Männer und Weiber Blutsauger wären.

Sylva.

Wie denn?

Brahe.

Sie kommen, ehe wir uns dessen versehn, über unser Herz, und wenn wir dessen inne werden, gehört ihnen unser bestes Herzblut schon. Es sind dies die genial begabten Geschöpfe.

Sylva.

Was ist das, genial?

Brahe.

Das ist eine Kraft, die sich nicht berechnen, die sich nicht nachmachen läßt, eine Kraft, die wir nicht in Bestandtheile zerlegen können, und die deshalb von ängstlichen Menschen eine dämonische Kraft genannt wird. So hieß jener Doppelsture, dessen Schicksal Dich so interessirt, der schwedische Dämon. Die Männer athmeten auf, und die Weiber weinten, als er Stockholm verließ, um in die weite Welt zu gehn. Ein unstäter

Drang ist solchen Menschen eigenthümlich, sie sind niemals mit dem begnügt, was sie um sich haben können, es flimmert ihnen das Glück der Welt vor den Augen wie ein endlos fluthendes Glanzmeer, umsonst erreichen sie mit Leichtigkeit diesen Vortheil oder jene glückliche Stellung, Alles das scheint ihnen gering gegen das Glanzmeer, was sie umflimmert, rastlos treibt sie ihr Sinn hinaus, sie fürchten, es entgehe ihnen das Beste in der Ferne, wenn sie daheim auch noch so vortheilhaft angesiedelt sind: so wird ihnen die glücklichste Ehe, der vortheilhafteste Posten eine Last, ja auf dem Throne selbst verzehrt sie die Unruhe oder Begierde, und stachelt sie, Abenteurer oder Eroberer zu werden.

Sylva.

Aber warum weinten denn die schwedischen Frauen, als der Doppelsture hinweg ging, da er sie doch nur beraubt und gequält hatte?

Brahe.

Weil die Weiber, so sehr sie sich fürchten, aller dämonischen Kraft am begierigsten nachgehn.

Sylva.

Das begreif' ich — solche Kraft ist ja viel mehr als alles Andere, man sieht da kein Ende, und es reizt auch mich nichts so sehr, als wovon ich kein Ende absehen kann. Weißt Du, Vater, daß ich auch schon einem solchen Doppelsture begegnet bin?

Brahe.

Gott behüte Dich davor, mein Kind! Was willst Du damit sagen?

Sylva (rasch).

Und wie ging's ihm denn in Rom, dem schwedischen Dämon?

Brahe.

Keine stolze vornehme Schöne, kein mächtig Amt fesselte ihn, sondern ein einfach römisch Mädchen —

Sylva.

Ach, das ist schön! Siehst Du! — und wie weiter?

Brahe.

Weiter wissen wir nichts Sicheres, er war mit ihr verschwunden, und nur dunkle Gerüchte sprachen von einem schrecklichen Ende — plötzlich war er hier, erregte Aufruhr und Empörung, ward verfolgt, und soll von unsern Bergvölkern in einen Abgrund gestürzt worden sein.

Sylva.

Soll! Ei, da kann er ja alle Tage wieder kommen!

Brahe (lachend).

Das wohl — aber da müßte er hundert Jahre alt geworden sein.

Sylva.

Weißt Du, daß er hier ist?

Brahe.

Närrchen!

Sylva.

Du sagst selbst, Ihr kennt solche Naturen nicht genau, Ihr wißt sie nicht zu berechnen, was wißt Ihr also, ob sie altern und wie sie altern?!

Brahe.

Mädchen!

Sylva.

Und siehst Du ihn nicht immer an, wie einen Zauberer, den Du fürchtest und liebst, und der Dir große Geheimnisse zu sagen hätte?

Brahe.

Wen denn?

Sylva.

Und ist sein Erscheinen, sein Auftreten, sein Fußfassen, sein Aufsteigen neben dem Throne, ist dies nicht Alles von jener dämonischen Art, die Du eben geschildert?

Brahe (aufstehend).

Aber wessen, wessen?

Sylva.

Nun, Monaldeschi's.

Brahe.

Ach, meine Sylva!

Sylva.

Klang's nicht wie ein Mährchen, daß er in der ersten Nacht seines Hierseins im Geheimzimmer der Königin erschienen sei wie durch die Luft kommend? Du

selbst hatten eben das Zimmer verlassen, warst keinem Menschen begegnet, kein Diener hatte Jemand passiren sehn, und doch war er, ein unbekannter Fremdling, eine Minute nach Dir bei der Königin! Keine Thür hatte sich geöffnet, um ihn heraus zu lassen, und doch sieht man ihn bei vollem Mondscheine über den Schloßhof hinausschreiten: die Wachen geben Feuer auf ihn, er aber, unbekümmert darum, schreitet wie ein Geist hindurch, das Thor thut sich vor ihm auf, und im Laufe weniger Monde ist er die rechte Hand der Königin, von aller Welt gehaßt oder vergöttert, von Niemand mit Gleichgültigkeit angesehn. Wer wäre das anders als der schwedische Dämon?

Brahe.

O, mein Kind — (er drückt ihren Kopf an seine Brust) höre auf! Sieh nicht hin auf diese Erscheinung, geh dieser dämonischen Kraft aus dem Wege, sie bringt nur Unheil!

Sylva.

Aber warum das, mein Vater? Du hast mich ja selbst gelehrt, man messe das Glück nicht nach der Elle, wie weit der Strom gehe, sei unwichtiger, als wie tief er gehe, wie lang ein Glück daure, sei gleichgültig, wenn es nur groß sei.

Brahe.

Tändle nicht, Sylva, mit Spruchweisheit, sie täuscht uns Alle, wenn Noth an Mann kommt, tändle nicht

mit dem Glück, das so leicht erworben, so schön neben Dir steht, verscherze es nicht darum, weil es Dir leicht erworben ist — die Kaprice vergeht, und Reue bringt das Verscherzte nicht wieder.

Sylva.

Aber was ist denn, Vater?

Brahe.

Du bist gleichgültig, Sylva, gegen Ludolph, Du mißhandelst eine Neigung, um welche Dich alle Welt beneiden möchte, die Neigung des bravsten, tüchtigsten und schönsten Mannes, dem Du bis vor wenig Tagen mit kindlicher Traulichkeit zugethan warst.

Sylva.

Schilt nicht, Vater, bitte, bitte, schilt nicht. Du hast mich gelehrt, vor allen Dingen wahr zu sein, und soll ich Freude heucheln, wo ich Angst empfinde? Ludolph's Drängen um Zärtlichkeit und Heirath ängstigt mich in diesem Augenblicke, laß mir Zeit, Vater!

Ein Diener (tritt ein).

Der Marquis von Monaldeschi im Auftrage Ihrer Majestät der Königin. (Ab.)

Sylva.

Ach!

Brahe.

Mein Gott!

Zweite Scene.

Monaldeschi. — Die Vorigen.

Monaldeschi (dem Diener auf dem Fuße folgend, verneigt sich gegen Sylva, und wendet sich dann zu Brahe).

Ihre Majestät die Königin wünscht Euch im Laufe des Tages zu sehn, Herr Graf.

Brahe.

Sie hat keine Stunde bestimmt?

Monaldeschi.

Nein. Ihr würdet ihr zu jeder Stunde willkommen sein, sie verläßt ihre Gemächer nicht, sie ist schwermüthig.

Brahe.

Schwermüthig? Ist sie krank?

Monaldeschi.

Krank. Man muß es krank nennen; ihr Muth ist schwer, ihr Geist ist traurig — sollte ein Mann von Eurer tiefen Menschenkenntniß, Graf Brahe, nicht längst gesehn haben, woran sie leidet? Sie will und muß herrschen, sie ist eine geborne Königin, es liegt ihr im Blute, allen Willen sogleich in That verwandelt zu sehn; aber sie mag nicht regieren: das Einzelne des Regiments, dies Abwägen und Zuwägen, dies Theilen und Vertheilen, dies Sorgen und Borgen ist ihr

zuwider, das verstimmt sie. All' jene raschen, schöpferischen Menschen sind schlechte Verwalter.

Brahe.

Aber fehlt es ihr denn an Ministern? Lebt denn Oxenstjerna nicht mehr? Ist Schweden so arm geworden? Und selbst noch zu arm, wenn es vom Auslande borgt?

Monaldeschi.

Wenn Kräfte wie die Euren sich zurückziehen, so geräth das reichste Land in Mangel.

Brahe.

Die meinen! Lieber Gott! Ihr kennt mich nicht, Herr. Ich bedenke und berücksichtige zu Viel, um regieren zu können; ich will Niemand weh thun, das muß man aber können, wenn man regieren will, ich kann Niemand etwas abschlagen, was wär' ich für ein Regent — nicht ein Mädchen kann ich regieren!

Sylva (in seine Arme eilend).

Guter Vater!

Brahe.

Und Ihr, mein Herr, der Ihr täglich um die Königin seid, der Ihr zu leben wißt wie Einer, reichen denn Eure Mittel nicht aus für solchen Mangel?

Monaldeschi.

Die meinen? Spottet nicht, Graf. Ich bin ein Poet, der Zeit seines Lebens nach Mächtigkeit trachtet, dem nur wohl ist, wenn er im Schooße der Sonne

und der Donnerkeile wohnen kann; aber ich bin nur ein Poet, ich bin kein Minister. Die Möglichkeit der Macht reizt mich über Alles, aber die Macht in aller Einzelheit zu handhaben, das ist nicht meine Sache und nicht meine Fähigkeit. Dabei geschweig' ich noch meiner Fremdlingslage dahier — der schwedische Adel haßt mich ohnedies, weil die Königin mich auszeichnet, was würde es für thöricht Ding, für widerstrebend Blut geben, wollte ich mich in's innere Getriebe der schwedischen Regierung mischen!

Brahe.

Das heißt: Ihr wollt immer genießen, ohne jemals zu arbeiten.

Monaldeschi.

So ist's beinahe —

Ein Diener.

Graf Ludolph von Malström!

Brahe (zum Diener).

Halt! (Er eilt vor dem Diener hinaus, der Diener folgt.)

Dritte Scene.

Monaldeschi. — Sylva.

Monaldeschi.

Warum, Fräulein Sylva, erscheint Ihr so selten im Schlosse? Die Königin sieht Euch so gern —

Sylva.

Mein Vater geht jetzt selten auf's Schloß.

Monaldeschi.

Und Ihr selbst habt wenig Trieb dazu?

Sylva.

Ach nein, ich ginge gern.

Monaldeschi.

Wirklich? Euer Bräutigam geht aber auch nicht gern —

(Sylva schüttelt mit dem Kopfe.)

Monaldeschi.

Warum denn nicht?

Sylva.

Ich weiß es nicht.

Monaldeschi.

Ein schlimmer und gestrenger Herr.

Sylva.

O nein, Ludolph ist gut, ist seelensgut!

Monaldeschi.

Und auch Ihr seid ihm gut?

Sylva.

Das bin ich — was fragt Ihr da für Dinge, ich werde doch meinem Bräutigam gut sein!

Monaldeschi.

Und ihn sobald wie möglich heirathen —

Sylva.

Das nicht —

Monaldeschi.

Nicht?

(Man hört Malström heftig sprechen.)

Sylva.

Mein Gott, Ludolph ist so in Zorn! Geht, Herr, geht, entfernt Euch von dieser Seite! (Links deutend.)

Monaldeschi.

Ei warum?

Sylva.

Thut's, Herr! Ich fürchte, er ist bös, Euch hier zu treffen!

Monaldeschi.

Warum sollte er das?

Sylva.

Ich bitte Euch, Monaldeschi, geht, Ihr thut ihm weh, und thut mir weh, wenn Ihr bleibt.

Monaldeschi (ergreift ihre Hand und küßt sie).

Aber warum, Fräulein Sylva?

(Sylva steht schweigend, leise bebend, und ihm die Hand lassend, die Monaldeschi erst langsam freigiebt, als die Thür aufgeht.)

Vierte Scene.

Malström. — Brahe. — Die Vorigen.

Malström (zu Brahe).

Kann man das Land nicht rein halten vor zudringlichen Abenteurern, so kann man doch sein Haus davor

bewahren — Vergieb, Sylva, daß Dein Vater Dich in fremder Gesellschaft allein gelassen, ich war Schuld daran.

Monaldeschi.

Guten Tag, Graf Malström.

Brahe.

Aber, Ludolph!

Malström.

Ich kann nicht lügen, und Jemand einen guten Tag wünschen, der meinen guten Tag verdirbt.

Monaldeschi.

Man nennt das ehrlich, aber grob.

Malström.

Was grob ist, hält gut.

Monaldeschi.

Ein tüchtig Bauernsprichwort, das für Euch passen mag — was habt Ihr denn, daß Ihr mich anfallt wie ein Kettenhund? Ist man in Eurem Hause, Graf Brahe, auch für ein Geschäft der Königin nicht vor Beleidigung sicher?

Brahe.

Ihr habt ja gesehn, Herr, wie ich mich bemüht habe, es abzuwenden —

Malström.

Es giebt aber Leute, denen es nicht genügt, wenn man ihnen Widerwillen und Nichtachtung andeutet.

Brahe.

Ludolph!

Monaldeschi.

Das seh' ich — und wenn Ihr auch mich zu sol-

chen Leuten zählt, so macht reinen Tisch und sagt offen heraus, daß Euch der Fremde zuwider ist, der's in wenig Tagen weiter bringt, als Ihr Euer Lebelang, dann seid Ihr wenigstens grob und offen zugleich!

Malström.

Ihr überhebt mich der Offenheit, und seid klug genug, einzusehn, daß wir nicht wie Weiber die Zudringlichkeit liebenswerth finden.

Monaldeschi.

Das ist die wahre Höhe! Wäre ich ein bettelnder Lump geblieben, dann zeigtet Ihr mir Eure Verachtung, daß ich nichts vermöchte, und weil ich's zu was gebracht habe, so stachelt Euch Zorn und Brodneid zu roher Beleidigung — wie klein!

Malström.

Der fremde Glücksritter will wohl noch bewundert werden, wenn er sich eingedrängt hat?

Monaldeschi.

Fremd oder nicht fremd! Das ist Euer Pathenwort! Wer nichts erwerben kann, der hängt sich mit aller Schwere an die Vetter- und Landsmannschaft, weil er fühlt und weiß, daß er ohne sie nichts wäre. Bin ich durch ein Verbrechen in Eurem Lande hoch gestellt, oder durch mein Verdienst? Uebertrefft mich, und Ihr werdet mich würdig besiegt haben — ich habe keinen Schutz als meinen Kopf, mein Herz und meinen Degen. Ihr habt das ganze Land für Euch, habt Eure

Erbschaften und Vetterschaften für und hinter Euch, es steht Euch wohl an, gegen den einzelnen Gast nichts aufzubringen als brutale Beleidigung!

Malström.

Ihr seht auch aus wie ein Gast, der bloßes Gastrecht in Anspruch nehmen und wieder gehen will! Ihr seid ein Gast wie der Spatz, der im Nest der Schwalbe einkehrt, um sich einzunisten.

Monaldeschi.

Wer hat's den Spatz gelehrt? Wer hat ihm die Macht gegeben?

Malström.

Dafür sind wir Menschen, sind eine Nation, tragen alle Nachtheile einer nationalen Gemeinschaft, um das blos thierische Recht abzuwehren, um gegen den Eindringling in Vortheil und Macht zu sein! Wer sich nicht unterbringt, wo ihn Geburt und Erziehung hingestellt, der wird ein Abenteurer und Landstreicher, den schließt die Gesellschaft aus von ihrer Achtung.

Monaldeschi.

Meine Vorfahren, die römischen Feldherrn, strichen auch durch die Länder, und erzwangen sich mehr als Achtung, sie erzwangen sich Gehorsam.

Malström.

Thut's eine Nation, so ist's Eroberung, thut's ein Einzelner, so ist's Glücksritterei, die man über kurz oder lang züchtigt.

Monaldeschi.

Und Ihr möchtet gern ein solcher Schulmeister sein, da Ihr kein Glücksritter sein könnt?

Malström.

Die Ruthe dieses Schulmeisters schlägt nur einmal und dann für immer.

Monaldeschi.

Oder wird zerbrochen für immer.

Malström.

Je nachdem der Glücksritter Glück hat.

Monaldeschi.

Um ein Glücksritter zu sein, muß man ein Ritter sein können, Eure Ritterlichkeit geht alter Weiber Wege!

Malström.

Stellt Euch nur, sie wird Euch andre Wege weisen!

Monaldeschi.

Fordert nur, statt zu schmähn.

Malström.

Da sind wir, wo wir anfangen müssen, um zu endigen, und Ihr sollt's noch heut erfahren.

Sylva (zu Malström eilend).

Nicht so, Ludolph, ich bitte Dich!

Monaldeschi.

Vergebt, mein Fräulein, daß Ihr um meinetwillen solche Zwiesprache hören mußtet —

Malström.

Ihr sollt Eure Worte nicht an diese Dame richten, Euer Anblick schon ist eine Beleidigung für sie —

Sylva.

Aber, Ludolph, das ist nicht wahr!

Brahe.

Vergebt, Herr —

Monaldeschi (verbeugt sich gegen Sylva und Brahe).

Vergeßt nicht, Graf, was mich hergeführt! (Geht ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Monaldeschi.

Brahe.

Du wirst nicht so leidenschaftlich und unrichtig fortfahren, Ludolph, wie Du zu meinem Leidwesen hier angefangen.

Sylva.

Wenn Du mich lieb hast, Ludolph, thu' es nicht.

Malström.

Das werd' ich zuverlässig, das werd' ich zuverlässig, wenn nicht mein Arm erlahmt!

Brahe.

Du hast nicht ganz Recht, Ludolph, und beschwörst unnützer Weise tausend Stürme über Dich herauf. Die

Königin vergiebt Dir nie ſolche brutale Beleidigung ihres Lieblings.

Malſtröm.

Ich habe nicht Recht gegen den fremden Eindringling?

Brahe.

Uebertrifft ihn.

Malſtröm.

Und bin ich Sklav' der Königin, daß ich den Liebling ihrer Laune reſpectiren ſoll, wie ihre Befehle? Bin ich nicht mehr ſchwediſcher Graf? O, ich ſehe Alles! Ich ſeh' es mit Schmerzen, daß der, den ich Vater zu nennen gewohnt war, die Partei unſers gemeinſchaftlichen Gegners nimmt, und — daß ich in dieſem Hauſe überflüſſig werde!

Sylva.

Ludolph!

Brahe.

Ludolph!

Malſtröm.

O nein, nein! ich will nicht die Zudringlichkeit bekämpfen, und ſelbſt zudringlich ſein — Hoffnungen, Wünſche meiner Seele, fahret wohl, ihr ſeid verloren! (Zu Sylva und Brahe.) Lebet wohl! (Geht eilig ab.)

Brahe.

Aber, mein Sohn! (Er folgt ihm.)

Sechste Scene.

Sylva allein.

Sylva (hat in Gedanken da gestanden).

Sie sind fort! Aber wie ist mir? Es geht dies Alles nur wie ein Schattenspiel an mir vorüber. Ich seh' es vorüber ziehn, als beträfe es wildfremde Leute, und ich empfinde keinen Eindruck davon — nur einer, nur ein Eindruck ist in mir lebendig. Was für ein Wesen bist Du, Monaldeschi! Wüßt ich nur genau, ob er wirklich so uralt wäre, wie der Vater sagt, das würde mich schützen. Schützen! will ich denn Schutz? Ach mein Herz, Du solltest Dich ängstigen, und Du bist so voll Ahnung, Hoffnung, süßer Unruh', als stände mir nur eitel Glück bevor! (Sie geht langsam nach der Thür und bleibt, leise sprechend, stehen.) Wenn er hundert Jahre alt wäre, dann — ja dann — wäre er unmächtig. (Geht langsam ab.)

Siebente Scene.

Zimmer der Königin.

Christine.

Christine (kommt hastig und geht auf und nieder).

Ich bin zerstreut, ich tauge nichts für die Geschäfte

— ach, die unerträglichen Geschäfte! Wenn ich meiner Seele, meiner Neigung leben will, da tritt überall die ermüdende Pflicht dazwischen. Wie lockend denkt man sich das Regiment, das Herrschen, das Gebieten! Ach, und was ist's beschwerlich! Das widerwärtigste Allerlei drängt sich zu uns, das Uninteressanteste will gewogen, will entschieden sein! Und zu hoffen ist nichts mehr übrig; die süßen Träume, in denen sich der Mensch schaukelt, Träume von aufsteigender Laufbahn, von unerwartetem Gewinn, ach, diese Träume sind nicht vorhanden für das Herz der Könige! Es ist nichts über uns, was uns reizen könnte, wir sind die Höchsten auf Erden, und die kühnsten Hoffnungen sind uns schon erfüllt, und darum gestorben. (Geht an's Fenster.) Das Bürgermädchen, das da drüben an seinem Fenster sitzt, mechanisch die Nadel führt, und dazwischen auf die Straße sieht, sie hat die ganze schöne Welt der Freiheit vor mir voraus, die schöne Welt der süßen Erwartung: sie kann ihren Gedanken nachhängen, ihre Träume hinaufträumen zu schwindlichter Höhe, kein Mensch stört sie, kein Mensch beleidigt ihre geheimnißvolle Welt des Wunsches, denn es sind nicht Millionen Augen darauf gerichtet, wie auf jede Wimperbewegung einer Königin. Ach, wo ich eigen, wo ich allein sein will, wo ich ganz Ich sein möchte, da tritt der Königstrain mir in den Weg, und wenn ich Träumen nachhänge, so führen sie abwärts, weit abwärts vom Throne in die geheimniß-

vollste Stille des Privatlebens, wo ich mit dem begabten Manne sinnen und trachten und den Geheimnissen der Welt nachforschen könnte ungestört und ganz und gar. — Und Ihr thörichten Mädchen, Ihr beneidet mich gar! Ich beneide Euch — das ist die wundervolle, wunderliche Welt!

Achte Scene.

Christine. — Bald darauf Brahe. — Ein Diener.

Diener.

Graf Brahe, Majestät.

Christine (am Fenster stehend und hinausblickend giebt mit einer Handbewegung ihre Zustimmung, ohne sich umzuwenden. — Graf Brahe tritt ein. — Die Königin spricht laut für sich nach dem Fenster hinaus).

Ach, dies Land ist rauh, und die Menschen sind kalt,
Und sie wissen von keinem Himmel — (Pause.)

(Sie wendet sich rasch um.)

Glaubt Ihr, Brahe, daß Jemand gerathen werden kann, wenn es sich um dessen innerstes, eigenstes Leben handelt?

Brahe.

Nein, Majestät. Ein guter Rath findet überall eine gute Statt, aber einen guten Rath geben, heißt noch nicht rathen. Ich glaube nicht, daß ein Mensch dem andern helfen kann, wenn es um die innerste Haupt-

frage des Menschen geht. Seines wirklichen Glückes oder Unglückes Schmied ist Jedermann ganz allein.

Christine.

Wofür haben denn also die Fürsten ihre Räthe?

Brahe.

Für den Staat.

Christine.

Für den Staat! Für den Staat! Für diese Rechenmaschine! — Ach ja! — (Sie setzt sich.) — Graf Brahe, ich wollte, es wäre anders, ich brauche Rath; aber Ihr habt Recht, ich fühl's, es kann mir ihn Niemand geben. Ich weiß voraus, daß Ihr mir Alle abrathen werdet, und ich weiß eben so voraus, daß ich nicht darauf hören werde und nicht darauf hören kann. Kein Mensch wird mir Recht geben, und doch habe ich Recht, Recht für mich, Recht in mir — setzt Euch, Brahe, sprecht zu mir, als ob ich nicht mehr Königin wäre.

Brahe (verbeugt sich und bleibt stehen).

Christine.

Ja, so seid Ihr Alle! Ihr seid nicht herauszubringen aus der Convenienz! Sie ist Euch nicht mehr ein Kleid, sie ist Euch die Haut selbst geworden. Ach, eine Königin kann die Menschen nicht mehr sehen, wie sie wirklich sind, sie vergessen die Königin keinen Augenblick, der Respect arbeitet mit, auch in ihrer innersten Gedankenwerkstatt, und es kommt kein naiver, unverzollter Gedanke neben mir auf! — Habt Ihr auf Eurer

diesmaligen Reise in Holland Cartesius gesprochen? Wie denkt er meiner? Zu was für neuen Resultaten über Gott und Menschen ist er gekommen?

Brahe.

Er denkt Eurer in großer Verehrung, und bedauert, nicht mehr täglich mit Euch philosophiren zu können. Der Schwung ihrer Gedanken, sagte er, fehlt mir in diesem platten Lande gar sehr, denn es ist am Ende doch nicht genug, die Gedanken auszurechnen, wir haben ja doch noch mehr Hülfsmittel, Gott zu finden, als den Verstand —

Christine (schnell).

Gott weiß es, wie sehr wir daran leiden, daß der kalte Norden dies nicht begreifen will — und wie steht er jetzt mit dem heiligen Vater?

Brahe.

Mit dem Papste? Zu seiner Bekümmerniß übel, die Kirche will's nicht anerkennen, daß er, ein frei suchender Philosoph, im Dienste der Jungfrau Maria arbeite. —

Christine.

Ich möchte den heiligen Vater selbst sprechen, ich möchte ihm darlegen, daß Descartes ein guter Katholik ist, ich weiß es — erkennt Ihr hier nicht das Wunder, Brahe, welches ganz Schweden läugnet, daß man einer poetischen Hingebung bedarf, daß man eines poetischen Glaubens bedarf, auch wenn man sein Leben der unerschrockensten Forschung widmet? erkennt Ihr's nicht,

daß mein Vater nicht dafür gestorben ist, um die Wunder des Herzens von der Erde zu scheuchen, daß ich ohne einen strahlenreichen Himmel nicht bestehen kann auf dieser einfarbigen Erde? — Ihr schweigt? Heraus mit dem Worte, was auf Eurer Lippe schwebt, sprecht's aus, seid ein Mann! Wie heißt das Wort?

Brahe.

Schwärmerei! — heißt's, Königin.

Christine.

Schwärmerei! Und da denkt Ihr, so was Erschreckliches gesagt zu haben! Ja wohl, der Schwärmerei will ich fähig bleiben, so lange ich einen Gott in mir fühle, der sich nicht in Worte einschränken läßt, Schwärmerei will ich mir bewahren, um nicht in dieser trocknen Prosa einzuschrumpfen. (Sie geht heftig auf und ab.) Wißt Ihr's denn, was mit uns wird, wenn die Hülle des irdischen Leibes fällt?

Brahe.

Nein.

Christine.

Nun, alter Mann, Du weißt nichts, und willst doch nichts glauben?

Brahe.

Ich glaube den Glauben, der in mir entsteht und lebt.

Christine.

Und wem nun der Glaube entsteht und lebt, wie ihn die Kirche lehrt?

Brahe.

Der gehört zur Kirche, ihm ist wohl und leicht.

Christine.

Er fühlt sich sichrer in der großen Gemeinschaft.

Brahe.

So ist's.

Christine.

Nun?

Brahe.

Was mehr?

Christine.

Was mehr! Rathen sollst Du, ob ich länger von meiner Seele Frieden geschieden bleiben soll?

Brahe.

Es giebt da keinen Rath, Königin, damit begann ich, damit schließ' ich. Solchen Frieden nennen wir hier zu Lande der Seele Tod, und man kann nicht Königin von Schweden und katholisch zugleich sein.

Christine.

Königin von Schweden! Was ist mir das? Eine Last.

Brahe.

Eure Majestät sind in gereizter Stimmung, aber dieser Punkt ist von andrer Seite der Aufmerksamkeit zu bedürftig, als daß ich darüber hingehen dürfte. Königin, die Unzufriedenheit des Landes wächst von Tage zu Tage, daß Ihr katholische Männer um Eure Person hegt, man klagte über Bourdelot, klagte über Pimentel,

klagte über Santinelli, und jetzt ist Monaldeschi mächtiger als alle früheren —

Christine (ihn unterbrechend).

Man will meinen Umgang beaufsichtigen, als ob ich unmündig wäre! Wofür bin ich Königin? Wofür trag' ich alle Lasten dieses Berufs? Dafür, um auch derjenigen Freiheit zu entbehren, die dem unmächtigsten Weibe meines Reiches zusteht, der Freiheit, mit Leuten umzugehen, an denen ich Gefallen finde?

Brahe.

Wer am weitesten gesehen wird, ist immer am wenigsten frei, dafür steht er aber auch am höchsten — in diesem Augenblicke, Königin, stehn zwei Menschenleben um dieser Verhältnisse willen auf dem Spiele!

Christine.

Was?

Brahe.

Das eine scheint Euch werth zu sein, das andere ist mir theuer —

Christine.

Was ist?

Brahe.

Ludolph von Malström ist in Streit gerathen mit Monaldeschi, und sie sind jetzt nach dem Thiergarten unterwegs, um sich auf Tod und Leben zu schlagen —

Christine.

Ha, das ist die Freundschaft Eures Hauses für mich! (Sie klingelt.)

Brahe.

Eure Majestät werden —

Christine (zum eintretenden Diener).

Santinelli!

(Diener ab.)

Brahe.

Eure Majestät werden bei jeder schweren Gelegenheit, die Gott verhüten wolle, erkennen, daß das Haus Brahe der Tochter Gustav Adolphs in Noth und Tod folgt.

Christine.

Das sind die schönen Phrasen, Ihr behaltet Euch vor zu bestimmen, was mir dienlich und was mir nicht dienlich sei, ich kenne das —

Brahe.

Eure Majestät —

Christine.

Schweigt, Ihr seid Einer wie der Andre —

Neunte Scene.

Die Vorigen. — Santinelli.

Christine.

Santinelli! Monaldeschi und Graf Malström sind im Begriffe, sich drüben im Thiergarten zu schlagen.

Santinelli.

Ich weiß es, Königin.

Christine.

So wirst Du sie auch zu finden und zu hindern wissen?

Santinelli.

Das werd' ich.

Christine.

Thu's auf der Stelle — (Sie schreibt rasch.) Nimm Beiden die Degen ab, und stelle sie als Gefangene hierher in's Schloß — (Schreibt.)

Brahe.

Graf Malström ist schwedischer Graf und Mitglied des Reichsraths, er kann nicht um eines Abenteurers willen verhaftet werden.

Christine.

Hier die Vollmacht! Nimm und eile! (Santinelli ab.) Den dreisten Adel, der frech meine Neigungen antastet, werde ich zügeln, oder ich werde ihm die mir werthlose Krone vor die Füße werfen! — Ihr seid entlassen, Graf Brahe. (Er verbeugt sich; sie geht nach der linken Seite ab, er nach der rechten.)

Zehnte Scene.

Wald mit Aussicht auf das Schloß.

Malström (von der rechten), Schnure (von der linken Seite kommend).

Schnure.

Dieu merci! da treff' ich Euch, Graf! Wie hab' ich Euch gesucht! Mein Herz schlägt vor Angst — mon dieu, mon dieu! ich finde mich nicht mehr in die Welt, was für Streiche! was für Streiche! pardon für den Ausdruck —

Malström.

Kurz! wenn ich bitten darf, Baron, ich habe Eile.

Schnure.

Ich weiß, ich weiß, leider! Deshalb bin ich außer Athem. Um Christi willen, Graf, ist es Euer Ernst, alle Cavalierwürde unter die Füße zu treten, und Euch mit einem Abenteurer zu schlagen? Ich protestire im Namen des schwedischen Adels!

Malström.

Ich danke Euch. Wenn mein Degen roth sein wird, werd' ich auch protestiren. Adieu!

Schnure.

Dann ist es ja zu spät! Auch wenn Ihr ihn todt stecht, hat er die Ehre weg, von einem untadelhaften

Cavalier todt gestochen zu sein, bedenkt! Und das Sujet kann fechten, Ihr wißt es — ich weiche nicht von Euch! Ein wandelnder Protest von Minute zu Minute ruf' ich Euch zu: Ihr vergebt Eurer Ehre! auch wenn Ihr Euch schlagt, ruf' ich's!

Malström.

Da kommt mein Gegner, fort!

Elfte Scene.

Monaldeschi (kommt von der rechten Seite und will vorüber).
Die Vorigen.

Schnure (ihn eilig antretend).

Mein Herr, habt Ihr eine Legitimation, daß Ihr Edelmann seid?

Monaldeschi (an den Degen schlagend).

Da!

Schnure.

Die hat der Lanzenknecht auch!

Malström.

Vorwärts!

Monaldeschi.

Warum hab Ihr mich neulich belogen, Herr!

Schnure.

Was, insolenter Mensch! (Er zieht am Degen.)

Monaldeschi.

Soll ich 'rausziehn helfen? Ihr habt gesagt, Ihr wär't nicht von der Polizei, und doch treff' ich Euch wieder als Polizeisergeant —

Schnure.

Der Schlag kann Einen rühren! Mann! Mensch! Was sag' ich Euch Zerschmetterndes? Ich — mein — mein Bedienter soll Euch antworten.

Malström.

Vorwärts!

Schnure.

Halt! Thut uns die Schmach nicht an, Graf Malström, ich bitte Euch fußfällig! schlagt Euch nicht mit ihm!

Zwölfte Scene.

Santinelli (mit Trabanten von der linken Seite kommend). Die Vorigen.

Santinelli.

Nein! Im Namen der Königin!

Malström.

Was ist das?

Monaldeschi.

Malediction!

Schnure.

Gott sei Dank!

Santinelli.

Eure Degen, meine Herrn!

Monaldeschi.

Um die Ohren! (Zieht.)

Santinelli.

Ihr höhnt die Befehle der Königin?

Malström (zu Schnure).

Kommt das von Euch, Baron?

Schnure.

Nein, aber es kommt vortrefflich!

Santinelli.

Ich wiederhole den Befehl der Königin — wer wagt es, sich dieser Vollmacht zu widersetzen? Graf Malström! (Zeigt ihm die Vollmacht.) Euren Degen, oder Euer Ehrenwort, daß Ihr ihn nicht zu diesem Zweikampfe ziehen wollt!

Malström.

Schweige, Mann, von meinem Degen! Aber zehnmal mein Ehrenwort, daß ich mich mit einem Wichte (Monaldeschi ansehend) niemals schlage, der da prahlt und herausfordert, und hinter dem Rücken hinläuft, und die königliche Autorität zu Hülfe ruft — pfui über Euch! (Will gehen.)

Monaldeschi.

Steht, Herr, und widerruft, oder ich renne Euch das Eisen durch den Leib!

Malström (zieht ebenfalls).

Prahlhans, wo er sich sicher weiß!

Monaldeschi (dringt ein).

Wehrt Euch, oder widerruft!

Santinelli (zieht ebenfalls und springt dazwischen).

Zurück! Ihr frevelt offenbar und mit der That gegen den Befehl der Königin. (Er entreißt Monaldeschi, der nur auf Malström sieht, den Degen.) Euer Degen und Eure Freiheit sind der Königin verfallen.

(Malström geht ab.)

Santinelli (zu Schnure, der ihm folgen will).

Und Ihr, Freiherr von der Schnure, seid auch betheiligt?

Schnure.

Mann der Trabanten, ich höre Dich nicht und kenne Dich nicht — hast Du ein Mandat gegen mich, vom Reichsrath und Ihrer Majestät der Königin gezeichnet?

Santinelli.

Das nicht —

Schnure (sieht Beide stolz an, spricht für sich: Gesindel! und geht ab.)

Monaldeschi (droht Santinelli mit der Faust).

Schurke!

Santinelli (sieht ihn lange an, sagt dann zu den Trabanten).

Eskortirt ihn auf's Schloß! (und geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Monaldeschi.

Monaldeschi (zur Seite die Trabanten. Er bedeckt sich das Gesicht mit den Händen. Pause).

O! wie weh, wie weh! Wie tief frißt sich das in die Eingeweide! — Wie schwer würgt sich — dieser äußerliche — Ehrenplunder hinab! — Der Schurke hat's geschickt angefangen — mich zu kränken. Abenteurer zu heißen bin ich gewohnt, aber nicht ein muth- und ehrloser! — Kind, das ich bin, und spotte über Andre. Stöhnen und weinen möcht' ich vor Aerger, Zorn und Schmerz! (Er geht in Gedanken nach einer tieferen Kulisse links, die Trabanten schicken sich an, ihm zu folgen. Eh' er noch die Kulisse erreicht, sieht er Sylva, leicht verschleiert, das Gesangbuch in der Hand, von einer Dienerin begleitet, hinten über die Bühne gehen — er bleibt stehen, sieht ihr nach, und spricht:) Holdseliges Geschöpf! Wie ein Frühling mit weichen Lüften und blühenden Rosen gehst Du vorüber, und Verdruß und Aerger sinken unter und meine Arme, meine Kräfte, meine lieblichsten Hoffnungen und Wünsche erheben sich. Glück segne Deinen Pfad, holdseliges Geschöpf! (Langsam geht er ab, die Trabanten folgen ihm.)

Vierzehnte Scene.

Zimmer der Königin.

Es dunkelt.

Christine. — Dann Monaldeschi.

Christine (tritt auf, ein Diener, der eine Harfe herbeiträgt, folgt ihr).

Dies Verhaftungsschauspiel soll geendet sein, und der Marquis soll zu mir kommen — (Diener verbeugt sich und geht.)

Die Königin macht einen Gang durch's Zimmer, dann setzt sie sich zur Harfe und spielt — nach einer Weile tritt geräuschlos Monaldeschi ein. Er lehnt sich schweigend an die Wand. Christine bemerkt ihn, ohne sich zu unterbrechen. Sie pausirt nur, wenn sie ihn anredet, bei seinen ersten Antworten spielt sie weiter, und erst im Verlauf des Gespräches hört sie auf.

Christine.

Rauflustiger Sünder, bist Du noch am Leben?

Monaldeschi.

Ich bin ja wie ein Kind behütet, das noch nicht selbstständig laufen kann!

Christine.

Ich wollte, meine Aeltern lebten beide noch, und thäten mir also — ach, ich sehne mich nach Hülfe und Rath! Und — ich werd' es thun. (Monaldeschi macht

eine rasche, ablehnende Bewegung.) Sage nichts! sage nichts! Du bist ein Mann, Du verstehst mich nicht, verstehst nicht meine Pein! — — Träumen und lieben will ich! ein Weib bin ich, wie sehr man es verläugnet hat, und dieser Zwang der täglich wiederkehrenden kleinen Pflichten und Handlungen bringt mich zur Verzweiflung. Denn was wir täglich thun müssen, wie weit greifend es sei, erscheint uns klein. Ob ich einem Statthalter Ordre gebe, oder ob der Handwerker seinem Gehülfen Anweisung giebt, das wird in der Gewohnheit weniger Wochen gleich wichtig und gleich unwichtig und gleich lästig — ich will Zeit und Raum für mein Herz und meinen Gott!

Monaldeschi.

Arme Königin! Verblendete Frau! Tändelnd wandelst Du am Abgrunde, und wirfst Blumen hinunter, und weil Du nicht siehst, daß sie zerschmettert würden, weil Du siehst, daß sie auf leisen Winden hinunterschaukeln, meinest Du, bethörte Königin, auch Du mit Deinem ganzen Gewichte würdest leise hinunter geschaukelt werden in die geheimnißvolle Tiefe eines verborgenen Asyls! Selbst die Blumen, von ihrer Wurzel gerissen, welken und verderben da unten. Wir sind keine Blumen, und haben doch auch unsre Wurzeln. Von unserm Platze weichend zerschmettert uns die Wucht der eignen Schwere, und gar die Wucht einer regierenden Königin! Arme Frau — und kämest Du glücklich hinab,

Du verdorrtest außerhalb Deines Bodens! Arme Königin, Du schwärmst in Dein Verderben!

Christine.

Du kannst es nicht begreifen, Mann! Dir gilt die Herrschaft mehr als die Liebe!

Monaldeschi.

Wer mag die größten Regungen trennen! Ist nicht die Liebe selbst zur Hälfte Herrschaft? Halb will man beherrscht werden, halb will man beherrschen: aus diesen zwei Hälften besteht die Liebe. Ist nicht aller Drang, der uns treibt, der uns das Leben anziehend erhält, ist's nicht der Drang nach Herrschaft? Du suchst einen Gott, einen Glauben, um in die Herrschaft der Welt eingeweiht zu werden; Du suchst Kenntniß und Wissenschaft, um den inneren Gang der Dinge zu beherrschen; Du trachtest nach Stärke und Einheit des Charakters, nach Stärke und Einheit des Entschlusses, um Herrscher zu sein über Alles, was Dir begegnet, und die Krone, das anerkannte Symbol aller Herrschaft, willst Du von Dir thun? Von Dir thun, um frei zu sein? Man ist nur frei, wenn man mächtig ist.

Christine.

Ich bleibe Königin Christine, auch wenn ich aufhöre, regierende Königin von Schweden zu sein!

Monaldeschi.

Eben so zuversichtlich spricht der Schauspieler, der einen König in richtiger Empfindung spielt: Ich bin Kö-

nig! Wer ist es mehr, so lange die Täuschung dauert! So bleibst Du Königin für Dich, doch nicht für andre Leute!

Christine.

Giebt's denn nicht Verträge, die man abschließt für die Zukunft?

Monaldeschi.

Verträge sind nur etwas zwischen gleich starken Mächten, und sind nur sicher für heut und morgen. Machen wir Menschen, die wir Verträge machen, machen wir allein die Zukunft? Können wir also darüber verfügen? Als Königin schließest Du den Vertrag, und so wie er geschlossen, bist Du Privatperson, bist unmächtig, wenn der nunmehrige König nicht gewissenhaft ist.

Christine.

Aber das wird er sein!

Monaldeschi.

Vielleicht! Wer tritt ohne Noth auf die Brücke des Vielleicht! Und nicht blos vielleicht: der König ist nichts Einzelnes, er ist die Spitze eines ganzen Reichs; Schicksale und Stimmungen des Reichs ändern sein Gewissen, ändern das Recht, das er Dir gewährt, denn das Recht ist eine Uebereinkunft zwischen Menschen — verändert Du Deinen Glauben, den herrschenden Glauben dieses Landes, so wird man Dir sagen, Du seist aus der höchsten Sphäre herausgetreten, wodurch in diesem

Lande alles Recht und aller Vertrag geweiht werde, nicht mit Dir, mit einer Andern habe man Verträge geschlossen!

Christine.

Höre auf! Du bist ein Sophist, der Alles schwarz macht, weil er es schwarz zeigen will, — und vergoldet der Ruhm nicht mit himmlischem Strahle ein ganzes Leben, der Ruhm, einer Krone freiwillig entsagt zu haben? Ihr entsagt zu haben ohne Noth und Drang, blos um die wirklich höchsten Güter des Menschen lebendig, frei und wirksam zu machen in sich? blos um dem freien Sinne für Gott, Kunst und Wissenschaft frei zu genügen? Giebt's Größeres auf Erden als solchen Ruhm?

Monaldeschi.

Es giebt Größeres, denn Dein Ruhm solcher Art ist hohl und leer! Wer nach Ruhm jagt, hascht nur des Ruhmes Kleid. Ruhm ist der Hauch der Handlung, ist die Seele der That. Du willst nicht wirken, Du willst nur genießen, Dein Ruhm ist ein prasselnd Feuerwerk der Eitelkeit! Dich reizt es, was die Leute in Europa acht Tage lang sagen werden, nicht aber, was lebendig Ruhmvolles daraus erwächst. Und es erwächst nichts, wohl aber geht viel zu Grunde. Kunst und Wissenschaft kannst Du als mächtige Königin schützen und fördern — als entthronte Königin magst Du mit ihnen spielen.

Christine.

Freund, es giebt einen Drang im Menschen, der über alles Raisonnement hinaus mächtig, ja unwiderstehlich ist. Der Hirsch muß zum Wasser gehn, auch wenn er weiß, daß der Jäger am Wasser lauert. Ich muß, Giulio, ich muß! (Sie streckt die Hand aus, er kommt und kniet vor ihr.) Bleibt uns nicht Wissenschaft? Bleibt uns nicht Gott, den wir reicher suchen können, als in den engen Formen dieses kalten Landes? Bleibt uns nicht die Liebe, von Niemand mehr behindert und gestört? — Du schweigst? In Dein Vaterland wollen wir ziehn, und glücklich sein!

Monaldeschi.

Hab' ich ein Vaterland?

Christine.

An meiner Seite sollst Du es wieder gewinnen. O wie geht mir das Herz weit auf, wenn ich mich frei von all' diesen Fesseln denke! Kein lästiges Geschäft tritt uns mehr in den Weg, wenn wir uns einer Wissenschaft, einer poetischen Welt hingeben wollen; der feierliche prächtige Cultus Gottes steht uns offen, man kann sich ihm hingeben rückhaltlos und völlig, kann die Seele auffliegen lassen in alle Farben und Töne, und die Liebe schlummert und tändelt furchtlos in Gottes schöner Welt. Keines prahlerischen Edelmannes Neid wird uns mehr lästig — Giulio! und das Alles wäre nicht den eitlen Schimmer einer Krone werth? — Glückselige Stunde, wo

alle Wonne einer freien Zukunft über mich kommt, laß uns sie weihen, laß uns sie fesseln! Hier (sie greift in den Busen) — hier nimm es hin, ein zauberisches Erbstück unsers Hauses, was von Königin zu Königin herabgeerbt ist aus alter katholischer Zeit, ein Amulet der Liebe, das wonnereiche Bildniß der heiligen Magdalena — nimm es hin, bewahre es treu, es ist die Bürgschaft unseres Glückes, unsrer Liebe — bewahr' es treu, die Sage haftet daran, es sei des Todes, wer es verliere oder veräußere — mit ihm ist Leben und Liebe uns sicher! (Sie neigt sich, es ihm um den Hals zu hängen.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Zimmer im Schlosse zu Upsala.

(So wie der Vorhang aufgegangen, hört man einen Kanonenschlag, dem in mäßigen Zwischenräumen immer neue folgen.)

Brahe (kommt langsam).

Schießt Victoria! Wie Grabessalve dröhnt es in mein Ohr — o daß meine Augen diesen Tag sehen müssen! Was ist der Mensch, und des Menschen Wunsch? Ein Wanderer, der durch finstern Wald hintappt, und sehnlich wünscht, es möge ein Licht, ein Obdach erscheinen — das Licht erscheint und das Obdach, und der Wunsch ist gewährt, aber Licht und Obdach ist eine Räuberwohnung, und der gewährte Wunsch ist des Wanderers Verderben! So wünschten und flehten wir, als unser großer Gustav Adolph fiel: Erhalte uns, Gott unsrer Väter, erhalte uns des geliebten Königs einzig Töchterlein, damit es über uns herrsche einst im evan-

gelisch heroischen Sinne seines Vaters! Der Himmel erhielt das Kind, es wuchs auf ein strotzend Beispiel von königlicher Begabtheit, ein Stolz für Schweden; denn auf keinem Throne Europa's war je ein solcher Reichthum von Kenntniß und Bildung, eine solche Majestät des menschlichen Geistes zu sehn — o wie hell leuchtete uns das ersehnte Licht im dunkeln Walde! Und jetzt! das Obdach bricht über unserm Haupte zusammen! Der Reichthum ihrer Bildung macht sie unzufrieden mit unsrer evangelischen Einfalt, sie verlangt hinaus zum schimmernden Leben unsrer Feinde! O seliger Gustav Adolph, daß Dein Brahe solchen Tag erleben muß, daß Dein Kind, Dein Kind des alten Olaf Krone, Deine Krone uns vor die Füße wirft! — Unmächtig sind wir auf der Erde — die Dinge spielen mit uns, und wir vermögen nichts, wir sind Wanderer im dunklen Walde!

Zweite Scene.

Christine (kommt eilig, aufgeregt). — Brahe.
(Zwei Schüsse.)

Christine.

Das schlägt mir wie Donner Gottes an's Herz! —
Was sagt man, Brahe? — Man versammelt sich?

Brahe (sich verbeugend).

Man versammelt sich.

Chriſtine.

Wird der Reichsrath zahlreich?

Brahe.

Vollzählig, Majeſtät.

Chriſtine (hin und her gehend).

Ach, Brahe, das Leben laſtet auf uns, wenn es keine Anſprüche an uns macht, es laſtet dann bleiern mit Langerweile, und es laſtet ſchmerzend wie glühendes Eiſen, wenn es Entſchlüſſe und Handlungen fordert!

Brahe.

O Königin, laß Dir dieſen Eindruck ein Zeichen des Himmels ſein, daß die Handlung, welche Du heute vorhaſt, nicht die richtige iſt; die richtige Handlung macht uns leicht, ſie belaſtet uns nicht.

Chriſtine (bleibt ſtehen und ſchweigt).

Brahe.

Noch iſt's in Deiner Hand! Der Reichsrath erwartet zwar in nächſter Stunde, daß Du die Krone Schwedens niederlegen werdeſt in die Hände Deines Vetters, er erwartet's, denn all' Deine Schritte haben's verkündet, aber er wünſcht es nicht, kein Menſch wünſcht es, Dein Vetter ſelber nicht — bleibe Königin, Chriſtine! Wir ſind es alle gewohnt an Dir, daß der Geiſt aus Dir hervorleuchtet unerwartet, unberechenbar wie der Blitz des Himmels — unausſprechlicher Jubel würde ausbrechen, wenn Du ſtatt der Abdankung ein ander Wort ausſprächeſt —

Christine.

Und auch Du hältst mich für ein bloßes Weib? Weiber, heißt es, wechseln die Entschlüsse, wie der Aprilmond das Wetter wechselt! Und nach dem ersten Rausch und Lärmen käme die kühle spöttische Bemerkung, da hieße es erst leise und einzeln, dann laut und überall und schwölle über Europa hin: ja, der romantische Entschluß ist ihr leid geworden, als es zur Entscheidung kam: aus dem europäischen Schauspiele ist eine kleine Komödie geworden, wie's von einem Mädchen, das mit Dichtern tändelt, zu gewärtigen war!

Brahe.

Nein, Königin, nicht also wird es heißen!

Christine.

Es wird — und wie sollte ich denn die Wendung finden für ein Lustspiel? Sprich! Der Reichsrath erwartet, daß ich in nächster Stunde abdanke, Jahre lang habe ich nur darauf hingearbeitet — soll ich sagen vor ihm, vor Schweden, vor Europa, das alle Blicke hergerichtet, soll ich lächelnd bekennen: das war Alles ein Spiel und weiter nichts! ein Spiel, um zu prüfen, ob das Land mich hochhalte? O pfui!

Brahe.

Nein, Königin, nicht also!

Christine.

Wie sonst? Rede!

Brahe.

Euer würdiger Vetter Karl Gustav ist von Euch selbst bestimmt, die Krone heut aus Euren Händen zu empfangen, er ist ein edler, hoffnungsreicher, liebenswerther Herr, er verehrt Euch, er liebt Euch, er ist von keinem unbilligen Ehrgeize getrieben, er wünscht die Krone nicht, so lange Ihr sie tragen könnt, er ist Euch innig ergeben, er wirbt seit Jahren nicht blos um Eure Hand, er wirbt um Eure Liebe — wäre es nicht groß und erhaben, wenn Ihr heute ein Vorurtheil niederlegtet, statt die Krone niederzulegen, Euer Vorurtheil gegen die Ehe, die einzige von Euren seltenen Eigenschaften, die nicht gut thut an der Spitze einer Staatsgesellschaft?

Christine.

Und die Krone legte in meines Vetters Hand mit meiner Hand?

Brahe.

Ja, Königin!

Christine.

Und meinen ganzen Sinn, meinen persönlichsten Sinn verläugnete, und die Zweite würde in einem Reiche, wo ich bisher die Erste gewesen! und das Alles nur in geschwinder Hast, da schon die Kanonen aufspielen, und nur in geschwinder Hast, um ja nichts Ungewöhnliches zu thun, um nichts zu thun, wovor die Mittelmäßig-

keit erschrecken könne?! — Das ist Eure Art, das Weib zu Weibern zu stellen, das Weib weibisch zu machen!

Brahe.

Nein, Königin.

Christine.

Ja, Brahe! Das ist Eure Männerart! Ihr mögt ein Weib nicht begreifen, auch wenn Ihr könntet! Ihr wollt nicht, daß sich jemals eins selbstständig fühle — warum? Fragt den Despoten, warum er nichts aufkommen lasse neben sich!

Brahe.

Fragt die Natur, warum sie das Weib zur Ergänzung der Welt und nicht zum Regimente über die Welt geschaffen!

Christine.

Wer sagt Euch, daß sie das gethan?

Brahe.

Der Stoff der Welt ist hart — sind die harten, schwieligen Hände, sind die ehernen Nerven beim Weibe zu finden? Wenn die Geschlechter in Liebe sich begegnen, an welchem offenbart sich die Folge, welche alles Handeln lähmt und vernichtet? Der Mann bleibt frei, bleibt ungehindert für Alles, was kommen mag!

Christine.

Wer heißt das Weib sich hingeben?

Brahe.

Die Natur!

Christine.

Die Natur! Bin ich außer der Natur? Und doch empört sich mein ganzes Wesen gegen die Hingebung an den Mann!

Brahe.

Ihr seid eine Ausnahme in vielen Dingen, Königin, aber es geziemt eben großen Geistern, daß sie das ihnen inwohnende Ungewöhnliche nicht zum Gewöhnlichen machen und nicht zur Regel aufdringen wollen, denn solche Regel würde ein unnatürlicher Zwang.

Christine.

Darnach geziemte es mir auch, von einer gesetzgeberischen Stellung zu weichen, wo Alles wie eine Regel erscheinen soll, was an mir sich zeigt — Ihr beweis't für meine Abdankung, Brahe, nicht gegen sie. — — Und ich werde das Zagen abschütteln, was mich im entscheidenden Augenblicke anwandelt, ich werde Euch zeigen, daß ein Weib so viel vermag wie ein Mann.

(Pause. Kanonenschläge.)

Acht Jahre lang hab' ich über dem Entschlusse gebrütet — was kümmert's mich, ob man Bravo! ruft, oder nicht! Ich bin ehrgeizig, aber ich thu' nicht das Wichtigste des Ehrgeizes halber; also thut nur die kleinliche Eitelkeit. Ich will, ich brauche Ruhe um mich her — Schweden ist jetzt groß, ich will den alltäglichen Gang der Dinge nicht an mir erleben, daß Alles aufsteigt, um wieder hinabzusinken. Und es hätte allen

Anschein dazu! Soll ich mich mit den widerwärtigen Geldsorgen für dies arme Reich hier herumschlagen? Vorwurfsvolle Blicke sehn, wenn eine meiner schönsten Wallungen Geld kostet? Nein. Ich will Niemand verantwortlich sein, als mir selbst. Und bin ich nicht Königin genug, um auch nicht Königin mehr zu heißen, wenn es mir so gefällt? (Pause.) Gehe hinüber, Brahe, zu Karl Gustav, sag' ihm die letzten Bedingungen, unter denen ich das Regiment niederlege Ich muß meine Domainen zu festem Eigenthume behalten, und damit schalten und walten können, wie mir's beliebt. —

Brahe.

Dies könnte das Reich zerstücken. —

Christine.

Ich muß nicht Unterthanin werden, sondern freie, unabhängige Königin bleiben, wo ich auch sei, auch in Schweden!

Brahe.

Das gäbe zwei Herrscher!

Christine.

Wen ich begünstigt, darf er nicht verstoßen — geh hin, Brahe, und sag' ihm das!

Brahe.

Ich eile, Königin, denn unter diesen Bedingungen bleibst Du Königin von Schweden!

Christine.

Dich, Peter Graf von Brahe, ernenne ich zum Herzoge.

Brahe.

Wenn ich vor Deinem Heere herziehen kann, so will ich Herzog sein — sonst dank' ich Dir! Ich kann's nur sein, wenn Du Königin bleibst!

Christine.

Königin bleib' ich, mein Brahe, es geschehe was mag. (Ab.)

Dritte Scene.

Brahe. — Bald darauf Malström.

Brahe (sich den Kopf haltend).

Was wird aus alle dem? Mein Kopf faßt es nicht — eins sieht er nur: dies ist ein Weib, wie sehr sie's läugne, und im entscheidenden Augenblick fehlt uns nur ein Mann, der ihr beistimmte, ihm würde sie widersprechen. — Karl Gustav kann diese Bedingungen nicht eingehen! Ich will eilen, den einzig übrigen Ausweg zu gewinnen, der Gustav Adolph's Tochter auf ihren Platz, an ihre Pflicht zurückführt! (Eilig nach der Thür zu gehend.)

Malström (eilig eintretend und ihn aufhaltend).

Da seid Ihr! und ein Brahe ist müßig in einem solchen Momente, wo seines Freundes, Gustav Adolph's, Tochter in's Werk setzen will, was ihres Vaters und ihrer und unser aller unwürdig ist!

Brahe.

Es geschieht nicht! Ich bin nicht müßig! Halt mich nicht auf!

Malström.

Sonst noch was? Ist's nicht himmelschreiend genug, was die Kanonen für die nächste Stunde ankündigen? Ist's nicht eine Schmach für Schweden, für uns alle? Als ob unsre Krone ein Spielzeug für Kinder sei? Als ob man sie verschenken könne, wie einen eitlen Schmuck! Was an mir liegt, ich widerspreche, ich widersetze mich.

Brahe.

Der Fall ist interessant: In England zwingen sie König Stuart, vom Throne zu steigen, in Schweden will man die Königin zwingen, auf dem Throne zu bleiben — eins wie das andere gegen den Königsbegriff.

Malström.

Wahrhaftig, diese Abdankungen, welche Kaiser Karl begonnen, sind wie jenes Cromwellregiment gegen den Königsbegriff! Wenn sich das Hauptglied willkürlich, nach seinem Belieben loslöst von der großen Kette gesellschaftlichen Wesens, so löst sich die Kette ebenso, als wenn eine andere Gewalt sie sprengt, sie löst sich stiller, aber ihr fester Kreis ist eben so gebrochen. Das hätte nie ein skandinavischer König gethan, er hätte nie sein mit den Vasallen geknüpftes, für seine Lebenszeit geknüpftes Band aus bloßer Laune zerrissen, nein, fremde Elemente sind in skandinavisches Blut gekommen, sie

tragen die Schuld! Dies Herbeiziehn der Fremden hat den keuschen heimathlichen Sinn, hat den treuen Sinn verdorben, das Einmischen fremder Art giebt unrein Gebräu!

Brahe.

Beweise nicht zu Viel, um Etwas zu beweisen!

Malström.

Das Aergste kann man diesem Treiben Christinens nachsagen: dies Correspondiren mit allen Gelehrten Europa's hat die unruhigen, die falschen Maßstäbe in dies Königshaus gebracht! Der Gelehrte, welcher nur die allgemeinen Fragen der Welt betreibt, muß andern Kreisen folgen, als das Haupt eines bestimmten Volkes: ein weiser Regent ist Segen für den Thron, ein Regent der Weisheit ist Unsegen auf dem Throne. Und waren's blos Gelehrte, mit denen die Königin durch ganz Europa verkehrt? Sind nicht leichtsinnige Frondeurs darunter, in deren Worten der Aufruhr wohnt? Ist nicht jener Scarron darunter? Sind es nicht meist Katholiken?

Brahe.

Aber sollen wir uns nicht vielmehr solcher wiederkehrenden Harmonie freuen nach einem dreißigjährigen Kriege?

Malström.

Harmonie! Wenn schwarz und weiß zusammengehn, was giebt's? Ein gräulich Grau. Dieser schleichende

Franzose Bourdelot, dieser hochmüthige, intriguante Spanier Pimentel, sie haben das Herz der Königin verwirrt, mehr noch, als dieser abenteuerliche Monaldeschi, dem ich mein Schwert durch den Leib stoße, sobald ich erfahre, er habe die Abdankung befördert. Dahin ist aus diesem Hause jener einfache fromme Sinn, in welchem der selige Gustav Adolph sein Leben auf dem Acker bei Lützen ließ, unwiederbringlich dahin! Gestern hatte die Königin ihr Gesangbuch im Kirchenstuhle liegen lassen, ich will es ihr nachbringen, und werfe zufällig einen Blick hinein — was seh' ich? Der lateinische Dichter Virgilius ist's statt des Gesangbuchs! Sie hat keinen Sinn mehr für unsere Art, sie ist von den Fremden verdorben!

Brahe (langsam vor sich hin).

Sie hat keinen Sinn mehr für unsere Art — das kann wohl sein!

Malström.

Und sie will nur über die Ostsee, über die Alpen hinüber, um katholisch zu werden!

Brahe.

Das wolle Gott den Manen ihres Vaters nicht anthun!

Malström.

Wir sind da, es zu verhüten! Umsonst hab' ich immer geeifert gegen dies Dahlen und Liebeln mit Fremdlingen, nie mochtet Ihr hören. Sagt' ich: sie bereichern

sich mit unsrer Armuth, sie plündern dieselben Bibliotheken, die sie mit unserm Gelde angeschafft, so hieß es, ich übertriebe, und wissenschaftlicher Sinn sei unschätzbar —

Brahe.

Das bleibt er auch.

Malström.

Wer nicht eigen sein kann, macht sich zum Zwittergeschöpf, und geht mit allem Reichthume zu Grunde —

Brahe.

Wer nicht lernen kann, wird Barbar, wie stark er sei —

Malström.

Eine blos literarische Königin sein wollen im Schwedenlande, heißt Feigen und Datteln ziehn, wo nur Korn und Eisen wächst!

Brahe.

Warum soll eine begabte Königin ihre Anlagen nicht pflegen? Wenn der König die feinste Blüthe der Menschheit nicht achtet, wie kann sie, die leicht verletzte, dann noch gedeihen!

Malström.

Jetzt zeigt sie, daß das Spiel des Lebens und die sogenannte feinste Blüthe ihr wichtiger ist, als ihre Pflicht, jetzt sind wir am Ende!

Brahe (der immer nachsinnend sich verhalten, fährt auf).

Noch nicht! Noch nicht! Gott, ich versäume —

(Man hört eine Fanfare blasen.) Da tritt der Reichsrath schon zusammen, und ich — (will eilig ab.)

Vierte Scene.

Schnure (verstört). — Die Vorigen.

Schnure (Brahe krampfhaft bei der Hand fassend).

O Graf Peter von Brahe, wissen Sie keinen Trost, keine Hülfe für dies gebeugte Land, für mein gebrochenes Herz?

Brahe.

Ja, ja! nur halten Sie mich nicht auf!

Schnure (ihn noch haltend).

Ich, ich Sie aufhalten? Was denken Sie von mir — anbeten würd' ich Sie!

Brahe.

Aber Sie lassen mich ja nicht los, Herr — Karl Gustav kann helfen!

Schnure.

Bitte tausendmal um Verzeihung — doch ich weiß nicht mehr, was ich thue! — Seine wahrscheinliche Majestät — einen Augenblick Gehör, Graf Peter von Brahe (ereilt ihn noch einmal am Ausgange) — Seine wahrscheinliche Majestät Karl Gustav sind aber schon bei der ersten Fanfare in den Saal getreten, sahen sehr bewegt

aus — (Brahe ab.) Ach, ganz Schweden zittert — Graf Ludolph von Malström, Sie stehen in tiefen Gedanken, sagen Sie, hören Sie, habe ich Recht mit dem einen Gedanken, der mich zu Tode peinigt, sagen Sie!

Malström (zerstreut).

Ja, Sie haben Recht, Freiherr von der Schnure.

Schnure.

Nicht wahr? — Wie so? Ja, Sie wissen ja noch nicht, Sie kennen noch nicht —

Malström.

Ich kenne ihn —

Schnure.

Außerordentlich! Aus Respect hab' ich ihn noch nicht über die Lippen gelassen —

Malström (zerstreut).

Sie sind in Sorge, ob der Reichsrath heute schwarzen Flor um den Säbelgriff tragen darf, was schicklich wäre, und doch nicht Vorschrift ist —

Schnure.

Das auch — das auch — das hat mich beschäftigt, aber, aber mein Gedanke ist's nicht!

Malström.

Dann denken Sie, ob der Reichskanzler Axel Oxenstierna die Abdankung proclamiren wird, muß oder darf, er, welcher Seiner sterbenden Majestät Gustav Adolph geschworen, die Tochter Christine auf dem Throne zu erhalten —

Schnure.

Das ist groß — sehr groß, eine höchst merkwürdige Verlegenheit! Dort der großen Majestät geschworen, auf dem Throne zu erhalten, und jetzt von der lebendigen Majestät befehligt, Abdankung auszusprechen, ein einziger Fall — aber nicht mein Gedanke.

Malström.

So? — Adieu, Baron!

Schnure.

Einen Augenblick! Sie sind zerstreut, Sie wollen meinen Gedanken nicht wissen!

Malström.

Nein.

Schnure.

Wie so? Sie sind so zerstreut, daß Sie mich beleidigen!

Malström.

Auch nein.

Schnure.

Wissen Sie, Graf Ludolph von Malström — nur einen Augenblick, ich beschwöre Sie! Noch länger verschlossen strangulirt mich der Gedanke — wissen Sie, daß wir an dem Punkte stehn, wo unser ganzes Gesellschafts- und Staatshaus in Trümmer stürzt?

Malström.

Das weiß ich.

Schnure.

So? Nun dann haben wir denselben Gedanken. Graf, wenn die höchste Autorität des Staates Nichtachtung ihrer Autorität zeigt — ich erschrecke, daß ich es aussprechen muß — so ist alle Relation, woraus Staat und Gesellschaft besteht, ruinirt — hab' ich Recht?

Malström.

Ja.

Schnure.

Der Pöbel glaubt dann nicht mehr an die göttliche Nothwendigkeit der Dinge, alles Ceremoniel, alles Formgesetz verliert seine Weihe, man wagt zu vermuthen, es könnte ja auch anders sein —

Malström.

Wer hat Ihnen das gesagt?

Schnure.

Sie erschrecken mich!

Fünfte Scene.

Monaldeschi (stürzt herein). — Die Vorigen.

Monaldeschi.

Giebt's keinen schwedischen Edelmann mehr?

Schnure (für sich).

Welche Impertinenz!

Malström.

Was soll's?

Monaldeschi.

Da, Graf Malström — Sie sind ein Edelmann und nicht auf Ihrem Posten? (Man hört die zweite Fanfare.) Da, die zweite Fanfare! Der Reichsrath setzt sich — vor dem Throne hat jetzt der schwedische Edelmann zu stehn, mit gezogenem Schwerte, keinen König, keine Königin herunterlassend!

Schnure.

Welcher Frevel!

Monaldeschi.

Nein, es giebt keinen schwedischen Edelmann mehr!

Malström.

Herr Marquis, ich bin nicht Euer Freund, aber hier geb' ich Euch Recht! Auf unsre Plätze, Freiherr von der Schnure! (Ab.)

Schnure (im Abgehen).

Wie so, Graf? Auf solche Veranlassung — (Ab.)

Sechste Scene.

Monaldeschi.

Monaldeschi (allein, ihnen nachsehend).

Wird es wirken? Wird der Funke zünden? Wahn-

sinniges Beginnen dieses Weibes! Krankhafte Schönthuerei! Das Mark des Lebens, das Einzige, wofür sich's lohnt zu leben, die Macht, die Macht von sich zu thun, Jesu Maria, welche hysterische Verblendung! Ich duld' es nicht, und starrten mir alle Schwerter des Reichsraths entgegen!

(Eine Abtheilung Trabanten marschirt hinten über die Bühne, neben ihnen Santinelli.)

Siebente Scene.

Monaldeschi. — Santinelli (der nur am Ausgange stehen bleibt auf Monaldeschi's Anrede).

Monaldeschi.

Graf Santinelli, werdet Ihr ruhig zusehn?

Santinelli.

Ich werde thun, was meines Amtes ist.

Monaldeschi.

Und Deines Amtes ist, ruhig zuzusehn und jede Störung zu verhüten —

Santinelli.

Das ist's.

Monaldeschi.

Und Deine Königin wird eine reisende Dame, die nichts weiter als Trinkgelder zu vergeben hat, und der Haushofmeister eines Königreichs wird ein Lakai!

Santinelli.

Der Großstallmeister nicht minder.

Monaldeschi.

Das tröstet Dich?

Santinelli.

Ich brauche keinen Trost.

Monaldeschi.

Du nimmst vorlieb. (Santinelli geht.) Giebt's nichts Großes, so giebt's doch was Kleines! Bedientenseele! (Dritte Fanfare.) Die Königin kommt! Der Augenblick ist da! (Schnell ab.)

Achte Scene.

Reichsrathssaal.

Im Hintergrunde ein Thron — daneben, ebenfalls erhöht, aber niedriger ein Lehnsessel, worauf Karl Gustav sitzt. Vom Throne zum Proscenium ein offener Gang, zu dessen beiden Seiten die Reichsräthe sitzen.

(Unter wiederholter Fanfare tritt auf)

Christine (in vollem Krönungsornate, die Krone auf dem Haupte. Pagen tragen ihr die Schleppe; Scepter und Reichsapfel werden auf Sammtkissen hinter ihr gebracht. Großer Hofstaat folgt ihr. Sie kommt links aus einer vorderen Kulisse, und bleibt, nach dem Throne schreitend, vor Graf Brahe stehen, der in der vorderüen Reihe dicht am Gange seinen Sitz hat, und aufgestanden ist wie sämmtlicher Reichsrath beim Eintritt der Königin. Als sie stehen bleibt, um ihn anzureden, schweigt die Trompetenmusik.)

Christine.

Graf Peter Brahe, welche Antwort habt Ihr auszurichten auf meinen Bescheid?

Brahe.

Eine Antwort, königliche Majestät, die unsre Herzen mit der Hoffnung stärkt, dieser drohende Tag werde glücklich vorübergehn.

Christine.

Sprecht sie aus!

Brahe.

Euer königlicher Vetter Prinz Karl Gustav verweigert die Annahme der Krone unter Bedingungen, die ihn — seinem Ausdrucke nach — blos Titularkönig sein ließen.

(Pause.)

Christine.

Die Antwort ist so brav, wie ich sie gewünscht habe; so muß ein Fürst denken und sprechen, der ein Reich übernehmen soll. (Sie geht auf den Thron. Als sie sich niedergelassen, setzt sich auch der Reichsrath.) Ihr wißt, des schwedischen Reiches Räthe, zu welchem Acte Ihr versammelt seid. Was ich am elften Februar Euch angekündigt hier in Upsala — heut wird es vollführt: ich lege die Krone nieder, und keine Macht der Erde soll meinen freien Entschluß hindern!

(Allgemeine Unruhe. Malström erhebt sich.)

Malström.

Als unsre Väter vor funfzig Jahren, — es war zu Norköping im Jahre 1604 — dem Könige Karl dem Neunten zusicherten, unsre schwedische Krone solle erblich in seinem Hause bleiben, da geschah dies nicht also, und war nicht also gemeint, wie es jetzt ausgeht. Nein, der jedesmalige Thronerbe im Hause Wasa übernahm auch die Verpflichtung, unsere Krone zu tragen bis an seinen Tod, sie wiege ihm leicht, sie wiege ihm schwer, nicht aber: sie wegzugeben, wenn es ihm gefiele und uns nicht!

(Allgemeines Murmeln der Zustimmung: „So ist's!" — „Wohl gesprochen!" — „Das ist schwedisch!")

Christine (winkt mit der Hand).

Ihr habt meinen würdigen Vetter Karl Gustav bereits als meinen Nachfolger anerkannt, für den Fall, daß ich stürbe, oder sonstwie schiede — Ihr habt in ihm einen neuen, verheißungsvollen König, einen Mann. Er wird mehr vermögen, als ein Weib. Ich habe zehn Jahre lang Tage und Nächte und Sorgen auf die Regierung verwendet, ich begehre nichts zum Dank, als daß Ihr mich heruntersteigen laßt vom Throne. Meine Bedingungen kennt Karl Gustav, kennt Ihr; — neue, die ich ihm heute gemacht, hat er verworfen, und mir dadurch ein kostbar Zeugniß abgelegt, er werde seinem Reiche, seiner Macht nichts vergeben, nichts abwendig machen lassen. Des Reiches Kanzler, der viel-

verdiente Graf Axel Oxenstierna, weigert sich, unsre Abdankung zu verlesen, so verlies Du, Freiherr Schering Rosenhane! (Sie überreicht ihm eine Pergamentrolle, die sie in der Hand gehalten.)

Brahe.

Ich protestire.

Malström.

Ich protestire.

Alle (aufstehend).

Wir protestiren, wir protestiren Alle.

Christine.

Ihr habt kein Recht dazu!

Alle.

's ist unser Recht! 's ist schwedisch Recht!

Rosenhane.

Im Namen der Königin, Stille! (Er liest.) „Ich verzichte für mich und meine Nachkommenschaft auf die Krone Schwedens und trete sie ab an meinen Vetter Karl Gustav. Er hat mir nur das Recht aufrecht zu erhalten über die Besitzungen, welche ich mir zur Apanage ausbedinge: über Stadt und Schloß Norköping in Schweden, die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, über Wollin und Usedom und Stadt wie Schloß Wolgast an der pommerschen Küste, und über Pöle und Neukloster in Mecklenburg. — Ich muß thun und lassen können, was mir beliebt, und nur dem allmächtigen Gott Rechenschaft schuldig sein; — dafür verspreche ich,

nie etwas zum Nachtheil Schwedens zu unternehmen. — Ich muß endlich alle Gerichtsbarkeit behalten über meine Tischgenossen und die Leute meines Hauses."

(Große Bewegung in der Versammlung.)

Christine.

Graf Peter Brahe! nimm die Krone von meinem Haupte!

Viele Stimmen.

Nimmermehr! — Nein, Brahe! — Kein Brahe thut's!

Brahe.

Eh' müsse meine Hand verdorren, eh' sie die Krone antaste auf meiner Königin Haupt; — muß dies geschehn, wovon mein Auge sich in Thränen abwendet, so kannst Du es nur selber thun, o Königin!

Christine.

Wohlan denn! so geschehe's im Namen Gottes. —

(Man hört in diesem Augenblicke Schwerterklirren am Eingange, durch den die Königin eingetreten, Alles springt auf.)

Neunte Scene.

Monaldeschi. — Die Vorigen.

Monaldeschi (stürzt mit blankem Schwerte herein).

Viele Stimmen (durcheinander).

Wer dringt bewaffnet in den Reichsrath! — Nieder mit dem Frevler! (Die Meisten ziehen ihre Degen.)

Monaldeschi.

Wahr' Deine Rechte, Reichsrath von Schweden! Deine Krone stammt von Gott, und keines Menschen, auch nicht Deines Königs Laune kann sie verschenken!

Viele Stimmen.

Er hat Recht! — Nieder mit dem frechen Fremdling! — Er hat Recht, aber nieder mit ihm! — Haut ihn in Stücke!

Rosenhane (schreit).

Die Königin steht auf, und Alles schweige!

(Es wird todtenstill.)

Christine (vom Throne herab zu Monaldeschi).

Verwegener Mann! Augenblicks wirf Dein Schwert von Dir, oder Dein Leben ist verwirkt!

Monaldeschi (wirft es weg).

Da liegt mein Schwert; ich zog es nur, um bis hierher zu dringen, um meine Stimme vor ganz Schweden zu erheben und auszurufen: Königin, Du handelst, wie nicht Recht, Reichsrath, Du duldest, was nicht Recht!

Zehnte Scene.

Santinelli mit Trabanten. — Die Vorigen.

Santinelli.

Ergreift den Frevler, lebendig oder todt!

Monaldeschi.

Greift mich, tödtet mich, ich that das Nöthige, weil es kein Schwede that.

(Die Trabanten umringen ihn.)

Christine.

Halt! Zurück, Trabanten!

Einzelne Stimmen.

Er ist verfallen — er hat gefrevelt!

Christine.

Graf Peter Brahe, verhaftet Ihr den Uebelthäter, und laßt ihn in's Gefängniß führen!

Monaldeschi.

In den tiefsten Kerker tief unter dem Meeresgrunde, damit ich nicht sehe, was Eitles und Thörichtes vorgeht im Königshause von Stockholm, damit ich nicht höre, wie Königin Christine einst jammernd rufen wird: Monaldeschi, Du hattest Recht!

(Die Königin geht bei den letzten Worten ab. Ein Theil der Versammlung folgt ihr, der andere drängt gegen Monaldeschi mit dem Rufe: Nieder mit ihm!)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Düsteres Zimmer mit Seitenthür, ein Vorhang inmitten der Hinterwand.

Sylva.

Sylva (mit ihrer Dienerin eilt herein).

Was seh' ich! Der Vater kommt mit ihm den Corridor herauf, Trabanten nebenher, er ist gefangen, was ist geschehn?

O Herz, Du willst mir zerspringen,
Unruh' und Hast treibt mich umher,
Ich möchte weinen, ich möchte singen,
Bald ist mir jubelleicht, bald sterbensschwer!

Wohin — Herr Gott! Sie treten hier herein.

Zweite Scene.

Brahe. — Monaldeschi. — Trabanten. — Sylva.

Brahe.

Sylva?

Monaldeschi.

Sylva!

Brahe (sieht Monaldeschi an, und sagt dann zu den Trabanten).

Bleibt zurück! Ich führ' ihn allein — (Die Trabanten kehren um.) — Wie kommst Du daher, Sylva?

Sylva.

Die Königin hat mich nach der Reichsrathssitzung zu sich beschieden — Ihr habt ja keinen Degen, Marquis?

Monaldeschi.

Ich habe Alles verloren, Fräulein: Herz und Macht und Degen!

Brahe.

Aber, Sylva, Du verirrst Dich, Dein Weg führt nicht durch diese Zimmer!

Sylva.

Es war solch unruhig Treiben von Soldaten und Männern auf dem großen Gange, da wollt' ich hier hindurch — bring' mich selbst hin, Vater.

Brahe.

Ich kann jetzt nicht.

Sylva.

Ich geh' so lange mit Dir, bis Du kannst —

Brahe.

Das geht nicht, Sylva.

Sylva.

Warum denn nicht?

Brahe.

Entferne Dich!

Monaldeschi.

Lebet wohl!

Sylva.

Laß mich, Vater! (Für sich.) Ich muß erfahren, was mit ihm geschieht! (Ab mit der Dienerin.)

Dritte Scene.

Monaldeschi. — Brahe.

Brahe.

Hier wartet Euer Schicksal ab, Marquis. Ich geh' der Königin melden, daß ich Euch nur in Gewahrsam, nicht in's Gefängniß gebracht. Gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr nicht zu entweichen versuchen wollt!

Monaldeschi.

Ich geb' es Euch mit meinem Dank, Graf Brahe.

Brahe.

Lebet wohl. (Ab.)

Vierte Scene.

Monaldeschi.

Monaldeschi (allein. Er steht mit untergeschlagenen Armen eine Zeitlang schweigend in der Mitte des Zimmers).

Dies ist der Fluch des Abenteurers, daß er von einem Extrem dem andern zugeschleudert wird; aus der Hütte hinauf an des Thrones Stufen, von den Stufen des Thrones bis in den Kerker. Ihn schützt kein Herkommen und kein Maß, er ist vogelfrei. Wie viel ihm gelinge, er ist unglücklich, denn er ist haltlos. Das Behagen eines ruhigen, sicheren Besitzes, er genießt es nimmer, die Hatz des Schicksals ist ihm ewig auf der Ferse.

(Pause. Er geht umher, und setzt sich dann.)

Es liebt mich Niemand auf der weiten Welt,
Ich bin ein ausgestoßen, ein verloren Kind!
Erobern kann ich wohl mit Geist und Muth,
Ja unterwerfen — ach, welch kläglich Ding!
Wer da erobert, bin das ich? ich ganz?
's ist eine Eigenschaft, 's ist eine Fähigkeit
In mir — sonst nichts; dies ganze Wesen aber,
Dies ganze Ich, dies eigene Geflecht
Von Kraft und Schwäche, Lust und Unlust, ach
Dies launenhafte, wetterwend'sche Ding,
Das nach dem Himmel lechzt und ihn nicht kennt,

Das mit der Hölle ſpielt, und ſie nicht kennt,
Das Gott verſpottet, um nicht klein zu ſein,
Und das Gott ſucht mit Gierde Tag und Nacht,
Und doch ſich ſelbſt verhehlt, daß es ihn ſuche, —
Dies Ich, ſo ſtraff zum Glück, und im Genuſſe
So durſtig doch, ſo ſpöttiſch doch, dies Ich,
Es mag's in Wahrheit Niemand; Niemand liebt's,
Es iſt allein auf dieſer weiten Welt,
Und darum iſt's verbrecheriſch —
Denn was allein bleibt, was ſich nicht vermiſcht,
Das iſt der Welt zur Laſt, das nennt ſie Störniß,
Und Störniß bin ich, ach, von Mutterleibe!
Die Mutter ſelbſt, wie tief hat ſie's empfunden!
Bald küßte ſie mich, entzückt von mir,
Und herzte mich zum Erſticken —
Dann ſtieß ſie mich mit Füßen fort,
Und ſchrie: Du kannſt nicht lieben!

(Springt auf.)

Dies iſt das Wort, der Angſtſchrei meines Herzens!
Ich kann nicht lieben, nein, ich kann es nicht —
Ich weiß das Reizende wohl zu ergreifen,
Mit Haſt, mit Feuer,
Und das Ergriff'ne mir zum Gott zu weihen,
Doch jene gold'ne Täuſchung andrer Menſchen,
Gedankenlos in Reiz ſich zu verlieren,
Sich hinzugeben taub und augenlos
Für allen Mangel, der mit im Geleite,

Dies Herz der Liebe, es ist mir versagt!
Im schönsten Taumel bleibt mein Auge offen,
Und lauscht mein Geist, ob irgendwo ein Fehl —
Der Segen aller Hingebung ist mir versagt.
Ist's meine Schuld? Was Schuld! Frag' ich um Schuld?
Ich frag' um Glück! Und dessen will ich rauben
So viel ich kann — ein Räuber bin ich worden,
Weil sich die Kräfte so in mir gefügt,
Und grade so. Das Raubthier wird geschaffen,
Und lebt wie den Beruf sein Raubthierleben.
Wer es geschaffen, wird es auch vertreten,
Und wer es zwingt, der tödtet's, also ist
Der Lauf der Welt — so rolle, Welt, dahin!
Erhebe mich, zermalme mich,
So wie Du kannst und magst! —

(Setzt sich wieder.)

Ach, wer nicht lieben kann, wird nicht geliebt.
Er mag wohl eine Leidenschaft erregen,
Doch keine feste und dauernde Neigung.
Ein Felsenriff im Meere hält ein Schiff,
Das Seil und Anker daran festgeklammert,
Es hält ein Schiff, so lang' die Wogen ruhn;
Allein bewahren kann es sich kein Schiff!
Wenn sich die See erhebt, entflieht das Fahrzeug,
Und flieht es nicht, so muß der Felsen selber,
Der's halten will, es schmettern und vernichten;
Ich bin ein Felsenriff und nicht geliebt —

Die Neigung dieser Königin ist nichts,
Als eine spielerische Liebelei
Und ein Gehorsam gegen Manneskraft;
Dies Weib hat keine Sinne und kein Herz,
Denn ächtes Herz ist sinnenhaft bewegt.
Sie tändelt mit dem Geistesreiz der Liebe,
Und weil es ihr versagt ist, Weib zu sein,
Putzt sie mit Kopf und Bildung eitel auf,
Was sie nicht kennt, und was die Dichter schildern.
Vergeblich Mühn! Was die Natur verdrängt
Aus ihren großen, starken Unterschieden,
Das bringt kein Kopf, wie stark er sei, zur Stärke.
Mann oder Weib! Doch was dazwischen faselt,
Bringt weder ächten Krieg, noch ächten Frieden.
Wer weiß, ob sie den Muth hat, mich zu retten,
Und hat sie ihn, wir finden doch kein Heil,
Denn es gebricht uns doch das Blut der Liebe.

(Pause.)

Fünfte Scene.

(Man hört am Thürschlosse schließen, es erscheint auf der Schwelle Sylva.)

Monaldeschi. — Sylva.

Monaldeschi.

Jesu Maria! Ich bin doch geliebt!

Sylva (kommt ihm hastig entgegen und fällt an seinen Armen nieder, athemlos sprechend).

Monaldeschi!

Monaldeschi.

Welch Glück des Himmels kommt da über mich!
Fasse Dich, Sylva, fasse Dich, komm!
(Er führt sie auf die Ruhebank, und kniet vor ihr.)
Welch eine Seligkeit dringt mir aus Deinen Augen!

Sylva.

Ich habe meinen guten Vater getäuscht! erst schlich ich ihm nach, als er Dich fortführte, um die Thür zu kennen — dann — dann hab' ich ihm den Schlüssel entwendet, es trieb mich, ach so unwiderstehlich, Dich zu sehn, und Dir Trost zu bringen. Der Vater nämlich sagte: man würde Dir nichts thun, und die Königin würde Dich mitnehmen über's Meer, und uns auch!

Monaldeschi.

Engel!

Sylva.

Nun weißt Du's, und kannst ruhig sein, und nun will ich wieder zurück —

Monaldeschi.

O bleibe noch!
Dein Hauch! Dein Blick! Dein Ton
Dringt wie der Frühling in mein wüstes Leben!
All wilder Drang, all ungestümes Streben,
Und was mich hetzt wie ruhelos Gedränge —

Es stockt und schweigt, als ob Musik erklänge
Von Deinem Leibe!
Bleibe!
Mein Auge hat zum ersten Male Thränen,
Mein Herz zum ersten Mal ein heilig Sehnen.
Sylva, bleibe!

Sylva.

Wohl Dir! Mir wird es nicht so wohl,
Mich treibt's mit Schmerz und Ungestüm Dir nach,
Und bin ich bei Dir, treibt es mich hinweg —
Verwirrt ist Alles mir, der Wunsch, der Zweck,
Und Jetzt und Einst, ich weiß nicht, was geschieht,
Weiß nicht, ob Sonne oder Mond uns sieht.

Monaldeschi.

Die Sonne, Kind, die warme Lebenswonne,
Deiner und meiner Heimath Sonne.

Sylva.

Welch ein Geschmeide trägst Du auf der Brust?
Ich hab' es nie bei Dir gesehn.

Monaldeschi (zieht das Amulet hervor, das ihm die Königin gegeben).

Ein Zauberbild!

Sylva.

Ein Frauenbild! — Bringt es Dir Glück?

Monaldeschi.

Es hat's gebracht! — Und so gehört es Dir!
Du bist mein Glück, trag' es auf Deinem Herzen.

Sylva.

Nicht doch! Du wirst Dein Glück verscherzen;
Man muß hübsch halten, was uns Zauber schafft:
Mit seinen Locken fiel des Simson Kraft.

Monaldeschi.

So gieb mir Deinen Zauber, der ist reiner
Als meiner, eines vielversuchten Mannes:
Ich seh' ein lieblich Kreuz auf Deiner Brust,
Laß mich es küssen und am Herzen tragen!
In langen Nächten und in leeren Tagen
Wird mir's erzählen, was es einst erlauscht
An Deinem Herzen, eh' ich's eingetauscht.

Sylva (während sie tauschen).

Wir thun nicht recht — mein Kreuzlein ward
Mir von der Huld der Königin — wer weiß,
Was für ein Dank dem Deinen angehört.
Ein lieb Geschenk ist wie ein Glied des Leibes:
Wenn man es von sich thut, entsteht ein Fehl.
Ich will Dir meine schönste Locke geben,
Gieb Du mir diese, die auf's Auge fällt,
Sie stört Dich oft, mich wird sie trösten —

Monaldeschi.

Laß mir das Kreuz, dies Zeichen meiner Jugend!
Die Königin hat keine Glückeshand,
Selbst eine Krone weiß sie nicht zu halten,
Was sie gegeben, muß man erst vertauschen —
Laß mir das Kreuz! Ach meine arme Mutter

Trug auch ein Kreuz, was diesem völlig glich;
Und willst Du nicht, behalt' mein Amulet!
Mein Herz verlangt für Dich nach Zauberei,
Daß Du geschützt seist von verborg'nen Kräften —
Horch! (Er springt auf.)
Himmel! Du hast die Thür offen gelassen!
(Er eilt zur Thür.)

Sylva (springt ebenfalls auf).

Was that ich? Wo bin ich? (Sie eilt nach der Thür.)
Ich muß hinweg! Schließ nicht!

Monaldeschi (eilig zurück).

Man kommt! Man kommt, verbirg Dich, Sylva!

Sylva.

Laß mich hinweg!

Monaldeschi.

Du kannst nicht ungesehn hinaus, die Schritte sind ganz nahe! Es kann die Königin sein!

Sylva.

Die Königin? Zu Dir? Hierher? — O fort, hinweg!

Monaldeschi (hält sie).

Thörichtes Kind! Du läufst ihr ja entgegen! (Sich umsehend.) Wohin? wohin? Tritt hinter diesen Vorhang, Sylva, thu's — thu's, ich beschwöre Dich! Sonst sind wir beide verloren!
(Sylva thut's zögernd.)

Sechste Scene.

Christine. — Die Vorigen.

Christine.

Ich sehe, Du bist bei offner Thür gefangen — was heißt das? Wie soll man Dich befreien?

Monaldeschi.

Graf Brahe hat zu schließen vergessen.

Christine.

Brahe hat verschlossen, so gut verschlossen, daß er den Schlüssel nicht wieder findet, und ich nach dem Hauptschlüssel schicken mußte — wie hängt das Alles zusammen? Sprich.

Monaldeschi.

Wie kann ich, der Gefangene, wissen, was draußen vorgeht! Man hat mich gefangen hierher geführt, und mir hier kaum Zeit gelassen, im Geiste das neue Schweden zu übersehn.

Christine.

Ja, das neue Schweden! (Setzt sich.) Wir gehören nun zum alten — es ist geschehn!

Monaldeschi.

Und Eure Majestät fühlen sich nun erleichtert, seit die Last eines Königreichs von den Schultern ist?

Christine.

Sprich nicht so kalt und hohl, jetzt, wo ich der Macht entkleidet, und des Trostes meiner Freunde mehr als je bedürftig bin.

Monaldeschi.

Des Trostes? Ich meine, Ew. Majestät sehnten sich seit Jahren nach diesem Augenblicke, wie könnte er jetzt ein trostbedürftiger sein?

Christine.

Sprich anders, Monaldeschi! — Als Du Dein Leben wagend mit blankem Schwerte in den Reichsrath stürztest, da hast Du mir besser gefallen als jetzt, obwohl Du da gegen meine Majestät frevelteſt, die Du jetzt unaufhörlich im Munde führst. (Pause.) Es ist geschehn, und jetzt müssen wir eilen. Dies Land hat einen König, Du hast den Reichsrathsfrieden verletzt, Du bist ein Fremder, und in wenig Tagen vielleicht wird es meiner Macht schon schwer, Dich zu erretten. Ich will hinaus in die Welt der warmen Sonne, des warmen Glaubens! Wer weiß, wenn ich zögre, ob sie dahier nicht auch diesem lebendigen Wunsche in den Weg treten — dieser Wunsch hat mich am lebhaftesten zur Abdankung gedrängt, und wir müssen eilen, damit ich nicht gar umsonst abgedankt habe. Bis Schering Rosenhane meine Abdankung verlesen hatte, kannte ich die Wucht der Worte nicht, welche ich selbst aufgeschrieben, kaum waren sie verlesen, so fielen sie wie Berge über mich

— Monaldeschi, noch im Reichsrathe hab' ich die frechsten Dinge gehört, und wir müssen eilen, eilen, um nicht geopfert zu haben ohne Nutz und Frommen — warum sprichst Du nicht?

Monaldeschi.

Weil ich nur altklug wiederholen könnte, daß ich das Alles Eurer Majestät vorhergesagt, und daß Ihr's jetzt erst hört und glaubt, da es in roher Wirklichkeit erscheint.

Christine (aufspringend).

Bist Du auch wie die kindischen Freunde, denen mehr darum zu thun ist, Recht zu haben, als freundlich und hülfreich zu sein? (Umhergehend.) Jämmerliche Welt! Nichts bewährt sich, als was in Büchern steht! — Majestät! Majestät! Jetzt wirft er mit Majestät um sich, dieser Mann, der mir so nahe steht, jetzt, da ich der wahrhaften Majestas entkleidet bin — soll ich Dich dreisten Gesellen hier Deinem Schicksal überlassen? (Sylva macht Geräusch durch eine Bewegung des Erschreckens.) Was war das?

Monaldeschi.

Es seufzt der Boden unter dem zornigen Fußtritte einer Königin — (Pause.)

Christine.

Ach, Giulio, Du hast Recht, es ist weibisch, jetzt zornig zu sein — es ist vorbei! (Setzt sich.) Meine Bücher, meine Kunstschätze sind gepackt, und rollen nach

der Küſte, wir thun desgleichen, wir wollen nach Rom; Peter Brahe wird mich begleiten, und der wunderliche Schnure, dem die Welt untergegangen, weil ich das Herkommen überholt habe, und Malſtröm, der mich tadelt, aber mein Recht liebt, und Brahe's Tochter —

Monaldeschi.

Malſtröm? Dieſen meinen perſönlichſten Feind behalt' ich alſo gegenüber von einem Ende der Welt bis zum andern?

Chriſtine.

Laß ihn! er iſt brav und tüchtig, und das beſchränkte aber geſunde Recht, das er gerade heraus gehend vertritt, übt immer eine gewiſſe Erquickung auf mich —

(Sylva tritt hinter dem Rücken der Königin — doch Monaldeschi ſichtbar — hervor, als wollte ſie die Königin anreden. Erſt auf Monaldeschi's bittende Pantomime geht ſie durch die Thür und wirft dieſe in's Schloß.)

Chriſtine (auffahrend).

Heiland der Welt! Sind hier Geſpenſter, oder Verräther?!

Monaldeschi (an die Thür eilend).

Wer da? Die Thür iſt in's Schloß geworfen!

Chriſtine.

Von wem?

Monaldeschi.

Wind, oder Geſpenſt, oder Santinelli, kamt Ihr allein?

Christine.

Allein.

Monaldeschi.

Und Euer Schlüssel?

Christine.

Muß außen im Schlosse stecken —

Monaldeschi.

So seid Ihr mitgefangen!

(Pause.)

Christine.

Monaldeschi! Gott sei Dir gnädig, daß Du nicht falsch bist!

Monaldeschi.

Wie, Königin?

Christine.

Folge mir von Weitem! — Ich fand ja Deine Thür offen, und habe den Schlüssel noch — (nach der Thür gehend) mache Dich reisefertig, und — Gott sei Dir gnädig, daß Du nicht falsch bist! (Die Thür geht ohne Schlüssel auf — sie geht.)

(Pause.)

Monaldeschi.

Gott sei Dir gnädig, thörichte kron- und machtlose Königin! (Er geht ihr nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Offene See.

Das Theater ſtellt ſeiner Länge nach das Verdeck eines Schiffes vor, das durch nichts weiter als durch eine an den Kuliſſen beider Seiten hingehende den Bord darſtellende Brettwand und durch Luft darſtellende Kuliſſen, durch herumliegende Taue, allenfalls durch ein Segel angezeigt zu ſein braucht. Klappſtühle lehnen umher; man hört zuweilen einen Matroſenruf. Das Theater bleibt eine Weile leer.

Chriſtine.

Chriſtine (kommt aus dem unteren Raume heraufgeſtiegen. Sie iſt in Männertracht, trägt Hut und Mantel. — Eine Zeitlang ſieht ſie ſtumm, und ſieht halb nach hinten über Bord).

(Man hört einen Matroſen ſingen:)

„Der Himmel iſt hoch, die See iſt tief,
Was droben oder drunten ſchlief,
Es konnt' es kein Menſch erkennen." —

(Sie ſchauert zuſammen.)

Schauerlich einsam und melancholisch
Weht mich die Meeresöde an.
Die blauen Streifen von Schweden erbleichen,
In's Meer sinkt meine Vergangenheit,
Die Krone, die Macht — und meine Jugend.
Wir bestimmen und ordnen uns selbst die Zukunft,
Und dennoch erscheint sie völlig eigen,
Eine selbstständige Macht, die uns befremdet:
Ich habe das Alles herbeigeführt,
Ich sah es kommen Tag um Tag,
Und nun es da ist, ist's dennoch anders,
Und erschreckt mir das Herz wie fremde Macht.
Mir ist so einsam und melancholisch,
Als wär' ich gestorben, und als erwacht' ich
Vom Todesschlafe, die Glieder zittern
Von leisem Froste, das Herz ist kalt!
Ich begegne nur wenig alten Bekannten,
Und sie besinnen sich, ob sie mich kennen —
Das Meer ist öde, die Sonne bleich,
Eintönig hebt sich und senkt sich die Woge,
Die Welt ist weit und streng und wir sind klein
Neben der elementarischen Macht,
Neben den Mächten des Schicksals,
Neben dem öden Schritte der Zeit —
Gleichgültig gehen sie neben uns her,
Wir mögen denken, mir mögen starren,
Es kümmert sie nicht, sie gehen weiter,

Bedecken den Stein und das Thier und uns.
Mich schauert — Alles ist fremd und furchtbar.

(Pause. Der Matrose singt:)

„Das Grab ist grün, die Zeit ist lang,
Und wer zu früh hinunter sank,
Muß lange, lange warten!"

Christine (setzt sich, und wiederholt langsam).

Und wer zu früh hinuntersank,
Muß lange, lange warten.

Zweite Scene.

Santinelli. — Christine.

Santinelli (kommt dieselbe Treppe herauf und bleibt daran stehn).

Christine (sieht ihn erst nach einer Weile).

Ach der! mein treuer, lästiger Schatten!
Wie thöricht, das Gewissen abzuläugnen!
In hundert Zellen wohnt in unserm Innern
Die furchtbar unparteiische Behörde,
Die unsern Kopf nicht fragt, um abzuurtheln:
So zeigt sich dieser Mann mir blind ergeben,
Blind führt er aus, was ich ihm auch befehle,
Selbst ein Verbrechen würd' er mir vollführen,
Und dennoch bleibt er meinem Herzen fremd,
Unheimlich selbst; ich seh' die schlimme Treue,
Das Böse selbst in ihm — ich seh' es nicht,

Mein Kopf sieht nichts davon, doch seh' ich's.
In Monaldeschi aber sieht mein Kopf
Die schlimmsten Eigenschaften klar und deutlich,
Und doch beschützt ihn meine inn're Stimme,
Doch neigt das Herz sich immer mehr ihm zu —
Und wir sind stolz auf unsers Geistes Macht,
Die wir nicht wissen, wo der Geist uns wohnt!
Die wir allstündlich überrascht uns sehn
Von Geistesmacht und unbekanntem Geiste!

(Pause.)

Dritte Scene.

Graf Brahe. — Die Vorigen.

Brahe (kommt langsam nach dem Vordergrunde, ohne die an der Seite sitzende Königin zu bemerken).

Mein armes Kind!

Christine.

Was klagst Du, Brahe? Ist Deine Tochter krank?

Brahe (verbeugt sich).

Verzeiht! — Mein Kind ist krank.

Christine.

Das macht die See — am Lande ist's vorüber.

Brahe.

Nein, schon am Lande war sie krank.
Es ist die Seekrankheit des Herzens,
Die nach dem Hirn sich drängt —

Christine.

Erschreck' mich nicht! Wir sind schon arm genug —
An Aerzten für alltäglich Leid — was ist's?

Brahe.

Das Kind ist todtenstill — und wenn sich Leben
In ihr erhebt, so ist's ein ungestümes,
Das Worte bringt, die ganz wie irre aussehn.
Frag' ich sie dann, so schreckt sie zusammen,
Fällt weinend mir an das Herz,
Und bittet mich, ich sollte nur warten,
Sie würde sich bessern.

Christine.

Die Nerven sind ihr erregt, wie uns Allen,
Von dem Gewaltigen, das wir begonnen,
Und sie ist zarter gewebt als wir —
Da kommt sie — wir wollen sie pflegen und warten;
Laßt sie hier oben sich niederlegen,
Die frische Seeluft wird sie stärken —
Bringt Decken, Santinelli! Sylva, komm!

(Santinelli ab, und bald darauf mit Matrosen zurück, die Decken und ein Kopfkissen bringen.)

Vierte Scene.

Sylva. — Die Vorigen.

Sylva (eilt der Königin leidenschaftlich in die Arme).

Arme, arme Frau!

Christine.

Oh! (Liebkos't sie, ihr die Haare streichelnd.)

Ich bin nicht arm, Sylva!

Bleiben mir nicht Herzen, wie das Deine?

(Da sie ihr die Hand auf den Busen legen will, greift Sylva hastig nach Christinens Hand und entfernt sie.)

Sylva.

Laßt! O laßt mich!

Christine (winkt Santinelli und Matrosen, welche die Decken und Kopfkissen breiten).

Leg' Dich, Kind! Du bist krank!

Hier neben mich breitet die Decken!

Sylva.

Nein, nein! Nicht hier! Nicht hier — weiter aufwärts!

(Sie legt sich abgewandten Gesichtes in einiger Entfernung hinter dem Sitze der Königin, und hält die Hände über Hals und Busen.)

Christine (sieht ihr kopfschüttelnd zu, wendet dann das Gesicht nach dem Meere hinaus, und versinkt in Gedanken. Pause).

Euer Vetter, Brahe, Graf Malström ist mit uns?

Brahe.

Er ist mit uns.

Christine.

Das freut mich; seine grade Seele
Ist tröstlich wie ein Compaß.

Brahe.

Königin!
Nicht weil er unsern Weg für richtig hielte,
Weil er mein Kind liebt, stieg er mit an Bord —
Weil er Euch warnen will, weil er — verzeiht —
Euch nöth'gen will, als protestant'sche Königin
Nach Schweden heimzukehren. Denn Ihr wißt,
Welch ein Gerücht uns eilen hieß am Strande!
Abschwören, hieß es, will die Königin
Des Vaters Glauben; nimmermehr! schrie Alles,
Man soll die Schmach sich nicht erfüllen lassen.
Sie darf nicht unter Segel; sie soll bleiben —

Christine.

Die Krone opfern, und die Freiheit nicht gewinnen!
Ja, das gefiele dem Haufen!
Unbillig ist die Menge immerdar,
Im Schooß der Bildung nur wohnt Billigkeit —
Ich athme auf, daß ich des Richterspruches
Zudringlicher Menge endlich ledig bin —

Brahe.

Das sind wir nirgends; das ist Niemand,

So lang' er noch mit einem Menschen redet;
Den Eremiten selber richtet die Gesellschaft.

Christine.

Doch giebt es noch ein höher Tribunal,
Das ist ein Glaube, der sich selber bindet,
Der sich dem Aburtheil der Welt verschließt.

Brahe.

Und gegen dessen Despotie Dein Vater starb.

Christine.

Ein Jeder stirbt für das, was ihm nothwendig,
Und eigene Nothwendigkeit treibt Jeden,
Der eigen ist und eigen denkt und fühlt —

Brahe.

Du urtheilst protestantisch für den Papst.

Christine.

Führt protestantisch Urtheil mich nach Rom,
So ist's mein Weg, den ich zu wandeln habe.

Fünfte Scene.

von der Schnure. — Die Vorigen.

(Er nähert sich unter Verbeugungen.)

Christine.

Das ist brav, Freiherr von der Schnure, daß Ihr
Eure Königin ohne Krone nicht verlaßt —

Schnure.

Schuldigkeit, königliche Majestät, bloße Schuldigkeit — eine ächte Königin kann nie und nirgends ohne Krone sein; sie kann selbige figürlich abthun, aber sie bleibt ihr realiter in Ewigkeit, denn sie ist zusammengeboren mit ihrem Wesen.

Christine.

Zum Beispiele?

Schnure.

Zum Beispiele: der Mond würde uns gar nicht mehr sichtbar von wegen Wolken und Nebel, er bleibt doch immer derselbe Mond mit seinem Scheine, und wie dick die Wolken seien, wir verspüren immer noch einige Dämmerung von ihm. Segeln wir nun auch ohne königliche Abzeichen in die weite Welt, tragen Eure Majestät auch eine von höchstdero Geschlecht abweichende Tracht, führen Höchstdero auch den Namen eines Grafen Dohna, welches Geschlecht hierdurch besonders geehrt wird, so bleibt doch die Krone hiervon unzerstört, wie befremdlich dies Alles erscheinen mag, und es ist mein Amt, als Baron der Krone Euch zu folgen, ginge es selbst in die niedrigste Gesellschaft.

Christine.

Ihr seid von altem Schlage, Schnure, und es thut mir leid, daß Ihr von den Formlosigkeiten gepeinigt werdet, denen mein Charakter und Schicksal oft ausgesetzt sein wird.

Schnure (trocknet sich die Thränen mit dem Taschentuche).

Allzu gnädig, Majestät, allzu gnädig! Meine Schuldigkeit! Haben Eure Majestät gestattet, daß Comtesse Brahe in höchstdero Beisein rücksichtslos an der Erde liege —?

Christine.

Rücksichtslos, ja, aber nicht an der Erde — auf dem Deck! Vor der Seekrankheit, Schnure, schwindet aller Unterschied.

Schnure.

Er schwindet, wenn Eure Majestät es sagen.

Christine.

Wie steht's mit Eurem Befinden, Schnure, bei dem unruhigen Meere?

Schnure.

Gnädigster Nachfrage zur Antwort: nicht ganz ungestört, nicht ganz ungestört! aber — in Gegenwart — (sich den Schweiß abtrocknend) — würde sich meine Zeitlichkeit nicht gestatten —

Christine (lachend).

Seekrank zu werden! — Braver Schnure, Ihr seid ein Ultra, ich muß Euch streng befehlen, daß Ihr nur einen Grafen Dohna auf dem Schiffe wißt, nach dem sich Niemand richten darf —

Schnure (verstört aussehend).

Wenn Majestät — erlauben — (er verbeugt sich und geht nach dem Hinterdeck, nicht ohne Schwanken.)

(Starker Abendschein — dann dunkelt es.)

Brahe.

Der Abend, Königin, fällt feucht und kalt,
Das Meer spritzt hoch, wollt Ihr nicht lieber
Hinab in die Kajüte steigen?

Christine.

Ja, Brahe, nur noch einen Augenblick —
Man sieht ja Monaldeschi nicht, und Malström nicht?
Sieh, Brahe, sieh, wie schön und schauerlich
Der Mond emporsteigt aus der Wasserfläche —
Ob er, ein Auge Gottes, uns betrachtet? (Pause.)

(Man hört einzelnes Schiffscommando und das Pfeifen des Hochbootsmannes. Dann wird es wieder still, und während die Königin und Brahe schweigen, singt der Matrose wieder:)

„Die Woge ist grün, der Mond ist roth,
Die Tiefe ist schwarz, bleich ist der Tod,
Je höher, je bleicher der Mond."

Christine.

Was der Mensch für entsetzliche Lieder hat — schauerlich, schauerlich! die weite schwarze Fläche und wie drohend Feuer daraus auftauchend das große rothe Gestirn! — Brahe, mich durchrieselt der Gedanke, man sei haltlos und verlassen in der Weltwüste, wenn man sich von Amt und Pflicht trenne, wenn man dreist und auf gut Glück seiner Liebhaberei nachjage — horch, die traurige Möve singt schon wieder!

(Matrose singt:)

„Bau fest die Hütte, die Du hast,

Der Vogel klammert sich an den Mast,
Wohl dem, der sicher wohnt!"

Christine (aufstehend).

„Wohl dem, der sicher wohnt!" Komm, Brahe, komm! (Gehend.)

Brahe:

Erlaubt, daß ich mein Kind mitnehme!

Christine (vorwärts gehend).

Thu's.

Sylva.

Laß mich, Vater, laß mich! Die Luft thut mir wohl, ich fürchte mich vor da unten —

Brahe.

Aber Du wirst frieren —

Sylva.

Deck' Deinen Mantel über mich! (Brahe thut's, und folgt der Königin. Sie steigen hinab. Schnure, von hinten kommend, folgt ihnen. Santinelli bleibt noch eine Weile an der Treppe stehen, hüllt sich dann in den Mantel, und duckt sich gegenüber von Sylva an Bord nieder. — Mondscheindämmer. — Pause. — Man hört nur einige Male Schiffscommando, Pfeifen und Wogenschläge.)

Sechste Scene.

Der blasse Monddämmer läßt die Gegenstände nur unsicher erkennen.

Malström. — Monaldeschi (kommen herauf).

(Ein Schiffer folgt ihnen so weit, daß die Hälfte seines Leibes aus der Luke herausragt.)

Malström.

Seid nicht zu rasch! Ihr waget Hals und Kragen.

Monaldeschi (zu dem Schiffer).

Hab' Acht, und richt' es schnell in's Werk — König Karl Gustav und die Nation werden Dir's lohnen — schon schwankt mit dem aufgehenden Monde der Wind, hat er erst die Nebel besiegt und kommt er zu Macht, so geht der Wind hinüber nach Südwest. Nütze den Wechsel rasch, und ziehe dann sogleich alle Segel auf! (Schiffer verschwindet.)

(Lachend.) Was wissen die Weiber! Die Nacht ist verschwiegen,
Sie halten's für dänisch Land, was sie am Morgen sehn,
Und steigen aus, und Schweden hat sie wieder.

(Sylva und Santinelli horchen auf.)

Malström.

Ihr geht einen verwegnen Schritt —

Monaldeschi.

Die Lage ist verwegen und fordert ihn.

Malström.

Seit ich Eure Herkunft kenne, hindre ich Euch nicht
mehr in Euren Schritten, Ihr seid mir nicht mehr der
rechtlose, zudringliche Fremdling — aber ich kann mich
nicht dergestalt alles persönlichen Gefühls entäußern,
daß ich mich zu gewaltsamem Ueberfalle mit Euch ver-
bünden könnte. Das kann ich nicht. Ich schweige, weil
ich eine Aenderung, weil ich eine Rückkehr der Königin
für politisch nothwendig erachte — sie führt Reichthum
und Ehre aus unserm Vaterlande hinweg, ich seh' es
kommen, daß sie uns den Schmerz, unsrer glorreichen
Geschichte den Spott anthut, die theuer errungene Lan-
desreligion zu verläugnen — aber ich kann sie nicht
behandeln wie eine Gefangene, wie eine Thörin.

Monaldeschi.

Ich kann's.

Malström.

Habt Ihr kein Herz?

Monaldeschi.

Nein, was Ihr so nennt, das hab' ich nicht.
Mir ist's ein kleines Leben, für die Neigung,
Für Mitleidszittern große Zwecke zu opfern —
Den Geist lieb' ich, der haftet nicht an Neigung,
Und meine Mutter würd' ich fesseln lassen,
Säh' ich sie geistesschwach auf falscher Bahn.

Malström.

Ein wüstes Leben, stets in's Weite greifend,

Verzerrt das Herz, verliert den Menschenhalt,
Und dieser Halt ist Gottes eigne Hand,
Die uns im Weltenwirbel schützt und leitet.

Monaldeschi.

Kann sein — solch wüstem Sinne gilt es hier:
Christine steuert wüstem Triebe nach,
Ein regelvolles Dasein wirft sie weg,
Ein wohlgefügtes, mächt'ges, festes Dasein,
Als ob's ein Spielzeug sei, und weibischer Laune
Sucht sie in weiter Welt Befriedigung —
Ist dies der Menschenhalt in Gottes Hand?

Malström.

Das ist es nicht — allein wer füllt den Bruch,
Der schon geschehn?

Monaldeschi.

Der Mensch kann Alles.

Malström.

Das kann er nicht — er kann nur sich vollenden;
Was ihm Gesetz ward, überwältigt ihn,
Und Gott nur selber zwinget den Charakter —
Wer Alles können will, bringt nichts zu Stande.

Monaldeschi.

Karl Gustav ist ein klarer, tücht'ger Mann,
In klarer, mäß'ger Neigung bot er dreimal
Christinen seine Hand zum Ehebunde:
So wär' ein Mann zu ihr emporgestiegen,
Der von ihr nahm, was ihr verdrießlich ist

Am Regiment, und der die freie Macht
Der Majestät ihr streng gesichert hätte —
So gab es Freiheit, gab es Halt für sie;
Das soll ihr werden mit dem nächsten Morgen,
Und soll ihr werden wider ihren Willen!
Karl Gustav ist auf alles vorbereitet,
Harrt auf der Insel Oeland unsrer Ankunft —
Füll' Dich, Südwest, Du treibst ein Königspaar,
Das Irrthum trennte, vor den Traualtar.

Malström.

Erstaunt hör' ich Dir zu! Du bist derselbe,
Der für Christinens Liebesgünstling gilt,
Und Du vermissest Dich des Wagestücks,
Sie einem Ehegatten zuzuführen,
Der jung und stark und König obenein?

Monaldeschi.

Just, weil er König ist! Was gilt es mir,
Machtlosen Weibes Neigung zu besitzen!
Und eine Neigung ohne Lebenstrieb!
Kennt Ihr Christinen nicht? Das süße Wohlbehagen,
Das ausströmt aus dem Zauberschooß der Sinne,
Das eigenmächtig Wunderwelten baut,
Des Geistes Kraft beflügelnd, überflügelnd,
Dies unabhängige Geschenk des Himmels,
Wahllos vertheilt an Große und Geringe,
Es fehlt ihr ganz! — sprich nicht von ihrer Liebe!
Ihr Geist nur ahnt Bedürfniß unsrer Liebe,

Und baut darnach ein ärmlich Schattenbild,
Sie baut es mühsam, um auch dieser Kenntniß
Theilhaft zu sein, wie jeder andern Kenntniß —
Ja, Kenntniß, Kenntniß! dieses magre Wort
Ist Alles, was sie suchen kann und finden —
Genuß, die volle Menschenoffenbarung,
Ist ihr versagt — nun frag nach ihrer Liebe,
Und ob sie Liebe wecken kann bei Männern!

Malström.

Und kennt sie Dich mit dieser Denkungsweise?

Monaldeschi.

Was weiß ich! Das nur weiß ich: Niemand wirkt
Was Recht's mit angelernten Dingen — nur
Die Handlung aus dem ächten Naturel,
Aus meinem Kern heraus zeugt wahrhaft Leben.

Malström.

Und kennt sie Dich, wie wird sie Dir begegnen?

Monaldeschi.

Ich handle nur mich selbst, und was es bringt,
Das ist mir angemessen, ist mein Schicksal;
Die Kräfte, die es zeugten, werden's tragen.
Dies sichert mich vor mittelmäß'gem Loose —
Und kehrt das Starke, was ich aufgeregt,
Sich gegen mich, so ist's nicht minder *mein*:
Des Blitzes Strahl, der mich darnieder schmettert,
Ist *mein* geworden, ob er mich zerschmettre.

Malström.

Leb wohl!

Monaldeschi.

Ihr geht nicht meine Bahn?

Malström.

Leb wohl!

Du lehrst ja selbst: ein Jeder gehe seine. (Ab.)

Siebente Scene.

Monaldeschi. — Die Vorigen.

Monaldeschi (ihm nachsehend).

Und er hat Recht! — In meinem alten Fehler,
Sentenzen machend, treib' ich mich umher,
Erhitze mich und übertreibe mich!
Daß wir gequält sind, Alles zu erklären,
Und damit unsre Wirklichkeit zu fälschen!
Es kommt doch Alles aus verborgnem Schooß,
Und die Erklärung, sich als Mutter spreizend,
Ist ewig nur die Amme unsrer That;
Wo aber That sich raisonnirend zeugt,
Da ist sie stets ein gar verkrüppelt Ding — ·
Fort, Plunder! 's giebt zu handeln!
(Streckt die Hand in die Luft.) Fertig ist der Wind.

(Unterdeß hat sich Santinelli leise erhoben und ist nach der Treppe geschlichen, in der er verschwindet.)

Was regt sich denn?

(Zu gleicher Zeit macht Sylva eine heftige Bewegung, und Monaldeschi geht stracks auf sie los.)

Wer ist der Horcher?

Sylva.

Ein Weib, das viel zu viel gehört.

Monaldeschi (sich niederbeugend und kniend).

O Sylva!

O linde Luft auf rauhen Winterwind!
Liebreizend Mädchen, Deiner Stimme Ton
Fällt stets wie Zauber in mein Innerstes,
Und wandelt Alles mir in weiches Sehnen!

Sylva.

Berühr' mich nicht, Entsetzlicher!

Monaldeschi.

O ich begreif's, was ich in meiner Jugend
Niemals begreifen konnte, wenn die Mutter
Vom riesenstarken Simson mir erzählte,
Und wie ihn Delila beherrscht, den Riesen.
Das schöne Weib war seines Volkes Feindin,
Und war ihm selber Feind, und dennoch zog sie
Ihn immerdar zu ihren Füßen hin.
Er kannte ihren argen, bösen Sinn.
Und dennoch ging das Herz ihm bei ihr auf,
Und ihrer Stimme gab er Alles hin,
So Mark wie Seele, Leib wie Vaterland —
Da er das Haupt an ihre Kniee lehnte,

Durchschauerte ihn süß der Liebeszauber,
Und gern gestand er ihr, daß seine Locken
Die Riesenkraft ihm bürgen, stille litt er's,
Daß ihre Hand ihn an den Locken faßte,
Und daß die andre Hand sie niederschnitt,
Es war ihm süß, im Himmel zu verschmachten —
O Sylva! Sylva!
Es ist Dein weiches Herz
Entrüstet über mein's, das wetterhart
Und rauh von Rinde ist — ich weiß, ich weiß,
Ich kenne dieses Schauern Deiner Nerven!
Nimm diesen Dolch und stoß' ihn langsam mir,
Ich will Dir helfen, in dies schlimme Herz —
Zu ändern bin ich nicht, ich bin zu alt —
Doch ist's mir Seligkeit, von Dir zu sterben,
Zu fühlen, daß die liebe kleine Hand
Krampfhaft mein Herz greift — stoß', ich bitte Dich!
Kannst Du nicht liebend streicheln, thu's im Tödten!

Sylva.

Jedwedes Wort erhöht mein Graun vor Dir!

Monaldeschi (bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen).

Unselige Natur, die mir geworden!

Sylva (leise nachsprechend).

Unselige Natur! (Pause.)

Monaldeschi.

Sylva! Sylva!
Deine Mutter war blond, die meine war schwarz,

Sanft nordisches Blut ward Dir, mir heißes,
Und erst seit Kurzem athme ich hier
Die herbe, besänft'gende Luft —
Gieb mich nicht auf, o Sylva! Nein!
Gieb mich nicht auf! Du bist's allein,
Die mich beherrscht und hält,
Und die mich beseligt oder vernichtet —
Gieb mich nicht auf! Der Mensch lernt viel,
Vielleicht auch ich; und die sanfteren Triebe,
Die Du mich lehrst, sie werden mich bessern.
Sei gut, o Sylva! Sei's! Der Hafen liegt vor uns,
Wir kehren heim nach Schweden; morgen schon
Ist diese Wirrniß unsrer Königin geschlichtet,
Ich leb' ein stiller Mann zu Deinen Füßen
Ein Probejahr, und länger, wenn Du willst,
Umdenken kannst Du mich und wirst Du mich —
O schüttle nicht das Haupt, es ist nicht Spiel
Der Phantasie — der König kennt mich ganz
Und meine Herkunft, die von Schweden stammt,
Er setzt mich ein in aufgegebne Rechte,
Ich trete ein in den Gesellschaftskreis,
Der mich als Abenteurer ausgeschlossen,
Ich werd' ein Friedensmann, o Sylva, Sylva,
O schüttle nicht das Haupt — den guten Vater,
Den Dir der Himmel gab, werd' ich bewegen,
Und wie ein Schäfer will ich um Dich werben —
Ach, welche Seligkeit, ein durch die Sitte

Geheiligt Band mit Dir zu schließen, ruhig
In himmlischem Besitz die Zukunft kommen,
Die Tage gehn sehn, einen wie den andern,
Auf stilles Friedenswerk die Pläne richten,
Auf Garten, Häuserbau, auf stille Plätze
Für Dich! Ich seh' Dein liebes Lächeln, seh',
Wie es mir dankt, wenn ich Dir's recht gemacht,
Wenn Dir ein Baum gefällt, den ich gepflanzt,
Und ein Gemach, das ich Dir eingerichtet,
Ein schlankes Roß, das ich Dir sanft geritten,
O Sylva, Alles das liegt vor der Thüre,
O schüttle nicht Dein Haupt! Reich' mir die Hand!
An Deiner Wimper hängt mir Tod und Leben —

(Pause.)

Du schweigst?

Sylva.

Ich kann das Graun vor Dir nicht mehr verwinden!

Monaldeschi (aufspringend).

Allmächt'ger Gott — gabst Du mir meinen Vater?

(Er verhüllt sein Gesicht.)

Sylva (steht auf, breitet die Arme nach ihm, schauert zusammen und geht langsam nach der Treppe).

Monaldeschi (erwachend und ihr nachrufend).

Sylva!

Sylva (schrickt zusammen, steht und macht nach kurzer Weile mit der Hand eine abwehrende Bewegung — verschwindet in der Treppe).

(Pause.)

Monaldeschi (zu sich kommend, und die Hand in die Luft streckend).

Fahr' hin!

Ich bin der Mann, mein Schicksal zu erfüllen.

(Klatscht dreimal in die Hände, der Schiffer erscheint mit dem Oberleibe aus der Treppe.)

Halt' Dein Versprechen! Es weht Südwest.

(Der Schiffer pfeift; man hört das Signal wiederholen, hört Commandoworte.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Fontainebleau.

Erste Scene.

Zimmer mit Aussicht auf die Gärten, geschmückt mit Königsbildern.

Christine.

Christine (sitzt an einem Schreibtische, sie hört auf zu schreiben und sieht vor sich hin).

Es will mir keine Sammlung mehr gelingen!
Sonst mitten im Getümmel des Regierens
Fand ich sie leicht — und seit ich unbeschäftigt
Und frei für Kunst und Wissenschaft geworden,
Seitdem verstört mich wirbelnde Zerstreutheit:
Der falsche Giulio ist Schuld! — Ist er's allein?
Ach! ich mit ihm und Alles rings umher —
Er hatte damals Recht! Sie tragen Alle,
Die mir gefolgt, mit schwerem, schwerem Herzen
Die Fremde und das unruhvolle Wandern;
Die saure Pflicht steht ihnen eingeschrieben
Mit tiefen Zügen auf der Stirn — ich bin

Beinah' allein! (Sie steht auf und tritt an's Fenster.)
Ihr verwilderten Gärten, ihr stillen Höfe
Fontainebleau's!
Manchen seufzenden König habt ihr gesehn,
Und doch seht ihr in mir was Neues,
Was vielleicht noch trauriger ist.
(Wendet raschen Schrittes um.)
Und doch ist er ein Schurke!
Er frevelt nicht blos an meiner Würde,
Er frevelt an meinem Herzen!
Denn er ist kalt und gefühllos und undankbar.
Als sein Verrath auf offner See
Entdeckt ward und verhindert,
Wie frech stand er da!
Ueber Bord mit ihm! Hinab in's Meer!
Rief Alles, und es zuckte auch mir
Die Lippe, es zu bestät'gen —
Da traf mich seines Auges Strahl,
Es traf mich sein schneidendes Wort:
„Ersäufe den Einzigen, der für die Königin sorget!"
Und ich vergab ihm!
Denn er hatte Recht wie immer —
Für der Königin Haupt sorgt er am besten!
(Sie nimmt einen Brief vom Tische.)
Und doch schreibt mir der Jesuit aus Paris,
Er habe mich an Mazarin verrathen —
Sie hassen ihn alle — und ich allein?

Und ich? — Mißhandelt er nicht mein Herz?
Und wie ich es wende, so bleibt er doch
Ein undankbarer Schurke!
(Sie eilt an den Tisch und klingelt.)

Zweite Scene.

Santinelli (tritt auf). — Christine.

Christine (geht noch einige Male auf und nieder, setzt sich dann, schweigt aber noch eine Weile).
Santinelli! Heut darfst Du's sagen,
Was Dir so lang' das neid'sche Herz gedrückt:
So sprich die Wahrheit und die Wahrheit nur!

Santinelli.

Majestät!

Christine.

Noch nicht — Du weißt, ich kenne Deinen Haß,
Den Du von je gehegt auf Monaldeschi,
Du weißt, ich mißtrau' Deinen Mittheilungen,
Sag' also nichts, was Du nicht ganz beweisen,
Und mit Beweisen mir erhärten kannst,
Dein Kopf steht auf dem Spiele, Santinelli!

Santinelli.

Majestät!

Christine.

Noch nicht — bedenk' noch Eins! Dein Feind
Giulio Monaldeschi ist mir werth,

Und was, wie viel er gegen mich auch fehle
Im Kreis der Politik — er bleibt mir werth;
Kannst Du nichts Anderes ihm anbeweisen,
So glückt's Dir nimmer, daß ich ihn verderbe,
Dich aber trifft der unwillkommne Lohn
Des unwillkommnen Klägers jedenfalls.
Jetzt sprich, wenn Du's für gut hältst, oder geh!
Und wisse, daß ich Dir Dein Schweigen danke.

Santinelli.

Ich werde sprechen, Majestät.

Christine.

Verwegner!
Als Du zu rechter Stunde abgehorcht
Auf hoher See, daß Monaldeschi mich
Zurück nach Schweden steuern lassen
Und mich auf Oeland in des Königs Hände
Ausliefern wollte — damals sagtest Du,
Es sei sein Sinn gewesen, mich Karl Gustav
Zur Hochzeit zuzuführen —

Santinelli.

Also sprach ich,
Und also sprech' ich noch.

Christine.

Das ist unmöglich.

Santinelli.

Zum Grafen Malström sprach er's aus, und Malström
Wird's Euch erhärten.

Christine.

Malström schweigt — es wird
Ein leichtes Zorneswort gewesen sein,
Wie man's hinauswirft in die Luft —

Santinelli.

Das war
Schon damals Eure königliche Antwort.
So ließt Ihr ihn in Gnaden mit uns ziehn
Nach Flandern — und er blieb derselbe Mann
In Tücke gegen Euch, ob auch begnadigt.
Ich that, was meines Amts: ich forschte
Und suchte seiner Briefschaft Herr zu werden,
Weil Ihr nur schwarz auf weiß mir glauben wolltet —
Ich kam zum Ziele.

Christine.

Wie?

Santinelli.

An jenem Tage,
Der uns gesegnet war, da Ihr zu Brüssel
In unsrer Kirche gnadenreichen Schooß
Zurückekehrtet, da an jenem Tage
Fiel der Verräther ganz in meine Hand.
Es wird sich Eure Majestät erinnern,
Daß er, obwohl er selber Katholik,
Sich mehr denn jemals ungeberdig zeigte,
Als dieser Schritt geschah — er ging hinweg
Mit Lästerungen, die das ganze Schloß

Und alle Spanier mit Zorn erfüllten —
Kaum war er aus dem Thor, so kam ein Reiter
Vom Grafen Tott, dem schwedischen Gesandten,
Den man auf seinen Antrieb Euch geschickt,
Um Euch zu warnen und zurückzubringen.
Der Reitende gab die Depeschen mir,
Weil Monaldeschi nicht zugegen war,
Und unter den Depeschen war ein Brief,
In dem sich alles das bestätigt findet,
Was Ihr nicht glaubt —

Christine.

Du hast den Brief?

Santinelli.

Zu Eurem Dienst. (Ueberreicht ihn.) Karl Gustav läßt ihm schreiben,
Er solle Euch, wie er es zugesagt,
Um jeden Preis zurück nach Schweden bringen,
Früh oder spät, dem Könige zur Gemahlin. (Pause.)
Ihr hörtet nicht auf mich. — Als wir in Rom
In aller Pracht des Kirchenreiches lebten,
Kam mir ein Brief derselben Art zu Händen,
Vom Könige Karl Gustav selbst gezeichnet —
Der König fordert drin von Monaldeschi:
Er solle Euch, wie er es stets versprochen,
Um jeden Preis zurück nach Schweden bringen,
Früh oder spät, dem Könige zur Gemahlin.

Christine.

Du hast den Brief?

Santinelli.

Zu Eurem Dienst. (Ueberreicht ihn.) Ihr hörtet nicht auf mich.
Der Brief beweist, daß Monaldeschi Euch
Von Rom hinweg hierher nach Frankreich lockte,
Daß es sein Werk ist, wenn man Euch dahier
Unköniglich empfangen, wenn man Euch
Geheißen hat, in diesem leeren Schlosse
Fontainebleau zu bleiben spät im Jahre,
Da Niemand kommt an diesen öden Ort —

Christine.

Bist Du zu Ende?

Santinelli.

Nein. Ich trat Euch gestern
Von Neuem an, mir endlich zuzuhören,
Weil gestern mir ein dritter Fund gelang.
Den Hirsch zu jagen war't Ihr mit ihm draußen,
Da kam von Mazarin, dem Cardinale,
Der dieses Land regieret, ein Kurier.
Dies war ein ächt leichtsinniger Franzose,
Und fragte blos: Seid Ihr der Italiener?
Ich bin's! sprach ich — les't, was geschrieben steht!
(Ein Schreiben überreichend.)

Christine.

Lies!

Santinelli (lieſt).

„Wir billigen vollkommen Schwedens Anſicht,
Daß es ihm rühmlich und von Vortheil ſei,
Wenn Königin Chriſtine ihr Verweilen
Und ihr unſtätes Wandern außer Landes
Aufgeben wolle, oder end'gen müſſe" —

Chriſtine.

Mazarino!

Santinelli.

„Ein großer Theil der ſchwed'ſchen Revenüen
Wird dergeſtalt im Auslande verzehrt,
Und Schweden, unſerm treuen Alliirten,
Das niemals reich an Geldeskräften war,
Entzogen. Auch begreifen wir gar wohl,
Obwohl wir ſelber gute Katholiken,
Daß der Verkehr der Königin mit Rom
Viel böſes Blut erzeugen muß in Schweden.
Und ſo erklären wir uns denn bereit,
Im Sinne unſers alten Alliirten,
Euch, Herr Marquis, mit Ernſt zu unterſtützen,
Daß dieſe Dinge ihre Endſchaft finden.
Ihr ſeid dazu vom Könige Karl Guſtav
Uns wohl empfohlen ſchon ſeit langer Zeit.
Es hofft der König, daß die Königin
Chriſtine, die verſtört und hoffnungslos
Geſchildert wird, ſich willig fügen werde,
Ihm ihre Hand zu reichen, und damit

In schwed'sche Glaubensform zurückzukehren,
Wenn sie nur erst auf Schwedens Boden sei.
Dies zu bewirken soll Euch aller Vorschub,
Mein Herr Marquis, von uns zu Diensten sein.
In diesem Sinne haben wir bereits
Die Königin nicht nach Paris gelassen;
Wir werden sorgen, daß sich binnen Kurzem
Auf unverdächtig lockende Manier
Gelegenheit und Einladung ihr biete
Zu einem Ausflug nach der Normandie.
Es wird Schloß Eu, das ihr historisch wichtig,
In solcher Einladung begriffen sein.
Nur einen Schuß weit liegt es ab vom Meere,
Vom Hafenstädtchen Tréport — dort erwartet
Euch eine wohlbestellte Galeone,
Sich zur Spazierfahrt bietend an der Küste,
Sie bringt Euch grades Weges nach Stockholm,
Und Eure Aufgabe, Marquis, ist nur,
Die Königin bis auf das Schiff zu locken.

Giulio Mazarino."

(Pause. Santinelli legt ihr den Brief zu den übrigen.)

Christine.

Bist Du zu Ende?

Santinelli.

Jetzt bin ich zu Ende.

(Pause.)

Christine.

Du bist entlassen.

(Santinelli, einen Augenblick stutzend, verbeugt sich und geht ab.

Dritte Scene.

Christine (allein).

Christine (sie bleibt unbeweglich sitzen; nach einer Weile trocknet sie sich die Thränen und spricht langsam vor sich hin).

O schmerzens-, schmerzensreicher Undank!
Ich kann es nicht mehr vor mir selbst verbergen,
Daß ich unglücklich bin — unglücklich!

(Pause.)

Vierte Scene.

Sylva. — Christine.

Sylva (tritt durch die Thür ein, welche dem Ein- und Ausgang Santinelli's gegenüber ist — sie bleibt an der Thür stehen).

Vergebung, Majestät, Ihr habt befohlen —

Christine (sie nicht bemerkend).

Unglücklich! 's ist ein Wort tief wie die See!

(Pause.)

Sylva.

Vergebung, Majestät, Ihr habt befohlen —

Christine.

Ach Sylva, Du bist da, — ja, Kind!
Ja ja! 's geht viel in eine Stunde — ja,
Ich ließ Dich bitten, — komm Du zu mir, komm!

(Sylva kommt zu ihrem Stuhle und kniet.)

Dein wohlgebildet Antlitz ist wie Sonne —
Wie geht es Dir?

Sylva.

Ach, meine gnäd'ge Frau,
Ihr seht so traurig — ist Euch was geschehn?

Christine.

Bist Du ganz hergestellt?

Sylva.

Ja, Königin,
Schon lange — — 's war ein kurzes Fieber nur,
Ein Irrthum, der die Sinne mir betäubte,
Jetzt seh' ich Alles wieder richtig an,
Und liebe Alles wieder wie vorher —

Christine.

Glückselig Kind, das nur ein kurzes Fieber
Zu überwinden hat!

Sylva.

O seid Ihr traurig!
Und kann ich Euch nicht trösten, hohe Frau?

Christine.

Nein, gute Sylva. Trost ist jener Arzt,
Der dann erst kommt, wenn unsre Wunden heilen.
Und ich bin nicht verwundet, ich bin krank,
Bin krank von meiner Mutter Schooße her;
Mein Blut ist's, das mich unruhvoll vorüber
An jeglichem Besitze treibt, an jedem Glücke —
So kann ich mit dem Tode erst genesen.

Sylva.

O nein, Ihr seid so reich an Gaben!

Christine.

Ja!
An Gaben zum Empfang, nicht zum Genusse!
Ich konnte Alles, Alles an mich reißen,
Und wenn ich's hatte, ward's ein eitler Tand —
Ihr Wenigen, die Ihr mir nachgefolgt,
Wie leidet Ihr!

Sylva.

Nicht doch!

Christine.

Ich seh' es wohl!
Nicht mir, nicht meinem Herzen opfert Ihr,
Nur einem Pflichtgedanken opfert Ihr!
Thät' ich Unwürdiges, was Euch entbände,
Ihr flögt davon wie freigelass'ne Vögel —
Sag' nichts — ich weiß es — aber merke Dir
Des Räthsels Lösung: sei das ganz, wozu

Dich die Natur bestimmt, sei ganz ein Weib!
Dann hält Dich die Natur in glücklichen Kreisen.
(Ihr liebkosend.)
Du Glückskind mit dem lieblichen Gesicht,
Wie unnütz rath' ich Dir! Das ist Dein Glück,
Daß Du nicht schwanken kannst, ein Weib zu sein —
Was trägst Du denn da Schimmerndes im Busen?
So tief versteckt? — Ist es ein Talisman?

Sylva (zitternd).

Ach nein — ich lieb' es nicht — ich will es alle Tage
Abthun — laßt! — dämonisch ist es! laßt!

Christine (hat das Amulet hervorgezogen, und schreit auf — sie reißt es ihr hastig ab).

Sylva (aufspringend).

Ihr thut mir weh! —

Christine (die ebenfalls aufgesprungen ist).

Hinweg!

Sylva (stolz).

Majestät!

Christine.

Hinweg! — Wo hast Du's her?

Sylva.

's ist mein! Gleichviel woher — ich hab's gefunden.

Christine.

Am Halse eines Liebsten hast Du's gefunden!
Hinweg mit Dir!

Sylva (steht einen Augenblick unschlüssig und geht dann rasch.)

Fünfte Scene.

Christine (allein).

Christine.

Und nun umringt mich, all' ihr Heiligen,
Daß ich ihn treffe in des Lebens Mark,
Den niederträchtigen Verräther!
(Sie klingelt heftig — Santinelli erscheint.)
Brahe, Malström, von der Schnure
Bescheide Augenblicks hierher!
(Santinelli verbeugt sich und geht.)
Er soll's empfinden, der Verruchte,
Daß ich noch Königin und Herrin bin,
Und daß ein Zucken meiner Augenbraue
Entscheidung kündet über Tod und Leben,
Er soll's empfinden an dem eignen Leibe!
(Sie klingelt — ein Diener tritt ein.)
Pater Le Bel, der Trinitarier-Prior,
Soll allsogleich gebeten werden: sich
Auf meinem Zimmer schleunigst einzustellen!
(Diener verbeugt sich.)
Warte! Die Schlüssel zu der Hirschgallerie
Sind Santinelli einzuhändigen!
(Sie macht eine Handbewegung — Diener ab.)

Sechste Scene.

von der Schnure. — Christine.

Christine.

Ihr seid mir stets der bereiteste Diener,
Seid mir willkommen, Freiherr von der Schnure!

Schnure.

Die Schnure suchten darin ihren Ruhm.

Christine.

Gelegenheit ist da, es zu bewähren,
Wie streng Ihr sorgt für Makellosigkeit
Des königlichen Ansehns allerwege.

Siebente Scene.

Brahe. — Malström. — Die Vorigen.

Christine.

Seid mir gegrüßt! — Ich hab' Euch herberufen,
Um Recht zu sprechen über ein Verbrechen.
Es ist so klar und einfach dies Verbrechen,
Daß Ihr es steh'nden Fußes richten würdet;
Da es jedoch ein Menschenleben gilt,

Wenn auch ein schwer verworfenes, so sei
Die Procedur in guter Form begonnen.
Nehmt Platz, Ihr Herrn!

(Nachdem sich Christine gesetzt, setzen sich Alle.)

Ihr seid mir nachgefolgt in treuer Liebe
Für mich und unser Königshaus,
Ihr werdet nicht gestatten, daß der Würde,
Die unveräußerlich mir angeerbt,
Ein Leid geschehe, oder gar ein Frevel.
Ihr wißt, daß ich mit Schwedens Krone
Das königliche Recht nicht niederlegte;
Ich hab' mir dies ausdrücklich vorbehalten
Für meine Lebenszeit, für jeden Ort. —
Mein Diener, der Marchese Monaldeschi,
Hat, wie sich jetzt beweislich dargestellt,
Seit Jahren meinen Dienst und mich verrathen —
Ihr kennt das Attentat auf offner See,
Ihr wißt, wie ich es großmuthsvoll vergeben,
Umsonst! er hat seitdem ununterbrochen
Mit Schweden unterhandelt zu dem Zwecke,
Mich auszuliefern, mich zurückzubringen,
Sei es mit List, sei's mit Gewalt!
Ein neuer Plan kommt eben mir zu Handen,
Ein Plan bis in das Kleinste ausgerechnet,
Und mit dem Premierminister Frankreichs,
Mit Mazarin verbrieft und abgeschlossen,
Mich hier aus Frankreich heimlich fortzuschleppen,

Und morgen, heute, wenn es thunlich ist!
Wie heißt nach Eurem Rechtssinn solcher Frevel?

Schnure.

's ist Hochverrath!

Brahe.

's ist schnödes Attentat!

Christine.

Wie heißt die Strafe?

Schnure.

Tod!

Christine.

Nun, Brahe? Malström?

Brahe.

Ich glaube auch, daß schwedisches Gericht
Auf Tod entschiede —

Christine.

Les't die Briefe!

(Sie reicht sie ihnen, und steht auf. Die Drei stehen ebenfalls auf, theilen sich in die Briefe und tauschen sie gegenseitig aus — Christine geht umher, mitunter stehen bleibend und scharf auf Brahe blickend.)

Christine.

Nun?

Schnure.

Unzweifelhaft!

Brahe.

Der Frevel liegt zu Tage.

Christine (setzt sich — nach ihr die Andern).
So sprecht sein Urtheil!

Schnure.

Tod!

Brahe.

Erlauchte Königin!
Wir sind ja kein Gerichtshof, um zu urtheln,
Und sind in fremdem Lande nur als Gäste —

Christine.

Was? Seid Ihr nicht mein Rath, wo ich auch sei?
Und bin ich nicht ein königliches Haupt,
Wo ich auch sei?

Malström.

Das bist Du, Herrin; doch
Du bist nicht königlicher Richter mehr,
Seit Du das Sinnbild königlichen Rechtes,
Die Krone und den Scepter hingelegt,
Seit Du den Boden hinter Dir gelassen,
Aus dem Dein königliches Recht entsprossen —
Nur Einer richtet über Leben und Tod,
Nur Einer in jedem Lande ist König!

Christine (springt auf — die Andern erheben sich ebenfalls).
Was hör' ich?

Malström.

Königin, Du hörst dasselbe,
Was Du vor Deiner Thronentsagung hörtest,
Und was Du dort wie hier nicht hören wolltest.

Christine.

Sind meine Sinne irr'? versteh' ich falsch?
Graf Brahe!

Brahe.

Königin, ich denk' dasselbe.

Christine.

Es ist entsetzlich, und Ihr seid Verräther!
(Und dieser Mann allein (auf Schnure zeigend) ist treu
und brav!
Brahe und Malström.
Das sind wir nicht.

Christine.

So schreiend ist der Frevel,
Und Ihr seid nichts dafür als Splitterrichter?
(Zu Brahe.) Du grauer Diener meines Vaters, der
Sich rühmt, mich wie ein Kind von Gustav Adolph
Geerbt zu haben für Schutz und Liebe!
Du läßt mich beleidigen,
Läßt mich verhöhnen,
Und Du hast nichts dagegen
Als Achselzucken?
Es fehlt nur, daß mich ein Bösewicht
Mit frecher Hand auf die Schulter schlüge.
O, Graf Brahe spräche gewiß:
Ei das ist schlimm! Ei das ist schlimm!
Allein es ist die Schulter nur,
Er hat sie nicht in's Angesicht geschlagen!

Brahe.

Du thust mir Weh und Unrecht, Königin.

Christine.

Ich thu' Dir Recht!
Meines Vaters Kind und die Königin
Sind verhöhnt und verrathen!
Eine gekrönte Königin von Schweden!
Und ein schwedischer Brahe,
Einer aus dem Geschlechte,
Das nach den Wasa's zunächst dem Throne
Gestanden von uralten Zeiten,
Er steht dabei und stottert und stammelt,
Und weiß nicht zu strafen!

Brahe.

Das Maß ist voll; es soll nicht überfließen.
Solche Worte scheiden für immer.
Maß halten, vereinen — das war der Sinn,
Dem ich ein langes Leben gewidmet;
Um gerecht zu sein, war ich öfters verzagt —
Hier aber weiß ich genau, wo die Grenzen sind
Zwischen Dir und dem Fremden,
Zwischen Wasa und Brahe,
Und ich werd' sie Dir zeigen.
Höre mich reden, Königin Christine!
Du hörst mich vielleicht nicht wieder.

(Kurze Pause.)

Daß es so kommen würde in wüster Fremde,

Wir haben Dir's tausendfach gesagt,
Da es noch Zeit war auszuweichen:
Wir haben gewarnt, gebeten, gefleht,
Wir haben Dir vorgemalt,
Daß Dein Leben abenteuerlich sein,
Wie ein Abenteuer verlaufen werde —
Es war umsonst!
Just abenteuerlich wolltest Du's haben —
Unser Rath war in den Wind gesprochen!
Trotzdem verließen wir unsern Herd,
Und folgten Dir — aus uneigennütziger Sorge
Für Dein Gedeihn; keine Lehenspflicht,
Kein Königsrecht verpflichtete uns,
Und selbst keine Neigung zog uns.
Von Land zu Lande folgten wir Dir;
Du thatest nur, was uns zuwider,
Verspottetest unsere heimischen Sitten,
Schworst ab einen Glauben, den wir verehren,
Gönntest nirgends Ruhe und Statt —
Von Land zu Lande folgten wir Dir,
Und ich alter Mann that desgleichen;
Es fraß mich der Schmerz wohl Tag und Nacht,
Ich schwieg, und war Dir zu Willen.
Was heischest Du jetzt? Ein Königsrecht,
Das Du selbst zu Stockholm in dem Maße
Als Königin nicht besessen,
Du heischest es in fremdem Lande,

Das Dir nicht günstig gesinnt ist,
Du heischest es, als wenn Du nimmer
Der Krone Dich entäußert,
Und von uns just, welche die Krone
Dir halten wollten,
Und Deinetwegen nicht halten konnten,
Von uns just heischest Du Rechte der Krone,
Die über die Krone hinausgehn,
Mit Ungestüm und mit Gewalt —
Das sprengt den längsten Faden von Geduld,
Und hier ist die Grenze,
Daß Brahe ging mit Christinen!

Christine.

Sieh, alter Graf, welch trefflich Gedächtniß
Du hast für Vorwurf und Uebel,
Und nur für das Rechte versagt es Dir!
Wart Ihr nicht Alle zugegen in Upsala,
Da ich die Krone niederlegte?
Mich dünkt, ich sah Euch Alle,
Dich Graf Peter Brahe gewiß!
Wie hieß der Schluß von meiner Abdankung?
Schüttle doch Dein Gedächtniß, Graf Brahe!
Er hieß, horch auf!
„Ich muß thun und lassen können, was mir beliebt,
Und nur dem allmächtigen Gott muß ich
Rechenschaft schuldig sein —
Alle Gerichtsbarkeit muß ich behalten

Ueber die Tischgenossen und über die Leute
Meines Hauses."
Hieß es nicht so? Versteht Ihr das?
Wer widerspricht?

(Pause.)

Malström.

Ja, Königin, so hieß es.

Christine.

Nun endlich kommt Euch der Sinn!

Malström.

Und dennoch widersprech' ich,
Und dennoch sprech' ich gegen die Macht,
Die Du in Anspruch nimmst —

Christine.

Verwegener Graf, ich will sie Dich fühlen lassen,
Dich selbst — wer hindert mich?

Malström.

Gesetz und Sitte — und, wenn diese schweigen,
Mein gutes Schwert.

Christine.

Du brichst in offene Empörung aus!

Malström.

Die giebt's nur gegen einen Landesherrn,
Doch Du bist länderlos, und bist vor Recht
Privatperson, die Königin gewesen,
Die Königin genannt wird — ich und Brahe
Sind Deine Diener nicht, sind freie Grafen

Des schwedischen Reichsrathes — wenn wir fehlen,
So richtet uns der Reichsrath von Upsala.
Selbst unser König thut es nicht allein;
Und ähnlich ist der Fall, um den sich's handelt
Mit dem Marchese Monaldeschi.

Christine.

Was?

Malström.

Bei Seite bleibe jene Schlußbedingung,
Die uns Dein Mund so eben wiederholt:
Sie ist ein mißlich Recht in jedem Falle,
Und ist nur Recht, wenn Du in Schweden bist.
Kein fremdes Reich hat sie Dir anerkannt,
Kein Reich der Christenheit kann sie gestatten;
Das Richtschwert kann nicht wandern nach Belieben,
Und kann nicht fallen, wo es ihm beliebt.
Ja selbst in Schweden kann Dir solch ein Recht
Nicht ohne Aufsicht zugestanden werden,
Selbst um den Preis von Schwedens Krone nicht.
Der König und der Reichsrath müßten immer
Erst da bestätigen, wo Du gerichtet;
Zwei oberste Gewalten gleich an Macht
Kann es nicht geben in der Monarchie —
Und hier willst Du, die Königin von Schweden,
Als Hochverrath bestrafen, was der König
Von Schweden selbst befohlen und getheilt!
Doch Alles dies, was mir unfraglich scheint,

Erwähn' ich nur beiher — es ist der Fall
Mit Monaldeschi noch viel schwieriger,
Denn der Marchese Monaldeschi ist
Der Sohn von einem schwed'schen Reichsrathsgrafen,
Und unser Reichsrath nur ist sein Gericht.

Christine.

Was? Welche Possen!

Brahe und Schnure.

Was ist das?

Malström.

Ihr wißt,
Graf Brahe, wie ich ihn verfolgt, bis wir
Zu Schiffe gingen; auf der Ueberfahrt
Entdeckt' er mir, was er vor Jedermann
Aus Eigensinn verschwiegen: ausgerüstet
Ist er mit allen Documenten der Geburt,
Doch weil er Kind der Liebe, weil er trotzig
Allein und ohne Erbanspruch sein Leben
Sich bilden wollte, schwieg er allerwärts —
Er ist ein Sohn des wilden Grafen Sture.

Christine.

Gerechter Gott!

Brahe.

Ha, meine Ahnung!

Schnure.

Wie!

(Kurze Pause.)

Christine.

Vom wilden Sture! — Ja, dies verbrecherische
Und wilde Blut ist ihm ererbt,
Eine Wohlthat ist's für der Menschen Gesellschaft,
Wenn sie befreit wird von der Gräuelrace!
So ist er obenein halb schwedisch Blut,
Und doppelt meinem Richtschwert unterworfen.
Doch stammte er vom Bösen selber ab,
Und klagtet Ihr noch viel erbärmlicher
Um Recht und Strafe — er ist mir verfallen,
Und stirbt, so wahr ich Königin Christine!
Versteht Ihr mich, rebellische Reichsrathsgrafen?
So gehet hin und schildert mich in Schweden!

(Sie geht entrüstet nach vorn, ihnen den Rücken kehrend, und mit verschränkten Armen stehen bleibend. Jene wenden sich zum Gehn — an der Thür kommt ihnen Monaldeschi entgegen. Brahe, leise grüßend, und Schnure gehen an ihm vorüber, und ab.)

Achte Scene.

Monaldeschi. — Malström. — Christine.

Malström (nahe zu ihm tretend und gedämpft sprechend).

Entflieht! Ihr seid verrathen und verdammt!

Monaldeschi.

Verrathen! Ich spiel' immer offnes Spiel,
Und habe immer offen conspirirt.

Malström.

Gleichviel! (Auf Christinen deutend.) 's gilt Deinen Kopf!

Monaldeschi.

Kann sein.
Wo man sich einmal hingestellt im Leben,
Da muß man durch, und geh's durch Noth und Tod:
Wer zehnmal neu beginnt, kommt nie zum Ziele;
Ich fliehe nie — und Weiber tödten nicht Männer!
(Die letzten Worte, lauter gesprochen, hat Christine gehört.)

Christine (zusammenfahrend).

Ha! das ist des Verräthers bestrickende Stimme!
(Sie wendet sich um.)
Nach der Hirschgallerie seid Ihr beschieden, Marquis!

Monaldeschi.

Zu Befehl, Majestät. (Ab.)

Christine (zu Malström, der mit will).

Malström, geht dahin (links zeigend) und harrt meines Rufes! (Malström ab.)

Neunte Scene.

Christine.

Christine (allein — Monaldeschi nachsehend).

Freches Geschöpf! (Mit einer Handbewegung.) — Das Haupt will ich Dir beugen,

Und kein Menschenkind soll Dich retten!
(Sie klingelt. Ein Diener erscheint.)
Führt den Prior hierher!
(Diener ab.) (Sie geht umher.)

Zehnte Scene.

Prior Le Bel. — Christine.

Prior.

Gott segne Euer königliches Haupt!

Christine (sich setzend).

Das wolle Gott, ich brauch's. Ehrwürd'ger Vater,
Es ist ein ernst Geschäft, was Euer harrt.
Verfügt Euch in die Gallerie der Hirsche,
Dort trefft Ihr meinen Diener Monaldeschi,
Er wartet dort auf Euch, damit Ihr ihn
Zum Tode vorbereitet —

Prior.

Majestät —
Ich sah ihn eben, und er schien gesund.

Christine.

Er ist gesund, allein er ist verurtheilt.

Prior.

Vom Cardinal und Könige? Allmächt'ger Gott!

Christine.

Beachte, Priester, wer es Dir verkündet!
So wie Dein König bin ich Königin,
Und Rechtes Herrin über Tod und Leben.

Prior.

Vergebt — von Euch verurtheilt, Majestät?
Vergebt — verzeiht — daß ich Bedenken zeige,
Ob Ihr in diesem Lande — ob mein Herr, der König —

Christine (aufstehend).

Verwegner Priester, thu', was Deines Amt's!
Der Sterbende harrt in der Hirschgallerie
Auf Deinen Trost — und was ihn sonst betrifft,
Das ist nicht Deines Amt's und Deiner Sorge!

Prior.

Verzeiht! es ist dies meiner Sorge, daß,
So viel ich kann, kein Mensch getödtet werde —

Christine (rasch zum Tische gehend und klingelnd).

Dann stirbt er ohne Dich und ohne Trost,
Und seine Seele kommt auf Dein Gewissen!

(Diener tritt ein.)

Prior.

O habt Erbarmen, königliche Frau!

Christine (zum Diener).

Santinelli soll die Hirschgallerie
Dem Marquis Monaldeschi öffnen,

Und soll den Eingang besetzen lassen
Von meinen Trabanten — da ist er selbst —
(Diener ab.)

Elfte Scene.

Santinelli. — Die Vorigen.

Christine.

Du hast es gehört?

Santinelli (verbeugt sich).

Ich habe — und dann?

Christine.

Bring ihn vom Leben zum Tode, sobald er
Seiner Hochwürden gebeichtet — hörst Du?
Sobald er gebeichtet.

Santinelli.

Zu Befehl, Majestät!
(Verbeugt sich und geht.)

Prior (wirft sich ihr zu Füßen).

O allergnädigste Königin!
O habt Erbarmen um Christi willen!
Vergießt kein Blut — Gott will es nicht!

Christine.

Ich kann nicht anders, ehrwürdiger Mann!
Steht auf und geht, ich kann nicht anders;

An meinem Haupte, an meinem Herzen
Hat er gefrevelt, er ist des Todes.

(Sie geht nach der linken Seite ab, der Prior folgt ihr mit flehender Geberde bis an die Kulisse — und geht dann rechts ab.)

Zwölfte Scene.

Hirschgallerie.

(Eine lange Gallerie, deren Pfeiler mit Hirschgeweihen geschmückt sind. Aus der Thür des Hintergrundes — man sieht keine andere Thür — treten zuerst zwei Bewaffnete und stellen sich, ein paar Schritte seitwärts, an beiden Seiten der Thür auf, dann tritt Monaldeschi rasch ein, und hinter ihm, als auf sein beabsichtigtes Zurücktreten die Thür von Santinelli geöffnet wird, sieht man diesen und den Prior und dahinter Trabanten jenseits der Schwelle.

Monaldeschi (als er die Bewaffneten sieht).

Was sind das für erschreckliche Vorbereitungen? Hier scheint's gerathener das Schwert zu ziehn und rückwärts zu treten. (Er zieht sein Schwert und will zurück, gleichzeitig kreuzen die Bewaffneten ihre Schwerter über dem Ausgange, die Thür wird aufgerissen, Santinelli steht mit gezücktem Schwerte davor, hinter ihm Trabanten.)

Santinelli.

Renne Dich auf! Du bist am Ziele.

Monaldeschi (weicht nach vorn).

Henkersknecht!

Prior (hereinstürzend).

Haltet ein! Respectirt den Befehl der Königin, und das Geheisch der Kirche! Seine Seele sei vorbereitet und getröstet, eh' es zum Letzten kommt!

Monaldeschi.

Was, Priester! Das klingt ja wie ein reif beschlossenes Todesurtheil, und dringt mir durch Mark und Bein!

Prior.

So ist es, armer Mann, und ich bin da, Deine Beichte zu hören.

Monaldeschi.

Das ist nicht möglich! (Noch einige Schritte nach dem Vordergrunde weichend, immer halb mit dem Gesichte gegen die Angreifer, und sich an eine Kulisse stellend.) Mann der Kirche, Du lügst — oder Du irrst Dich! Du bist getäuscht durch jenen Schurken Santinelli, der seine Bedientenseele aufsteift zur Banditenseele, um seine Karriere zu machen —

Santinelli.

Ergeh Dich in Deinem Geschwätz, es ist das letzte. Deine Ränke sind am Ziele, und Du magst nun ermessen, ob es der einfache Mann und Weg weiter bringt, als der Deine — holla, beichte!

Monaldeschi.

Bis zum Henker hast Du's gebracht, Schurke, und Du bist so brutal einfältig, nicht zu wissen, daß man den Henker zum Teufel jagt, wenn er sein Geschäft verrichtet hat —

Santinelli.

Beichte rasch, oder Du fährst ohne Absolution zur Hölle — (Zu den Bewaffneten) herbei!

Prior.

Halt' ein, im Namen Gottes! Tretet zurück!

Monaldeschi.

Wackre Henkersknechte! zwei mindestens gehn mit mir hinab, wenn es Ernst wird! Mein Arm ist stark und meine Klinge fest.

Prior (nähert sich ihm).

Thu' ab den weltlichen Hochmuth und den Trotz auf menschliche Hülfe! Belade nicht Deine Seele mit Mord, denn Du mußt sterben. Bezwängest Du diese, so kämen andere herein, die vor der Thüre harren.

Monaldeschi.

Ist es möglich? Ist es wirklich? So furchtbarer Ernst ist's? Heilige Jungfrau, steh' mir bei! — Ehrwürdiger Vater, tretet näher, tretet ganz nahe zu mir! (Mit gedämpfter Stimme) Um aller Heiligen willen sagt mir die Wahrheit! Sprecht Ihr die Königin? Ist dies Alles überlegt und unwiderruflich? Und die schwedischen Grafen schweigen dazu? Und Ihr, ein Franzose, leistet Euren Dienst solchem Morde? Euer harrt ein furchtbar Gericht! Diese Königin ist der Krone bar, hat kein Recht mehr über Leben und Tod, sie kann nicht richten, sie läßt mich morden! und in fremdem Lande, in Frankreich! — Euer Regent, Seine Eminenz der Cardinal, wird Euch

zu schrecklicher Verantwortung ziehn! Er ist mit mi
in Verbindung gegen die Thorheiten dieser Königin
gegen ihn wie gegen mich geht dieser Angriff, Man
der Kirche, Mann Gottes, bedenke das Alles, rede, rede

Prior.

Armer Marquis! das Alles ward bedacht, ward be
sprochen, ward verworfen!

Monaldeschi.

Es ward? Gerechter Gott! — Entsetzlich! Dann —
dann hilft nur Eins! Dann eile zur Königin! Gebiet
hier Stillstand, eile zur Königin! Ich wollte sie nu
noch einmal sehn, ich wollte ihr beichten, ich wollt
sterben, aber erst dann, eile!

Prior.

Ich geh', aber ich geh' ohne Hoffnung!

Monaldeschi.

Gleichviel, eile! eile!

Prior.

Ich eile. (Wendet sich nach der Hauptthür.)

Santinelli.

Seid Ihr zu Ende?

Prior.

Keineswegs! Im Namen Gottes, laßt Eure Waffen
ruhn, bis ich wiederkehre!

Santinelli.

Niemand verläßt den Saal, bis der Verbrecher ge-
richtet —

Prior.

Grausamer Mann, achte den Diener Gottes, ich gehe in Gottes Geschäft —

Santinelli.

Ich achte und ehre Euch, aber ich vollbringe meinen Dienst — erst Herrendienst, dann Gottesdienst.

Prior.

Du frevelst, Mann! und es wird Dir heimkommen! (Er wendet sich nach vorn und geht links auf eine Kulisse zu.) Glücklicherweise bin ich hier bekannt. (Er orientirt sich an den Geweihen über den Pfeilern, drückt an einer Feder, und öffnet eine verborgene Thür.) Bei höchster Kirchenstrafe haltet Friede, bis ich wiederkehre! (Ab.)

Santinelli (springt an diese Thür.)

Monaldeschi.

Damit ich Dir nicht entgleite, Schuft! Du bist einexercirt wie der beste Scherge, und der Zorn schwillt mir auf, Dir das Eisen zwischen die Rippen zu stoßen — (Er tritt einen Schritt vor — die Bewaffneten von der Thür sogleich ebenfalls.)

Santinelli.

Versuch's.

Monaldeschi (tritt wieder zurück).

(Lange Pause.)

Monaldeschi (leise vor sich hinsprechend).

Ich bin umstellt wie ein Wild, und wehrlos.
Der Moment ist da, ich fühl's, es rieselt

Wie Schauer des Todes durch mein Gebein!
Ich empfand sie nie — was folgt? wer weiß es!
Schwarz, schwarz liegt die Unsicherheit da,
Und rosig erscheint der Novembertag
Dieser Erde, die ich kenne und liebe!
Hu! Entsetzlicher Frost, der die Glieder durchirrt —
Der Moment ist da! Dieser Königin
Hab' ich nichts zu sagen —
Um auf Menschen zu wirken, muß man sie lieben —
Sylva! Sylva!
Du hast mir gezeigt, daß ich machtlos geworden!
Ja, ich bin hin, und gehe zu Grunde
An einem verschrobenen Weibe! — (Pause).

(Zu Santinelli.)

Francesco! sei ein Mensch! gedenke unsrer Jugend,
Unsrer Spiele und Träume, gedenke der Deinen,
Die mich geliebt!

Santinelli.

Ich bin kein Denker!

Monaldeschi (rasch).

Du bist blos Henker!
Nein, nein, Du bist es nicht! Du hattest ein Herz
Als Knabe, Du hast es noch — o weck' es auf,
O laß meine Stimme es wecken! Sei menschlich!
Tritt von der Thür! — Nie siehst Du mich wieder,
Dein Weg wird auf immer befreit von mir —
Francesco, thu's!

Santinelli.

Ich thue meine Pflicht!

Monaldeschi.

Thu' mehr, Francesco, Gott wird Dir's lohnen!

Santinelli.

Nein. (Pause.)

Monaldeschi.

Die letzten Momente des Lebens, entsetzlich!
Alles möcht' ich noch einmal bedenken,
Was ich gedacht und gethan — und wie das Meer
Drängt sich in Masse alles zu Hauf
Ueber mich her!
Ich kann nichts sondern, und kann nichts wählen,
Und der Augenblick flieht!
O schöne Menschenkräfte,
Die ich vergeuden mußte, weil kein Vater,
Kein Vaterland, und kein Beruf sie einte —
Wird's anders werden?
Gemeiner Muth, so bleib mir treu,
So bleib — (Stampft mit dem Fuße) bleib! Und hilf mir
Ueber den elementarischen Schauer hinweg,
Der den Tod begleitet! (Kurze Pause.)
Und die thörichte Seele, sie hoffet doch!
Ich höre, ja ich höre Schritte,
Sie kommt! ich bin gerettet!

Dreizehnte Scene.

Christine. — Der Prior (aus der kleinen Thür). — Die Vorigen.

Christine.

Steckt die Schwerter ein, so lang' ich zugegen!
(Zu Monaldeschi.)
Was hast Du zu sagen?
(Zu den Uebrigen.)
Verlaßt die Gallerie, bis ich Euch rufe —

Santinelli.

Ihr setzt Euch aus, Majestät —

Christine.

Gehorche!
(Santinelli mit den Bewaffneten und der Prior ziehen sich durch die große Thür zurück.)

Vierzehnte Scene.

Christine. — Monaldeschi.

Monaldeschi (sieht jenen nach; als sie hinweg sind, tritt er rasch an die Königin).

Mit welchem Rechte lässest Du mich morden?

Christine (zurückschreckend).

Verwegner! Ist das Deine Beichte?

Kennst Du diese Briefe?

(Während er hineinsieht, fährt sie fort:)

Es wird Dir volles Delinquentenrecht,
Du siehst, weßhalb man Dich verurtheilt,
Schamloser Betrüger! der nackt und arm
An meine Kniee sich drängte in Schweden,
Und mit täuschendem Geiste mir vorgespiegelt,
Er werde eine tröstende Leuchte mir sein
Durch das unsichre Leben!
Den ich erhob und hielt und beschützte
Gegen die ganze Welt, die ihn haßte,
Was verlor ich um Dich! Was litt ich um Dich!
Die getreusten Freunde verstieß ich,
Weil sie Dich nicht mochten!
Die getreusten Freunde verließ ich,
Weil sie Dir nicht gefielen,
Und Du, für Alles das, gingst hin,
Verriethst mich einmal, zweimal, dreimal,
Und einmal mehr als — nein — und deshalb, Schurke,
Und deshalb stirbst Du, stirbst Du heut und hier.

(Pause.)

Wo bleibt des frechen Sinn's Erwid'rung,
Die anzuhören ich herabgestiegen?

Monaldeschi.

Königin, ich hab' nichts zu erwidern.
Auf solche Anschauung ist nichts zu sagen,
Und da Du Mörderhänden gebietest,

Und ich in Deiner Macht, so unterlieg' ich.
Vor einer Viertelstunde konnt' ich fliehn,
Ich kannte Deine grimme Absicht schon,
Und ich floh nicht!

Christine.

Du eitler Thor!

Monaldeschi.

Ganz recht! Ich dachte Deinen Geist, und dachte
Unser Verhältniß höher mir, und weiter —
's war eitler Wahn, der mich das Leben kostet!
Wenn eine Königin die Krone opfert
Mit kaltem Blut, so darf man glauben,
Es sei die Welt ihr nicht erschöpft
Im Herrschen und Dienen,
So muß man glauben, es sei ein Mann,
Dem sie ihr herzlichstes Vertrauen weiht,
Dem Kreise entrückt, wo man zahlt oder straft —
So war es nicht! den Vortheil der Herrschaft
Gabst Du dahin, und die freie Seele,
Die menschlich frei mit Menschen verkehrt,
Die Menschen achtet, auch wo sie zürnt,
Die freie Seele gewannst Du nicht!
So laß mich sprechen in Deiner Weise:
Den kräftigsten Theil meines Lebens
Hab' ich verbracht und verloren
An Deiner Seite — was ward mir dafür?
Die Welt stand mir offen, als ich Dich suchte,

Ein vielbegabter kühner Abenteurer!
Ich suchte Raum zum Wirken und zum Schaffen,
Und wählte Dich und Deinen Wirkungskreis,
Nicht dieses Frankreich, wo mein Landsmann herrscht,
Der mir ein weites Feld für Thaten bot,
Ich wählte Dich, weil Dich Europa rühmte
Als seltenen Verein von Geistesgaben,
Weil ich den Genius des Unternehmens
Bei Dir gesichert und gefördert glaubte.
Was fand ich? Ueberdruß am Handeln,
Weichlichen Wissensplunder, der am Ende
Zu fein glaubt, wenn er fragt und weiß,
Und der zu glauben lechzet statt zu harren,
Wo ihm die Wissenschaft nicht weiter hilft!
Ein Thronentsagen fand ich, ein Umherziehn
In hohler Eitelkeit, ein Abenteuern
Ganz ohne Halt und Ziel, das fand ich. Wahrlich,
Viel reicher war ich, eh' ich Dich gefunden,
Und Dir vergeudet hab' ich schöne Jahre,
Und Dir geopfert hab' ich welch ein Leben!
Von Kraft und Plänen strotzend — und das Ende
Von all der Herrlichkeit, die Du gewährt,
Gewalt'ge Königin? es ist das Loos,
Das einen jämmerlichen Sklaven
In einem türkischen Serail erwartet!

Christine.

Bist Du zu Ende?

Monaldeschi.

Ja, ich bin's.

Christine.

So fahre wohl! —

Monaldeschi (ihr zu Füßenfallend).

Halt ein! Laß mir das Leben!
Laß mir das Leben! Ach, es ist so süß!
Und wär's blos Athmen, Sehen und Verlangen!

Christine.

Ich kann es nicht — Du hast die tiefste Seele
Zu schreiendem Hasse mir aufgestört!
Du darfst nicht leben — fahre wohl!

Monaldeschi (springt auf und zieht den Degen).

Wohlan!
Hier gilt's! Leben um Leben! Weich' oder stirb!

Christine.

Verwegner, ich rufe —

Monaldeschi.

Der Ruf ist Dein Tod!
Tritt abwärts von der Thür! Die Thür ist mein!

Funfzehnte Scene.

Sylva (erscheint in der kleinen Thür). — Die Vorigen.

Monaldeschi (sobald er sie sieht, läßt er den Degen sinken, fällt auf ein Knie und wendet kein Auge von ihr).

Sylva, mein Engel, Du kommst mich retten!

Während sie sich ihm nähert, hat Christine unter einer zornigen Bewegung gegen beide die Thür gewonnen, und in dem Augenblicke, wo Sylva zu ihm spricht, ruft Christine laut: Santinelli! und verschwindet hinter der kleinen Thür.)

Sylva.

Gieb mir mein Kreuz zurück!
Sie hat Dein Amulet geraubt!

Sechzehnte Scene.

Santinelli mit den Bewaffneten. — Der Prior. — Die Vorigen.

Santinelli (stürzt mit gehobenem Degen auf Monaldeschi zu, der im Anschauen Sylva's nichts bemerkt, und von Santinelli durch den Rücken gestoßen wird — währenddeß ruft:)

Der Prior.

Im Namen Gottes haltet ein!

Monaldeschi (hoch auffahrend).

Jesu Maria!

(Sämmtliche Bewaffnete stürzen zu Santinelli herbei, und bilden — den Prior, Sylva und Monaldeschi zusammendrängend — einen Knäuel.)

Santinelli (stößt rasch mitten im Getümmel zum zweiten Male: man hört einen durchdringenden Schrei Sylva's).

Nun beichte!

(Der Knäuel wirrt sich rasch auseinander, man sieht Monaldeschi taumeln und zu Sylva's Füßen stürzen.)

Monaldeschi.

Weh mir! Hilf, Sylva! Hilf! (Er stirbt.)

Prior (zu Santinelli).

Ueber Deine Mörderseele dies Blut!

(Todtenstille.) (Sylva steht regungslos.)

Siebzehnte Scene.

Malström (erscheint hastig durch die kleine Thür). — Die Vorigen.

Malström (entsetzt im Laufe stillstehend).

Zu spät! — Sylva!

Sylva (streckt die Arme wie abwehrend, und Monaldeschi behütend entgegen).

Malström.

Drück' ihm die Augen zu, Sylva!
Daß er stille schlummre und diese Welt,
Die ihn gehaßt, nicht länger sehe —

Sylva (aufschreiend).

Er ist todt? (Sie beugt sich über ihn, legt die Hand auf Augen und Herz, fährt in die Höhe, preßt die Hände vor Herz und Augen, und spricht wie entrückt und irr:)

Nun ist er rein,
Und ich bin sein
Für alle Ewigkeit!

(Sie sinkt auf ihm zusammen.)

Malström (zueilend).

Sylva, Geliebte!

Prior.

Sie blutet, sie blutet!

Achtzehnte Scene.

Brahe. — Die Vorigen.

(Santinelli und die Bewaffneten stehen während alle dem regungslos mit noch immer gezogenen Schwertern, der Prior betend.)

Brahe (ruft außen, noch ehe er an der kleinen Thür erscheint).

Wo ist die Mörderhöhle?

Malström (sobald er die Stimme hört, springt er auf, reißt seinen Mantel ab, und bedeckt Sylva damit, so daß man nur Monaldeschi's Leiche deutlich sieht — dann eilt er zum eintretenden Brahe, und ruft zurück).

Tretet vor und verbergt das Unglück!

(Die Bewaffneten treten vor.)

Brahe (an der Schwelle).

Da ist sie!

Prior (auf Santinelli deutend).

Und hier steht der Mörder!

Malström (Brahe an der Hand fassend und nach vorn wendend).

Sieh nicht dorthin, dort ist Entsetzen!

Brahe.

Und Du kamst zu spät?

Malström (nickt mit dem Kopfe).

Brahe.

Und ich fand mich nicht
In dem Labyrinthe von Treppen und Gängen.
(Sich rückwärts wendend, was Malström zu verhindern sucht.)

Neunzehnte Scene.

Christine (durch die kleine Thür verstört hereinstürzend). — Die Vorigen.

Christine.

Ist es geschehn?

Brahe.

Es ist geschehn!

Christine (schreit auf und bedeckt sich das Gesicht).
Wer that's?

Malström.

Du selbst!

Prior (auf Santinelli zeigend).

Dieser böse Mann! Und er ließ ihm nicht Zeit,
Zur Beichte nicht und nicht zur Absolution,
Ich verklage die That vor Gott und Menschen!

Christine (vor sich hinstarrend).

Die Ruhe und die Größe meines Lebens
Sie sind dahin! Ich habe sie gemordet!

Malström.

Das hast Du, und mehr!

Brahe.

Da sprichst Du wahr — leb' wohl, Christine!
Du bist allein.

Christine.

Ich bleib' allein zum Sterben;
Mein Schicksal ist erfüllt.

(Der Vorhang fällt.)

Schluß.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Heinrich Laube.

Heinrich Laube's

Dramatische Werke.

Zweiter Band.

Rokoko.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1846.

Rokoko.

Luſtſpiel in fünf Akten

von

Heinrich Laube.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1846.

Rokoko

oder

Die alten Herren.

Bitte.

Der Autor bittet dringend, folgende Druckfehler von der Lektüre der Einleitung zu berichtigen:

Seite 6 Zeile 5 lies „welchen" statt „welche"
— 8 — 14 l. „müßiges" statt „müßiges"
— 8 — 15 streich das Komma.
— 13 drittletzte streich das zweite „nicht"
— 14 die drittletzte Zeile in die viertletzte und die viertletzte in die drittletzte zu verwandeln.
— 16 Zeile 15 lies „Dünkel" statt „Dunkel"
— 18 — 17 l. „selten" st. „selber"
— 23 vorletzte Zeile ein Fragezeichen zu stellen hinter „Zuthun"
— 28 Zeile 23 lies „Kourfähigkeit" statt „Kaufähigkeit"
— 33 — 23 l. „verehrt" statt „verwehrt"
— 55 — 11 l. „sondern" st. „ja"

Wozu man Beruf empfindet, das bringt man zu Wege trotz aller Abmahnungen, trotz aller Hindernisse. Bis auf einen gewissen Grad wenigstens zu Wege. Wir sagen deshalb wohl auch gern: ein wirkliches Talent werde nicht unterdrückt durch Widerwärtigkeit. Dies ist recht dogmatisch. Grausam dogmatisch ist die gewöhnliche weitere Folgerung: was sich unterdrücken läßt, war kein wirkliches Talent!

Zu jeglicher Anlage gehört Gelegenheit. Die Gelegenheit ist das Glück und es sind eben nicht alle Menschen glücklich.

Ich bildete mir allerdings ein, Beruf zum Drama zu haben, trotz dem daß man überall von Monaldeschi nichts wissen wollte, und ich ging allerdings unbekümmert um die verachteten Exemplare des ersten Stückes an die Komposition eines zweiten. Aber ich möchte dies doch nicht für ein sicheres Zeichen des Talentes ausgeben. Ich glaube, man muß den Charakter des

Autors sehr in Rechnung bringen, wenn das Exempel nicht täuschen soll. Ein eigensinniger, hartnäckiger, leidenschaftlicher Charakter wird nicht so schnell eine begonnene Bahn aufgeben, weil man ihm den Erfolg abspricht. Wird es dann nicht oft bloß Stärke seines Wunsches sein, was er für Stärke seines Talentes halten will? — So viel Bescheidenheit oder Besonnenheit hatte ich doch, obwohl ich der Leidenschaftlichkeit meines Charakters nachgab und dem Drama durchaus treu bleiben wollte. Ich schrieb also das zweite Stück unter der Empfindung einer gewissen trotzigen Resignation. Schreib es für Dich, rief es in mir, für Deine eigene Genugthuung, Deine eigene Ausbildung! Der bloße Dilettantismus ist mir unter allen Umständen stets zuwider gewesen, es war mir also wie eine Pflicht gegen mich selbst: in der dramatischen Form jedenfalls über den bloßen Dilettantismus hinaus zu kommen. Durch öfteres Vorlesen war mir die Form des Monaldeschi an vielen Punkten zu sprunghaft und deshalb ungenügend erschienen. Diesen Mangel meinte ich durchaus in einem neuen Stücke besiegen zu müssen.

In dieser Stimmung fand mich die Aufforderung, welche die Intendanz des Berliner Hoftheaters in den Zeitungen erlassen hatte, die Aufforderung: Preisstücke einzusenden zu einem Kampfe. Und zwar Lustspiele. Es fehlte in Deutschland an Lustspielen, und durch ausgesetzte Preise sollte diese Gattung gefördert werden. Lustspiele! Trotz all' meiner Zuversicht hielt ich ein Lust-

spiel für die schwerste Aufgabe. Drei Viertheile der deutschen Schriftsteller kommen durch bloße Bildung zu dem Berufe der Schriftstellerei. Kaum ein Viertheil wird durch wirkliches Talent dahin geführt. Meine Hauptsorge war stets, ob ich denn auch wirklich Talent hätte, und das Gelingen oder Nichtgelingen eines Lustspieles schien mir eine entscheidende Antwort zu enthalten. Daß man namenlos und unter einem Heere von Mitbewerbern auftreten sollte, das schien mir besonders wichtig und interessant für Lösung der Frage. Eine Kommission, nicht bloß aus Theaterpraktikern sondern aus solchen und aus kundigen Männern überhaupt zusammengesetzt, sollte über den Werth der eingesendeten Stücke entscheiden. Das war es gerade was ich wünschte, weil ich meinte, die bloße Theaterpraktik sei zu beschränkt in ihrem Kreise des Wunsches und der Ansicht.

Warum versäumen es die reich ausgestatteten Theater in Wien und Berlin, öfter oder gar regelmäßig solche Preiskämpfe anzusetzen. Wie viel Fähigkeiten werden dadurch geweckt und gespornt! Einige Stücke für das Repertoir werden dadurch immer erzeugt, und wenn nur ein wirkliches Talent dadurch entdeckt oder aufgemuntert, wenn nur ein brauchbares Stück dadurch gewonnen wird, so ist ja die stets übermäßig angeschlagene Mühe des Lesens aufgewogen. Hundert mittelmäßige Stücke lesen zu müssen, was ist es neben dem möglichen Gewinne eines guten Stücks! Es ist ja das Amt einer solchen Commission und ein Amt besteht nicht aus

lauter Ergötzungen. Als Redakteur muß man allein und nebenher alljährlich ebenso viel Manuskripte prüfen, ohne ein Aufheben darüber machen zu dürfen! Das Schlechte ist rasch erkannt und beseitigt, das Zweifelhafte zu erwägen ist für Jedermann eine gute Uebung der Urtheilskräfte und auf Besseres zu stoßen ist immerdar eine Freude. Daß man am Ende doch oft etwas als belohnenswerth auszeichnen muß, was nur verhältnißmäßig auszuzeichnen und nicht wirklich ausgezeichnet ist, was thut das? Dem Erkorenen macht es doch Freude. Selbst die Tadler treibt es, durch bessere Schöpfung sich über das Urtheil zu erheben, und das Urtheil ist ja doch immer so abzufassen, daß es nicht das Unvollkommene für vollkommen ausgiebt.

Bei der steten Klage über die Armuth unsers Theaters, bei den politischen Hindernissen — politisch im weitesten Sinne des Wortes — welche wirklich dem Gedeihen unsers Theaters entgegenstehen, ist es unbegreiflich, daß ein so natürliches Förderungsmittel so selten und so dürftig in Bewegung gesetzt wird.

Wo willst Du den Stoff suchen? Zu welch' einer Gattung des Lustspiels wird er Dich führen? Welche Gattungen giebt es denn überhaupt? Oder hättest Du gar den Muth und die Verwegenheit eine neue Gattung zu versuchen.

Auf letztere Zumuthung konnte ich mir am wenigsten Rede steh'n, bevor ich über den Stoff einig war, denn der Stoff ist ja maaßgebend für die Form. Eins

nur wußte ich bereits mit Sicherheit: meiner Kraft und dem deutschen Theater sei es nicht angemessen, einen gründlich heiteren, das heißt einen an Gewicht der Spannung leichten Stoff zu wählen. Die Kunstsprache nennt das, was ich hier Stoff nenne, einen „Vorwurf," und in diesem ungeschickten Worte liegt das eingeschlossen, was ich hier ausdrücken will. Eine Brücke über den Abgrund dreier Stunden zu bauen, und die drei Stunden eben nur mit dem Bau der Brücke auszufüllen, das hielt ich nicht für die mir zustehende Aufgabe. Ich bin zu realistisch und die jetzige Welt schien mir zu realistisch für solche nur in sich selbst schwebende Arbeit, welche nur in der Dialektik sich selbst erzeugender Gegensätze ihr Dasein sucht, und unbekümmert bleibt um gemeine stützende Unterlage. Unsere stets sehr überschwengliche Kritik hat aber gerade diese abstrakte Gattung des Lustspiels immer vorzugsweise, ja allein angepriesen. Diese Kritik ist durchgehends von Literaten ausgegangen, welche zu eigener Schöpfung unfähig waren, und welche aus klassischen Beispielen immer nur das Geistigste auszogen, dasselbe wo möglich noch mehr vergeistigten und dann zum unerläßlichen Ideal stempelten. Des Aristophanes Komödien, denen eine damals geläufige Götter- und Staatswelt zur Unterlage diente, werden uns zur Nachfolge angepriesen, obwohl die Unterlage längst zerstört ist. Die Beziehungen welche ihrer Zeit wirksam gewesen, die Gröblichkeiten, welche im Freien mit gutem Gelächter verflogen sind, werden uns

als artige, nur ein Wenig zu ändernde Beihilfe dargestellt, obwohl die Natur derselben unserm Geschmacke wildfremd oder anstößig geworden ist. Was bleibt für die Nachfolge? Ein Schattenbild. Auch ein solches hat großen Werth, nur nicht denjenigen, welche der klassische Kritiker dafür in Anspruch nimmt neben moderner Schöpfung. Was sind uns Shakspere's Lustspiele angepriesen worden. Eine wahre Freimaurerei der Literatur hat sich um sie her gebildet, und wer nichts produciren kann, der producirt gewiß einen raffinirten Preis all der tiefen Absichten in diesem oder jenem Clown des grossen Briten, in diesem oder jenem derben Spasse, welchen der auch augenblicklicher Wirkung bedürftige Schauspieler Shakspere lustig hinaus ließ. Dergleichen Faselei hat unserer dramatischen Literatur positiv geschadet. Wir sind unserm deutschen Naturel nach ohnedies vor Nachahmung zu warnen; was kann entstehen, wenn auch die Arbeit sehr gemischten Werthes in all ihren Bestandtheilen angepriesen wird, weil sie von einem Genie ausgegangen ist, und nach einigen Jahrhunderten von Literaten bewundert wird, die keine Genies sind! Gott erlöse uns Shakspere von den übertreibenden Bewunderern! Es ist wahrlich an ihm so Viel zu bewundern, daß er ein Riese unter uns bleibt, auch wenn wir mit den Uebertreibungen manches richtige Wort des Preises beseitigten. Seine Kenntniß der Welt und Menschen, seine wunderbare Schöpfung von Charakteren, ja seine Weisheit kann uns durch keinen

Commentar verleidet werden. Aber seine Lustspiele könnten uns die Erklärer am Ende doch verleiden. Denn irgend eine maaßgebende Form der Komödie hat er für seinen reichen Witz nicht gefunden. Seine lebensvollste Figur Sir John Falstaff äußert sich am Glücklichsten als episodische Figur im König Heinrich, einem Schauspiele; in dem Lustspiele aber „die lustigen Weiber von Windsor" erstirbt Sir John, und die Lust dieses Spieles bleibt uns fremd und unlustig. Das ganz auf Lustigkeit anlegte „Loves labour's lost" besteht nur aus Witzreden, ist völlig ohne Inhalt und also kein Stück. Eine andere Gattung, zu welcher die „Comedy of errors" gehört, zeigt nur durcheinander gewürfelte Nachahmungen, besonders des Lateiners Plautus, und „Viel Lärmen um Nichts," obwohl Shaksperes bester Zeit beigemessen und gern das absolute Lustspiel genannt, bringt Tragisches und Komisches unverbunden dergestalt nebeneinander, daß Eins das Andere nicht nur nicht trägt oder hebt, sondern nur beeinträchtigt, und daß in solchem Episodenthum eben wiederum nur Charakteristik aber kein Stück gewonnen wird. Und so weiter in jenen Lustspielen. Nirgends ist eine siegreich eroberte Form der Komödie. Nirgends? Ei, da ist ja der „Kaufmann von Venedig," in welchem so unvergeßliche Züge des großen Genius noch manches Jahrhundert erschüttern werden! Dies heißt ja Lustspiel, und über die Vortrefflichkeit des fünften Aktes, als die ausklingende zauberische Aeolsharfe des Lustspiels haben wir

ja bis auf den heutigen Tag so viel Sinniges zu lesen gehabt! Gewiß, es ist gar lieblicher Reiz in diesem fünften Akte! Aber ich muß doch so unbescheiden sein, mir als dramatischem Schriftsteller einigen dramatischen Takt zuzutrauen, und ich gehe wie der alltägliche Parterreheld immer nach dem vierten Akte aus dem Theater, und lese später den fünften Akt wie man ein Nachspiel liest, und ich habe nur, wie im ersten Bande dieser Schriften erwähnt wurde, in Breslau eine kurze Zeit der phrasenhaften Nachbeterei gehabt, während welcher ich diesen fünften Akt als eine Krone des Lustspiels preisen mochte. Kein wirklicher Kenner des Drama's wird einen fünften Akt preisen, welcher nur ein mäßiges Nachspiel ist, und gerade hierbei hat die vor der Autorität stets auf den Knieen liegende Kritik, die ihr zustehende günstige Wirkung in eine direkt ungünstige verkehrt. Wie viel Autoren sind uns durch solchen erkünstelten Preis verführt worden, das wirklich Lebendige außer Acht zu lassen, und der leblosen Formel nachzustreben und Stücke zu komponiren, welche aller Wirkung bar und ledig bleiben. Der Befangene sieht eben den Wald vor den Bäumen nicht, kann das Einzelne, sei es noch so reizend, dem Ganzen nicht unterordnen. Das Episodenthum, die gefährliche Krankheit Shakspereſcher Komödie, liegt hier in seinem ganzen Umfange zu Tage. Allerdings hat Shylok nicht der Mittelpunkt des Stückes werden sollen. Er ist es aber geworden, weil er seiner Natur und seinem Handeln nach das

stärkste Interesse in Anspruch nimmt, ein Interesse, neben welchem am Schlusse des vierten Aktes jedes andere wie leichte Spielerei erscheint und dramatischer Oekonomie nach rasch und ohne vergeblich erstrebtes Aufheben erledigt werden muß. Was ist das für eine dramatische Kunst, welche das was Hauptsache geworden im vorletzten Akte beseitigt, und den der höchsten Steigerung bedürftigen letzten Akt mit dem ausfüllt, was nun Nebensache geworden ist! Lyrisch ausklingen! heißt die Entschuldigung, als ob das Lyrische im Drama mehr wäre als ein Hilfsmittel für den höheren Zweck und jemals Selbstzweck werden dürfte! Und um nicht der Entschuldigung zu bedürfen, hat man uns gar eingeredet, die so breit angelegten Liebes- und Freundschaftsverhältnisse hätten mit Fug und Recht noch einen Akt anzusprechen! Nach erledigtem Hauptinteresse darf alles noch so sorgfältig Vorbereitete kaum noch eine Scene ansprechen, so will es der Zwang und das Recht, welche dem dramatischen Gesetze inwohnen. Es war von gesunder Kritik zu sagen: dieser fünfte Akt ist an sich sehr schön, aber er ist als fünfter Akt nach der Katastrophe mit Shylok ein Fehler. Für die Darstellung endlich war er ohne große Schwierigkeit in eine Scene im Gerichtssaale zusammenzuziehn, und es ist unbegreiflich, daß dies noch Niemand gewagt hat. Er brächte einem Shakspersches Stücke einen lebendigen Abschluß und dadurch lebendigere Wirkung, und der literarischen Welt bliebe ja der gedruckte fünfte Akt un-

verkürzt, und wenn sie eine Zeit lang den Bann ausgesprochen über solchen Frevel, so würden ihr die gesunden Wirkungen der Opposition doch wohl endlich theilweise einleuchten und dem ganzen System der Erklärung eine freiere Wendung geben.

Aber das „Lustspiel" würde ja beeinträchtigt! Freilich; aber das liegt im Shakspersehen Stück, welches die furchtbare Welt des Shylok in sich aufgerichtet. Der abstrakte Begriff des Lustspiels erhält doch nur eine machtlose Sühne in dem letzten Akte, das Lustspiel selbst besteht nicht lebendig neben solcher tragischen Katastrophe. Und dies ist es eben, worauf ich hinauskommen will bei dieser Erwähnung Shakspersehr Lustspiele: die wahre Lustspielform ist nirgends in ihnen gewonnen. Die verschiedenartigen Elemente, welche diese Form allerdings verträgt, sind nicht zu heitrer Einheit bewältigt, sie haben ihren Werth für uns und zwar ihren großen Werth nur als Stücke zu Studien, nicht als Vorbilder, und die götzendienerischen Erklärer beeinträchtigen den immerhin großen Werth derselben durch den Götzendienst. Wahrscheinlich sind wir indessen auch hier an einem Grenzpunkte angelangt: die neueste Bearbeitung von Rapp und Keller zeigt sich in den Einleitungen schon bei weitem unbefangener.

War da kein Vorbild zu finden, wo wir — doch auch fälschlich! — kein Ausland entdecken wollen, wie steht es um die Spanier, die Italiener, die Franzosen, wenn namentlich in Sachen des Lustspiels die Heimath

immer zuletzt befragt werden soll? Dort bei den romanischen Nationen sind allerdings feste Formen der Komödie zu finden. Aber nicht für uns. Die alte Maskenwelt Italiens ist schon vor hundert Jahren in unserm Hanswurst unter uns begraben worden. Talente wie Goldoni's haben nichts der Rede Werthes in der Form gegründet und man fand noch vor wenigen Jahren Uebersetzungen von Iffland, Kotzebue, Skribe so einträchtig durcheinander auf den Theatern Italiens, daß eben von einer eigenthümlichen Lustspielwelt Italiens nicht mehr die Rede sein konnte.

Weit verführerischer erschien mir Spanien. Die „Mantel- und Degen-Stücke" sind mir noch heute von einem formellen Reize. Aber das Leben ihrer Form beruht doch zu sehr in einer Tradition und Convenienz des spanischen Adels- und Königthumes, als daß eine Wiederbelebung unter andern Umständen und Umgebungen möglich wäre. Die hastig rollende Intrigue darin, das Witzspiel des Geistes mit der Intrigue ist von Grund aus romanisch. Es ist nicht zu germanisiren. Leichter ist es schon mit einer späteren Form der Spanier, welche Schreivogel durch geschmackvolle Behandlung in der Donna Diana auch wirklich zur Geltung gebracht hat. Das „Lustspiel der Aufgabe" könnte es genannt werden Die Charaktere werden auf einige Wendungen des Geistes zurückgeführt, und durch Situationen, welche der Dialektik des Geistes entsprechen, an ein Vereinigungsziel gebracht. Das gilt wohl auch jetzt noch für artig, aber

die Armuth ist doch nicht wegzuläugnen, denn es handelt sich doch nicht um volles Menschenthum, und selbst in den Charakteren nur um ein privilegirtes Kämmerchen. Das Molièresche Stück steht damit in einem gewissen Zusammenhange, indem es, wie hier mit einigen geistigen Eigenschaften geschieht, einer bestimmten moralischen Eigenschaft das Privilegium einräumt.

Friedrich Halm, einem dogmatischen Inhalte des Stückes überhaupt zugeneigt, hat die Spanier noch fortwährend im Auge und neuerdings in „König und Bauer" eine sorgfältige Probe solcher Bearbeitung gebracht. Mir hat diese Probe nur bestätigt, daß in alten Schläuchen ein neuer Wein nicht schmackhaft darzubringen sei.

So blieben denn vom Auslande in der Lustspielfrage nur die Franzosen übrig, die bei der Kritik so übel angeschriebenen Franzosen. Hierbei trenn' ich mich keineswegs so weit von unserer Kritik als ich mich oben von ihr getrennt. Die Vorwürfe gegen die Oberflächlichkeiten und Fehler der Franzosen finde ich gar sehr gegründet, und ich räume auch ein, daß ihre Vorzüge vorzugsweise in Dem bestehen, was wir als Deutsche nicht eben brauchen können, daß sie also von unsern Literaten mit größter Vorsicht zu betrachten sind. Aber ich beharre daneben auch fest darauf, daß wir im Kritisiren derselben zumeist das Kind mit dem Bade ausschütten und daß wir Literaten, so wie die höheren Stände

Ueberschätzung treiben, vielleicht eben darum Unterschätzung predigen.

Den europäischen Wendepunkt für's Lustspiel, Molière, habe ich schon erwähnt. Ihm gegenüber ist unsere Kritik, durch Schlegel angeführt, so maaßlos anerkennend, wie sie andern Franzosen gegenüber maaßlos verwerfend ist. Molière behält großen Ruhm, auch wenn wir nicht in den Chor seiner Landsleute, in den absoluten Preis seiner Komödie einstimmen. Die geschlossene Form, welche er bildete, die solide Unterlage doktrinairen Charakterthums, welche er der Komödie gab, sind allerdings in der Kunstgeschichte von unsterblichem Verdienste. Betrachtet man ihn im Spiegel seiner Zeit, so gebühren ihm die höchsten Ehren. Betrachtet man ihn im Spiegel der wohlbegründeten jetzigen Anforderungen, so ist seine Armuth nicht zu verhehlen. Um eine Eigenschaft nach mehreren Seiten zu enthüllen, wird der ganze Organismus eines Stückes in Bewegung gesetzt. Das ist gewiß zur soliden Begründung einer Komödie der richtige Anfang gewesen. Aber es ist seit der Zeit über anderthalb Jahrhunderte lang an Ausbildung schöner Kunst gearbeitet worden, wäre denn in so langer Zeit keine weitere Ausbildung zu Stande gekommen? Gewiß ist das geschehen, und es wäre gar zu deutsch, wenn wir unsern Schriftstellern nicht einräumen wollten, daß sie in dieser Form nicht namhafte Erweiterungen zu Wege gebracht. Wahrlich, unser Lessing verdient nicht minder eine Statue! Seine

Hamburgische Dramaturgie ist nicht nur durch die vortrefflichen Urtheile ein unschätzbares Buch, sie ist es auch durch das Schauspiel eines wirklichen Baumeisters, welches sie gewährt. Diesem Baumeister Lessing zuzusehn ist mir ein unversiegbarer Genuß. Hier ist lebensvolle Kritik, Kritik ohne irgend eine angelernte Phrase, hier ist Wahrheit, Einsicht, Förderung. Es ist eigentlich auch eine leere Tafel um ihn her im Vaterlande: was auf dem Repertoir interessant ist, stammt vom Auslande, und doch ist er nicht einen Augenblick verblendet über Werth oder Unwerth des Fremden, und entwickelt uns immer geduldig, wie Viel von der Form, von den Wendungen als allgemein gültig und dauernd angenommen werden kann, und entwickelt den Landsleuten, was sie an eigenthümlicher Welt doch ja beibehalten und ausbilden sollen für die Bühne. Es ist heut noch das beste Dramaturgische was wir besitzen, weil es allein fruchtbar ist. Lessing wollte die Produktion wecken und unterstützen, deshalb verliert er sich nie in leere Abstraktion, nie in hohlen Preis oder Tadel.

Und er producirte auch selber. Minna von Barnhelm, das erste eigenthümliche, vaterländische Lustspiel, ist eine bewundernswerthe That. Man bedenke nur was es heißt: so auf leerem Raume ein einfaches und heimathliche Vergangenheit, ja fast die Gegenwart gedoch wirksames Lustspiel zu erschaffen! Die nächste schmackvoll hinzustellen als fünfaktige Komödie! Dauernde Gesinnungen und Standpunkte des Vaterlandes

die Seele eines Stückes bilden zu lassen, welches heiter ausgeln soll, einen Grund zu legen, an welchen Niemand gedacht hatte und welcher heute noch und immerdar der wahrhaftige Grund ist eines nationalen Dramas! Nicht auf eine Curiosität, nicht auf den engen Winkel einer besondern Eigenschaft baut er sein erstes Lustspiel, nein, eine mannigfache Welt im Kleinen erbaut er und in natürlichster und wohlgeschlossener Form!

Wie schmerzhaft, daß dieser erstaunliche Anfang so zerstreute Nachfolge fand! Das hat freilich, so wie wir die letzten achtzig Jahre jetzt übersehn, nicht wohl anders kommen können! Wir gewannen das Glück eines großen Aufschwunges in der Literatur, alle edleren und mächtigen Geister drängten hin nach den Höhen einer klassisch sich gestaltenden Literatur. Das Drama ist die schwerste weil reichste Form, es kam zuletzt an die Reihe, und das Lustspiel ist die Gattung des Dramas, welche zuletzt angebaut wird, welche übersichtlichen Standpunkt und Erfahrung und Behagen und günstig sich entwickelnde Zustände voraussetzt. In alle dem war uns das Glück nicht hold. Als die ernsteren Gattungen einen Höhepunkt erreicht in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, da wurde unser Vaterland vom Feinde unterjocht, und die Literatur flüchtete in künstlich gemachte Ideale. Wir erfanden die Romantik. Als der Feind vertrieben war, lähmte uns die Enttäuschung staatlichen Lebens die lustige Seele, und in Ermen-

gelung gesunder Regungen tändelten wir krankhaft in einer Romantik weiter, welche nun Manier wurde und nur manierirte Erzeugnisse bringen konnte. Eine verzerrte Welt hatte sich aufgethürmt zwischen uns und dem Lustspiele. Schwindsüchtige Lustspielereien, ja sie zeigten sich wohl, aber sie zeigten nur um so deutlicher, daß wir im wirklichen Boden des Vaterlandes nicht mehr wurzelten, wie Viel auch gerade vom Altdeutschthume gepredigt wurde, und sie zeigten endlich — und dies ist der Tod des Lustspiels — daß sich eine künstliche Literatur gebildet hatte, welche nur noch bei einer vorausgesetzten specifischen Bildung ihre Wirkung suchte, die Nation aber verloren hatte.

Verspottet sorgten einige Naturalisten für den unerläßlichen Bedarf des Theaters. Verspottet! In diesem Dunkel einer Kunstpoesie, in dieser Geringschätzung des Naturels hat Deutschland stets seine literarische Macht verhindert. Und doch haben wir nach Lessing nur durch solche Naturalisten einen volksthümlichen Grund und Boden für das heitere Schauspiel gewonnen durch Leute wie Jünger, Beck, Bretzner, Steigentesch, Schröder, Iffland und jenen unglücklichen Kotzebue, der leider so viel Lüderlichkeit mit sich führte, daß wir auch mit bestem Willen heute noch über die gerechten Vorwürfe gegen ihn stolpern, wenn wir zu seinen Vorzügen hindurch dringen wollen! Iffland war ohne Zweifel viel kerniger, aber er bedurfte zu schwerer Mittel, als daß er das eigentliche Lustspiel hätte anbauen können, und

Kotzebue hatte zu wenig Kern, als daß sein ergiebiges Talent ein dauerndes Lustspiel begründen gekonnt. An Talent gebrach es ihm wahrlich nicht, wohl aber an Charakter und demzufolge an Geschmack.

So entstand unser Repertoir ohne Stil, so entwickelte sich der traurige Zustand, daß wir jetzt in den Hauptstädten, welche auf der Höhe der Zeit stehen, wenig oder gar nichts mehr gebrauchen können von unserm alten Repertoir. Denn die Ausnahme, welche Wien bildet, finden wir nicht beneidenswerth, da wir sie nicht nur einem Ensemble guter Schauspieler, sondern einem genügsamen Sinne zuschreiben, auf dessen Ursprung wir gern verzichten.

Um so lebhaftere Aufmerksamkeit erregte uns das geistreiche Intriguenspiel, welches Skribe in Paris ausbildete, und welches ohne nationale Ausschließlichkeit und auch für uns einer eigenthümlichen Ausbildung fähig zu sein schien. Daß es dieser bedürfe, war bald ersichtlich. Technischer Mechanismus konnte uns nicht blenden über mangelhaften Organismus. Letzterer ist aber mangelhaft, wenn nicht Charaktere aus ihrer Innerlichkeit und Mannigfaltigkeit heraus die Entwickelung treiben und bedingen, wenn die Charaktere Figuren werden, bloße Figuren, mit deren bloßen Stellungen eine Schachpartie geführt wird. Wir sind nicht dergestalt Conversationsmenschen, daß uns ein Schachspiel genügendes Lustspiel wäre.

Wehe dem Armen, welcher aus solcher literarhistorischen Kritik heraus ein neues Lustspiel wirklich suchen wollte! Die Qual wäre nicht gering, und der Wechselbalg welcher entstünde nicht geringer. Das Obige ging mir wohl ungefähr so wie ich es da hergeschrieben durch den Kopf im Frühjahre 1842, als ich mit dem großen Postwagen durch das Erzgebirge hinauf fuhr nach der böhmischen Grenze zu. Ich wollte wie immer mit den Frühlingsvögeln nach dem Teiche Bethesda, welcher aus unterirdischen Quellen dem Leibe Anregung und Aufregung sendet zur Lebendigkeit für nächsten Winter. Von wirklicher Thätigkeit ist in Carlsbad nicht die Rede, der Geist wird da nur stoßweise erregt und gar bald im Stich gelassen von dem sich egoistisch ausdehnenden Körper. Solch eine Badesaison ist nur geeignet, Pläne zu fassen, zu beleuchten, zu verwerfen. Letzteres bleibt selber aus bei den wechselnden Stimmungen: was heute rosenroth erschienen, erscheint Euch morgen grau.

Ich hatte auch keine Eile: zum Herbste erst sollten die Stücke eingesendet werden, und ich konnte mit Muße wählen unter den Plänen welche sich darboten. An Plänen fehlt es ja nie, sie sind für uns privilegirte Projektenmacher jener Schatz, welcher hinter engen aber goldenen Gittern täglich vor unsern Augen ruht. Wir sehen den ganzen Umfang der Herrlichkeit, aber wenn wir sie uns aneignen wollen, da beginnt eine beschwerliche Arbeit. Es bedarf einer kleinen und

feinen Hand um zwischen den goldenen Gitterstangen hindurch zu kommen, es bedarf der Geduld, um gerade diese Perle oder jenen Edelstein, welche uns vorzugsweise passend dünken und welche uns deshalb besonders locken, mit den Fingern zu erreichen. Werthvolles schieben wir bei Seite oder gar in unerreichbaren Hintergrund, um eben diese Perle und jenen Edelstein zu erreichen, und haben wir uns Beides angeeignet, so sind auch damit die Bedingungen angenommen, welchen der Plan unseres Kunstwerkes unterworfen ist. Dann lebt die entscheidende Frage: ob unsere Kräfte diesen Bedingungen angemessen sind? sie lebt auf und wird von Tage zu Tage tyrannischer. Wir können nicht mehr zurück, wir können uns keine neue Hilfe mehr holen hinter dem goldenen Gitter, denn dort liegen nur Stoffe, unter ihnen haben wir gewählt, und die Verantwortung der Wahl wird nun von uns gefordert, die Verantwortung durch die Fassung.

In der Einleitung zum Monaldeschi habe ich eines Lustspiels gedacht, welches unter modernen Verhältnissen spielt und welches schon einige Jahre vor Monaldeschi geschrieben wurde. Dies kostete mich denn auch jetzt wieder Zeit und Aufmerksamkeit, weil ich mich damit beschäftigte, ob es nicht durch neue Zuthat wirksam zu machen sei. Man gesteht sich so ungern, daß eine Produktion unbrauchbar geworden, und doch ist es ein großer Gewinn, wenn man sich zu dem Eingeständnisse eines Verlustes fest entschließt. Das Ueberarbeiten und

Umarbeiten vergrößert nur den Verlust, indem es nie etwas Volles und Ganzes erwirkt und nur die zu neuer Schöpfung vorhandene Kraft und Zeit verschwendet. Es geht aber mit solcher Weisheit wie mit der Weisheit in Herzensangelegenheiten: Neigung verblendet immer wieder, und für eigene Werke haben wir doch einmal dieselbe blinde Neigung wie für unsre Kinder.

Gerade die modernen Zustände jenes Stückes, für Andere so empfehlend, entfernten mich wohl endlich von demselben. Ich sah, daß fünf Jahre schon hingereicht hatten, manchen Punkt darin zu verrücken und bedenklich erscheinen zu lassen. Dadurch ward meine Vorliebe für Stoffe aus abgeschlossener Geschichtsepoche nur bestärkt. Leider war ich aber auch durch die unbeschreiblich mannigfaltigen Hindernisse, welche ich bereits an unsern Hoftheatern kennen gelernt, gründlich abgeschreckt worden, mich in unsrer vaterländischen Geschichte nach einem Stoffe umzusehn. Wir erzählen gern die Geschichte vom spanischen Könige, dessen Kleid in Brand geräth und dem nicht geholfen werden darf bis der allein berechtigte Hofbeamte erscheint. Ist unser Drama solch ein ausgesetzter spanischer König, was ist erst unser Lustspiel?! Brand und Lebensgefahr fürchtet man ja bei gutem Muthe viel weniger als Gelächter. Und wie viel historischen Ballast hält man nicht leider für des Schutzes bedürftig, des Schutzes vor Gelächter! Ist es dem Autor da zu verargen, daß er eiligst den Kopf abwendet vor dem galanten Sachsen, vor des Herrn

von Pöllnitz Denkwürdigkeiten, und sich St. Simon, dem Herzoge von Richelieu, dem Touchard-Lafosse zuwendet?

Nicht bloß der leicht wirksamen Staatseinheit, nicht bloß der dreisten, geistreichen und allbekannten Sitten halber erscheinen in Deutschland so viel französische Stoffe auf der Bühne, nein, sondern darum, weil die deutschen Stoffe eine doppelt schwierige Censur zu bestehn haben. Ludwig den Vierzehnten und Fünfzehnten auf der französischen Bühne zu sehn ist dort so gewöhnlich und natürlich, wie es bei uns ungewöhnlich weil verboten ist, einen einheimischen Regenten auf's Theater zu bringen. Dadurch wird dort die Kunst in all ihren Beziehungen vorzugsweise französisch und deshalb mächtig, bei uns aber ausländisch und deshalb unmächtig.

Solch ein Gedankengang mochte es wohl sein, der mich bei einem Thema aus Frankreich haften ließ, bei einem Thema, welches wahrlich einem Lustspielthema nicht im Entferntesten ähnlich sah. Mitten unter älteren französischen Novellen haftete meine Aufmerksamkeit an einer gräulichen Geschichte, die mit Mord- und Todtschlag endigte. Es wurden darin Briefe gestohlen, welche ein Familienglück auf's Aeußerste bedrohen. Dies schien mir eine starke Axe des Hindernisses und der Gefahr zu sein, deren ein größeres Stück bedarf, wie man sich denn so leicht an einem erschrecklichen Bilde versieht und dann im immerwährenden Hinblick auf einen und

denselben Punkt links und rechts nichts mehr gewahren kann. Du wirst, dachte ich, die Motive des Diebstahls bedeutend machen, Du wirst an den glücklichen und unglücklichen Folgen mehrere Familien und sehr verschiedene Charaktere betheiligen, Du wirst den letzten Entscheid für die Intrigue der Pompadour in die Hände geben und dadurch das damalige staatliche Leben charakteristisch in den Hintergrund stellen, Du wirst einen Marquis, einen jener verwegenen, die Freuden des Lebens über Alles liebenden, den Tod nicht fürchtenden, eines heiteren Ausganges aber selbst um den Preis des Lebens bedürftigen Marquis in die Mitte stellen. Der soll sich wehren bis auf's Aeußerste mit all seinen leichten Waffen, und soll den blutigen Ausgang dadurch daß er ihn geschickt herausfordert in einen heiteren verwandeln. Pfäffische Frömmelei im Dienste der frivolen Pompadour soll dessen Gegnerschaft werden. Der Frechheit im Geistlichen soll die Frechheit im Weltlichen die Spitze bieten: diese Gegensätze sollen sich vernichten und eine unbefangene, dem französischen Umschwunge entgegen reifende Jugend soll die Frucht des Kampfes pflücken. So wirst Du im Pfaffenthume und im Staatsthume principielle Wendungen finden, welche auch heute noch von großer Bedeutung sind, und welche immer von Bedeutung bleiben werden. Du wirst allerdings eine verrufene Zeit schildern, aber eine Zeit voll Geist und eine Zeit, die in frecher Aufrichtigkeit einhergeht und ihre Gegensätze nirgends verhüllt. Du wirst allerdings in dieser moralisch

aufgelöſ'ten Zeit gewaltige Hinderniſſe finden für ein das ſittliche Gefühl befriedigendes Ende, aber die ſtolze Nobleſſe eines Marquis hat ja doch ritterliche Reſte, welche einen nicht verächtlichen ſittlichen Halt bieten, und Deiner Jugend bleibt ja das Recht, ſich feierlich loszuſagen von Sieg und Niederlage verfänglicher Grundſätze, und heiter zu ſein und zu wirken in der Entſagung. Dem Organismus des Stückes endlich ſind ja ſo große Hinderniſſe ein großer Gewinn: er kann nicht ruhn, bis ſie alle beſiegt ſind, er wird alſo auf das Stärkſte belebt, und die Frage der Form iſt hiermit auch ohne Widerrede entſchieden: dies ganze Thema bedingt ein Intriguenſtück.

Dies gab einen Drang, gab eine Unruhe, daß mein Brunnenarzt an den Wirkungen des Waſſers irre wurde; welcher Autor kennte ſie nicht dieſe beglückende Pein der Empfängniß! Sie erſchöpft ſich, und man geht weiter, als ob nichts geſchehen ſei. Die Gährung wird in einen ſcheinbar unbeachteten Winkel des Gedächtniſſes verwieſen. Dem Leben werden alle großen, ja alle kleinen Rechte wieder eingeräumt, Wochen und Monde vergehn, es ſcheint Alles vorüber zu ſein, und plötzlich ſprengt das fertig gewordene Weſen ſeine beſchränkenden Bande und wir ſind genöthigt, es heraus zu laſſen in die Welt, es iſt erwachſen und will und muß ſeine Lebensfähigkeit erproben. Iſt es bloß gewachſen? Ohne unſer Zuthun. So ſcheint es. Wir wollen uns vielleicht nur erinnern, daß wir hie und da beiläufig an einzelne

Theile oder an die Seele des Ganzen gedacht. Wir nicken vielleicht mit dem Haupte, wenn uns vorgeworfen wird: Ihr habt gar kein Verdienst bei Euern Schöpfungen, Ihr habt das Talent wie man eine Eigenschaft hat, zum Beispiel die Eigenschaft herzlich lachen zu können. Unabhängig von Euch arbeitet diese Eigenschaft in Euch und präsentirt Euch an einem schönen Morgen den ganzen Plunder, welchen Ihr Schöpfung nennt, und welchen Ihr dann oft noch schlecht genug auf's Papier hin niederschreibt nach dem Diktat der Eigenschaft —

Ich mußte es doch wohl genau behalten haben, daß die Berliner Commission die Einsendungen für den Monat Oktober verlangt hatte. Denn kurz vor Aufgang der Herbstjagd fing ich an niederzuschreiben, und nach jedem Akte fuhr ich hinaus auf die Jagd um mich zu erholen und neu zu sammeln, und als ich viermal draußen gewesen, und als fünf Wochen verflossen waren, hatte ich die folgenden fünf Akte des Rokoko geschrieben, und bildete mir ein, das sei nun gut und schön.

Mein eigenes Opus mußte mir wirklich ganz besonders gefallen, denn als ich Anfangs Oktobers eine neue Ankündigung der Berliner Commission zu lesen kriegte, und durch diese Ankündigung das Turnier in's neue Jahr hinausgeschoben sah, war ich sehr ingrimmig und beschloß, mein Stück ohne sonderliche Beachtung der Commission auf eigne Beine zu stellen und an die Theater wandern zu lassen. Trotz einigen Kopfschüt-

teils von Seiten der Meinigen, welche das Vorlesen des Stücks etwas betäubt oder verwirrt hatte, blieb ich so verliebt in mein Geschöpf, daß ich meinte: die deutschen Direktionen müssen es ihm ja auf der Stelle ansehn, daß es ein vollendetes Stück ist, und daß es ihr eigener Vortheil ist, dasselbe eiligst einzustudiren und darzustellen. Die Direktionen!

Für solche verliebte Zuversicht war das Hinausschieben des Berliner Termins allerdings ein verletzender Streich. Wenn das Stück nämlich auch jetzt noch den Richterspruch der Commission abwarten wollte, so verlor es die ganze, eben beginnende Theatersaison, da vor Ausgang des Winters der Richterspruch nicht erwartet werden konnte. Ich wollte aber die Saison durchaus nicht verlieren, und deshalb — verlor ich den Lohn des Stücks. Weil ich ungeduldig war, machte ich das Schicksal des Stückes zu einem unglücklichen. Unglück hatte dies Stück „Rokoko" von jener Stunde an. Dies ereignete sich folgendermaaßen:

Sauber abgeschrieben und zierlich eingebunden reis'te es mit der damaligen Eil- und Schnellpost im Monat Oktober nach Berlin, und ein Geleitsbrief von mir reis'te mit, welcher ihm ein Steckbrief wurde. In diesem Briefe sagte ich als anonymer Verfasser der Berliner Commission, daß ich für mein Stück nicht die eben begonnene Theatersaison verlieren möchte, wenn ich nicht einige Aussicht hätte, den Preis, oder doch einen Preis zu erhalten. Die Hinausschiebung des Ter-

mins nöthige mich zu dieser Vorsicht. Ich bäte also die Commission ergebenst, mein Stück innerhalb der nächsten acht bis vierzehn Tage zu lesen und — zu qualificiren, das heißt: auf's Ungefähre hin abzuschätzen, ob es angethan schiene, den Preis zu erhalten oder nicht. Im ersteren Falle würde ich auf die begonnene Saison und auf die Versendung des Stücks an die Direktionen verzichten, und mein mögliches gutes Glück abwarten. Im zweiten Falle ersuchte ich um Rücksendung des Stückes und um Ausschließung desselben von der Preisbewerbung.

Die Commission erwies sich gefällig und pünktlich: binnen acht Tagen hatte ich vermittelst der angegebenen fremden Adresse mein Stück wieder in Händen und dabei den Bescheid: es sei zu ernsthaft und habe deshalb wohl nicht die Aussicht, den Preis zu erhalten.

In dieser raschen Rücksendung und Antwort, welche ich leider selbst veranlaßt, schürzte sich der Schicksalsknoten für dieses „Rokoko."

Ich war gerade in lebhaftem Verkehre mit der Hofbühne zu Dresden, bei welcher eben die mehrmals verweigerte Aufführung Monaldeschi's vorbereitet wurde. Ich schickte also das saubre Manuskript sofort nach Dresden, und so viel ich mich erinnere hatte mir der Berliner Bescheid keinen sonderlichen Eindruck gemacht, weder einen niederschlagenden noch einen aufregenden. Ich war wohl schon daran gewöhnt, das Platzgreifen

eines neuen Stücks von unberechenbaren Schwierigkeiten umgeben zu sehn.

Um so überraschender war mir ein sehr schnell eintreffender Bescheid aus Dresden, und zwar ein erstaunlich günstiger. Das Stück ward unter reichen Lobeserhebungen sofort zur Darstellung angenommen, und zwar auf dringende Empfehlung des dortigen Dramaturgen, der mir sonst ganz und gar abgeneigt war. Dieser habe das Stück ein Meisterstück genannt. Wer war dieser Dramaturg? Ludwig Tieck. Ich traute meinen Augen nicht, und — erschrak. Die ganze Wahrheit zu sagen: ich erschrak, wie sehr ich mich freute. Ich freute mich natürlich über Lob, und freute mich darüber, daß der alte Herr so kräftige Unbefangenheit an den Tag gelegt, das Werk eines ihm feindlich gestellten Schriftstellers überschwenglich und rückhaltslos zu loben und zu empfehlen. Das Stück war mit meinem Namen auf dem Titel nach Dresden gegangen, es war an Tiecks bewußter Verläugnung der Antipathie gegen ein Mitglied des ihm verhaßten jungen Deutschlands nicht zu zweifeln und er widmete mir sogar einen langen Brief, in welchem er ausführlich auf das Lustspiel einging und es so ausführlich lobte, daß ich ganz beschämt stand vor so viel Lobe.

Was war denn da also zu erschrecken? Es fielen mir alle die Stücke ein, welche Tieck gelobt und empfohlen, alle die Stücke welche unpraktisch und wirkungslos gewesen, Stücke welche ich nicht loben gekonnt,

auch wenn ich abgesehn hatte von der mangelnden Theaterwirkung. Der ganze Gespensterschwarm deutscher Theorie, welcher das deutsche Drama seit dreißig Jahren so tief beeinträchtigt, der große Bann jener unlebendigen Kunstpoesie fiel mir auf die Seele und mit erschreckender Naivetät rangen sich mir die Worte aus der Brust: Mein Stück wird durchfallen auf dem Theater!

Bald darauf kam ich nach Dresden zu den letzten Proben für Monaldeschi, und besuchte zum ersten Male den greisen Herrn. Man weiß, daß er einen Hof von Verehrern und Bewunderern um sich hatte, und dieser Hof war damals gerade recht vollzählig und mit allerlei Repräsentanten aus fernen Ländern und Reichen versehen. Engländer zeigten ihre hartnäckige Bewunderung der anerkannten Autorität und zeigten desgleichen ihre großen Gliedmaaßen und ihre große Enthaltsamkeit in der Unterhaltung. Edelleute aus den Provinzen, welche nicht Junker heißen wollen, führten ihre geputzten Gemahlinnen herbei, dem wortkargen Dichter Verbeugungen zu machen, den vorlesenden Dramaturgen in bewundernder Haltung Stunden lang dermaaßen anzuhören, daß kein leichtsinniger Zweifel an ihrer literarischen Kaufähigkeit entstehen konnte. Pensionirte Autoren, die gewöhnt waren sich nur in Orakelsprüchen kurz zu äußern und die Debatte wie eine Frivolität zu vermeiden, standen in den Fensterbrüstungen und nickten Takt mit Haupt und Fingern, allerlei Nuancen dabei anbringend, besonders bei den Stellen alter Lustspiele wo gelacht

werden sollte und doch das Lachen nur angedeutet werden konnte theils des Anstandes halber, theils weil das Altkomische doch nicht zu roher Aeußerung treiben und nur die Einsicht befriedigen dürfe. Alte Damen bildeten einen durch Schweigsamkeit respektablen Chor, und der Sieg über den gemein nützlichen Strickstrumpf, welchen der Vorleser verabscheute, der Sieg des Höheren in der Literatur strahlte von ihren züchtigen Toiletten. — Ehe die Vorlesung begann ging es vorsichtig und leise einher wie in einer belletristischen Kirche. An den Namen einiger belletristischen Kirchenväter, an den Namen Shaksperes, Calderons, auch Holbergs fehlte es in keiner Gruppe, und mitten darunter ich bedenklicher Fremdling! Nicht doch! Ich war durch „Rokoko" eingeführt, Tieck hatte das Stück schon zu wiederholten Malen vorgelesen, ganz so vorgelesen wie einen andern geweihten Kanon der heitern Kunst, ich kam mir vor wie kanonisirt. Wenn ich aber an die verzweifelte Welt draußen dachte und an das Theaterpublikum, da wurde mir angst und bange um mein Stück. Dies Lispeln „Rokoko" hier und „Rokoko" da klang mir ganz so bedenklich wie das Flüstern der Langeweile in einem der Ungeduld anheim fallenden Parterre. Ich dankte also nicht bloß aus natürlicher Artigkeit für Tiecks gütiges Anerbieten, Rokoko diesen Abend wieder zu lesen, und bat um ein Stück von ihm selber. Er wählte den Blaubart.

Diese Vorlesung vollendete meine Verwirrung. Ich fand das Stück durchaus veraltet und machtlos, und

die Lobeserhebungen klangen mir wie hektisches Hüsteln an die Nerven. Und doch war Alles das, was mir Tieck den Tag darauf in einer langen Unterredung über mein Stück sagte, großentheils von einer Motivirung des Lobes, welche ich mit gutem Gewissen und mit Freuden annehmen konnte. Woher diese Widersprüche?

Sie erklären sich aus Tieck selbst und aus seinem schiefen Verhältnisse zum Theater. Er selbst ist ein Januskopf. Sein altes Gesicht stammt aus den angelernten romantischen Traditionen und Doktrinen, welche von Werth sind, aber nicht von dem absoluten Werthe, zu welchem sie eine überlebte Schule stempeln gewollt. Sein junges Gesicht stammt aus seinem gesunden und heitern Verstande, welchen ein unlebendiges Leben bis heute nicht hat zerstören können. Wie bedauerlich! Niemand ist so wie er auf Volksleben angewiesen gewesen vermöge seines muthwillig gesunden Naturels, und gerade er ist von früh auf an ein Schulleben, dann an ein Coterieleben und, als auch dies zu Grunde gehen mußte, an einen Coterieschatten gefesselt worden.

So ist er ein bloßer Kopf geblieben und keine Gestalt geworden. Welch eine Potenz hätte er werden können für unser Theater, und er hat nichts für das Theater zu Wege gebracht als verhöhnte Sonderbarkeiten und nichts als Klagen, welche, von Hause aus gerecht, allmählig in Uebertreibungen ausgeartet sind. Seine bloßen Verehrer, die eben großentheils weiter nichts waren als Verehrer, haben nur die Uebertreibungen nachge-

sprochen, weil diese am Vollsten und Nachdrücklichsten klangen, und haben somit ohne irgend ein Verdienst redlich beigesteuert, den Zustand der Verzweiflung an unserm Theater herbeizuführen, welcher so ganz und gar unmännlich und so tief verderblich war. Dieser produktiv unfähige Pessimismus hat unserm Theater so lange die Theilnahme der Gebildeten entzogen, als es für ein Zeichen exclusiver Bildung angesehen wurde, das deutsche Theater zu verachten. Ich erinnere mich genau, daß ich einst mit einem solchen exklusiven Zuhörer und Nachsprecher über dies zum anatomischen Theater heruntergebrachte deutsche Schauspiel mündlich ein Langes und Breites über dies Thema verhandelte. Dieser Herr hatte die Gelegenheit in Händen, die Leitung eines großen deutschen Theaters zu übernehmen und mit dieser Uebernahme alle ersinnliche Reform in's Werk zu setzen. Ich bat ihn denn, alle die Ausstellungen, welche bekanntlich bis zu Bemerkungen des Tacitus über deutsche Nation zurückgehn, aufzuzählen und in den Hauptpunkten festzusetzen. Nun kam das Register Tieckscher Aeußerungen, und darunter gewichtige, des reformirenden Zuthuns bedürftige und würdige Sachen, darunter aber auch ganz abgeschmackte weil todte Phrasen über englisches und sonstiges Theater überholter Jahrhunderte. Das Phrasenhafte weil Unorganische dieses Theils von Vorwürfen war leicht nachgewiesen und es handelte sich bald um zwei, drei Hauptpunkte, von denen aus eine organische Reform gedeihen, zwar nicht von heut zu

morgen, aber in einigen Jahren gedeihen könne. Dies ward zugegeben, und wir standen nun vor der Frage: Haben Sie nun Lust, das Werk zu beginnen? — Nein. — Warum dennoch nicht? Aus persönlicher Indolenz nicht? — Das war keineswegs der Grund. Der Grund lag durchaus in jener im bloßen Negiren untergegangenen Kritik, in einer Kritik, welche der nothwendigen Handlung gegenüber instinktmäßig empfindet, daß sie nur phrasenhaften, haltlosen Boden unter sich habe, daß sie jedes schöpferischen Keimes bar und ledig sei, daß sie nur in ewiger Wiederholung der hundertfachen Klage eine scheinbare Existenz führe. Der Grund war das unbehagliche Gefühl der Impotenz, deren Darlegung natürlich Jedermann vermeidet.

Göthe hat wahrhaftig in ruhiger Stille dem Ludwig Tieck tief in's Herz gesehn. Der schreckliche Vorwurf, welchen er so schrecklich ruhig gegen ihn beiläufig hinstellte, wie heißt er in unserer jetzigen Sprache? Dilettantismus heißt er. Damit ist Alles gesagt. Feiner, suchender Geist, Talent mannigfacher Art ist damit vereinbar, aber die zeugende Kraft, der schöpferische Wille fehlt, der männliche Ernst, die männliche That fehlen. Nur dilettantisches Wesen mag es mehrere Jahrzehnte lang in unmittelbarer Stellung zum Theater dergestalt mit dem Theater treiben, daß immer nur an Einzelnheiten geputzt, immer nur antiquarische Merkwürdigkeit gepriesen, Kuriosés versucht und nirgend ein bestimmter Gang zu einem Ziele praktisch eingehal-

ten, nirgends ein wirkliches Bedürfniß der Nation erstrebt werde. Auch wenn Letzteres mißlingt, so hat es größere und tüchtigere Folgen als wenn irgend eine jener Kuriositäten zu augenblicklichem Ansehen aufgeputzt wird. Denn es setzt doch wirkliches Leben in Bewegung und dieses wirkt weiter, während jenes Schattentreiben mit dem künstlichen Lichte verschwindet.

Welch ein Gegensatz zwischen Göthe und Schiller in Weimar und Tieck in Dresden! Dort eine kleine Stadt und kleine Mittel, aber Dramaturgen, welche Lebendiges gebären wollen, welche bei aller Bewunderung für Shakspere die veralteten Formen desselben rüstig umgestalten und mit dem jetzt wirklichen Leben zu beseelen trachten, welche mäßige Bühnenkräfte zusammen arbeiten in ein wirksames Ensemble und ein kräftig Vorbild der Bühne gewähren, den großen Theatern zur Beschämung und Nachahmung, kurz, welche Schaffenstrieb durchweg bethätigen. Hier eine viel größere Stadt mit viel reicheren Mitteln, aber ein Dramaturg, welcher an Einzelnheiten tiftelt, welcher den Buchstaben verwehrt und nur das Absonderliche betreibt, welcher eine stille Friedenszeit und eine hingebende Aufmerksamkeit nur mit einigen kritischen Bemerkungen zu beschenken weiß und am Ende nichts Thatsächliches hinterlaßt als ein Theater, welches von ihm nichts brauchen kann und von welchem er nichts wissen will. Dort eine mit Kindern gesegnete Ehe, hier eine trostlose Ehescheidung.

Man möge mich nicht mißverstehen. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß ein guter Theil der Vorwürfe Tiecks gegen unsere Schauspieler wohlbegründet, daß sein Tadel gegen schlechtes Sprechen und andere Fehler vollkommen gerecht, daß ein großer Theil seiner dramaturgischen Bemerkungen äußerst geistreich und beherzigenswerth sei. Wie könnt' ich das! Aber der Zusammenhang einem lebendigen Bedürfnisse gegenüber gebricht, die Energie der Produktion gebricht, und deshalb ist Dilettantismus entstanden, deshalb eine bloß bemerkende und am letzten Ende immer nur negirende, gründlich unfruchtbare Stellung. Seine Verehrer würden erschrecken, wenn man das Tieck'sche Theaterthum einen revolutionairen Conservatismus nennte, und doch kann man diese einander aufhebenden Worte zu richtigster Bezeichnung hier neben einander stellen, und das Resultat, welches gleich Null geblieben, bestätigt solche Charakteristik.

Ich drückte ihm damals mein Bedauern aus, daß er mit so entschiedenem Lustspieltalente begabt unserm Repertoir auch nicht das kleinste Stück geschenkt habe. „Ach", erwiederte er, „ich habe so viel Stücke angefangen und hundert Stoffe vorgehabt!"

Nun, und —

„Wir haben ja keine Schauspieler dafür!"

Auch damals hatten Sie keine? Man rühmt ja immer die alten — Sie selbst rühmen sie!

„Sie wurden damals schon schlecht!"

Entstehen sie denn aber nicht — die großen Genie's abgerechnet, welche auch uns schaffen helfen — entstehen sie denn nicht durch uns?

„Und dann das Publikum, welches nicht hören kann!"

Aus alle dem, was er über diesen unerschöpflichen Gegenstand sprach, geistvoll und interessant sprach, ergab sich mir klar und deutlich: daß er eigentlich nie eine praktische Absicht gehegt mit dem Theater, weder in Betreff eigener Hervorbringung noch in Betreff der Leitung. Antiquarisches Experimentiren ist sein ganzer theatralischer Inhalt. Ich verließ also bereitwillig dieses Thema und folgte ihm in andere Gegenden. Er sprach so einfach und naiv über Uebelstände moderner Literatur, daß ich mit Freuden seinen polemischen Andeutungen Auskunft zu geben suchte. Solche Auskunft war zu meinem Erstaunen überaus nöthig: wie tief er eingeweiht war in alte Literatur Englands und Frankreichs, so wenig unterrichtet war er über die moderne Literatur namentlich Frankreichs. Das Wichtigste kannte er nur vom Hörensagen und dies noch ungenügend und schief. Er war ganz erstaunt über meine Versicherung, daß da viel mehr Geist und Leben vorhanden sei als man ihm mitgetheilt und über meine Belege dazu. Wahrscheinlich seit Jahren zum ersten Male hörte er Schilderungen, welche ihm verbaut worden waren durch einen befangenen, nur seinen Sympathieen zusprechenden Kreis, durch einen Kreis alter

Frauen und Herren, welche nicht Interesse, nicht Bedürfniß, nicht Muth haben, über die ihm zur andern Natur gewordenen Lieblingsansichten und Wünsche hinaus etwas zu erwähnen oder gar zu behaupten. Was kann da entstehen, wenn Jahrzehnte lang immer nur für ein Paar Grundsätze unrichtig destillirte Beiträge herzugebracht werden! Ein Naturel wie das seinige, welches dem buntesten Leben so viel abgewinnen könnte, ist von jeher abgesperrt worden und hat doch von jeher dem lebendigsten literarischen Institute, dem Theater, Gesetze geben wollen! Was hat da anders entstehen können als unersprießlicher Widerspruch?! Dazu ein hartnäckiges körperliches Leiden, welches von der Theilnahme am mannigfaltigen Leben gebieterisch ausschließt! Er versicherte mich, daß er eigentlich seit vielen Jahren nicht einen Augenblick ohne Schmerzen sei. Das Alles zusammen mußte den schmerzlichsten Eindruck hervorbringen, und wie klar und deutlich ich auch empfand, daß ich als Kind einer ganz anderen Zeit und Ansicht nie eine nähere Gemeinschaft mit diesem verehrten alten Herrn hoffen dürfte, ich schied doch von ihm voll liebevoller Theilnahme. Rokoko war mir dabei ganz aus den Augen gekommen; ich wußte zu gut, daß es nur ein zufälliger Gewinn der erwählten Form sei, welcher dem Umkreise meines Stückes gerade hier so großen Beifall erworben.

Den kundigen Beurtheiler wird es deshalb auch nicht befremden, daß ich neben der Dankbarkeit für solche An-

erkennung eine ganz und gar von Tieck abweichende Richtung streng behaupten mag, und daß ich herb über seine literarische Leistung sprechen kann, ohne meine Hochachtung für seine Persönlichkeit zu beeinträchtigen.

Pikant und bedeutungsvoll bleibt es für mich, daß man in dem Tieck'schen Kreise Menaldeschi mit keiner Silbe erwähnte, daß dieser an demselben Tage aufgeführt, mit entschiedenem Glücke aufgeführt, dauerndes Repertoirstück wurde, und daß Rokoko, welches einige Wochen später folgte, trotz besonderer Protektion des Dramaturgen eine viel schwächere Darstellung und einen viel geringeren Erfolg fand, ja nach einmaligem Erscheinen wie ein Meteor verschwunden war.

Diese Darstellung unter so glänzenden Auspicien war das erste Debut des Stückes, und sie knickte ihm den Theatererfolg. Ich hatte sie nicht gesehn und hörte sie nur hinterher schildern. Von eigentlichen Proben nahm Tieck als Dramaturg keine Notiz, er las das Stück den Schauspielern vor und gab einzelnen Schauspielern, die fragen wollten, einige Rathschläge über Charakter und Vortrag. Das Entstehen des eigentlichen Theaterstücks blieb somit seinem Schicksale überlassen.

Eine vornehme Dame hatte das Stück unmoralisch befunden, und dieser üble Eindruck war auf der Stelle maaßgebend geworden: die verwaltende Behörde drückte nun ihr Erstaunen aus, daß Tieck etwas so Bedenkliches dringend habe empfehlen können, und verordnete, daß keine Wiederholung des Stücks stattfinden dürfe.

Die aufgeputzte Alltags-Journalistik erörterte mit tugendhafter Entrüstung dies Thema der Immoralität, und ich wurde in Theaterzeitungen wie der Urheber eines Verbrechens gestäupt. Das machte mir nun wohl keinen Eindruck, denn ich hatte im Schriftstellerleben schon hinreichend erfahren, wie beschränkt in diesem Punkte oft in Deutschland verfahren werde, und wie es oft genug vorkomme, daß die polizeiliche Deutung von Einzelnheiten die ästhetische Kritik in's Loch werfe. In Betreff Rokoko's fand ich die öffentlich erhobene Anklage zu abgeschmackt um auch nur ein Wort darauf zu erwidern. Hier wird Marquis, Baron, Abbé, Parlamentsrath und Alles was mit unmoralischen Motiven zusammenhängt gezüchtigt, und zwar wird jede Person an ihrer empfindlichsten Stelle gezüchtigt, von genialen Leuten wäre mir im Gegentheile der Vorwurf gar zu sorgfältiger Bestrafung nicht unerwartet gekommen — was sollte ich also zu so gröblicher, der Tendenz nicht gewachsener Anklage sagen?! Nichts.

Arnold Ruge, damals in Dresden lebend, erörterte Rokoko und dies Thema in den deutschen Jahrbüchern und zwar wurde diese Erörterung ein außerordentlicher Preis meines Stückes. Aber dies war ein Lob, welches ich mir nicht anrechnen mochte und auch jetzt nicht anrechnen mag. Es entsprang aus sophistischen Formeln, mit denen schwarz weiß und weiß schwarz zu machen ist. Ich läugne keineswegs, daß solche dialektische Geschicklichkeit manchen interessanten Grundsatz auch für

die Aesthetik festgestellt hat, aber sie bleibt uns doch immerdar nur eine Hilfswissenschaft, welcher mit großer Vorsicht zuzuhören ist, eine mechanische Hilfswissenschaft des Geistes. Ein Fechter derselben unterscheidet sich vom wirklichen Aesthetiker immerdar wie sich ein Automat unterscheidet von lebendig organisirten Menschen. Im Automaten können einzelne Fähigkeiten so ergiebig ausgebildet sein, daß mancher Mensch davon übertroffen wird, und was ist es dennoch neben dem Ensemble eines Menschen?! Was ist ein ausgerechnetes spitzes Urtheil neben dem Urtheile, welches aus der Mannigfaltigkeit eines organisch gegliederten Wesens stammt! Und nun gar in der Aesthetik, welche für sich eine vollkommene Harmonie der verschiedensten Eigenschaften und Fähigkeiten voraussetzt! Derselbe Führer einer dialektischen Kritik hatte kurz vorher eine sogenannte komische Novelle, betitelt „der Novellist", herausgegeben, welche zu seinem Vortheile ganz übersehn worden ist, und welche jeglicher Kraft bar und ledig die nichtigste Trivialität darstellt. Mit dem Formelkreise also hatte er auch die geringste Fähigkeit eingebüßt; was konnte mir ein Lob sein nach so todten Formeln!

Tröstlicher waren die Aufführungen des Stücks in Süddeutschland. Stuttgart ging natürlich unter Moritz' Leitung wieder voran. Dort wurde jede große und kleine Absicht des Drama's erkannt, gewürdigt und in wirksames Licht gestellt, dort war Sinn und Thätigkeit und Sorgfalt, wie der Autor dies Alles nur wün-

schen kann. Von dorther kam lauter freundliche und günstige Kunde. Auch in Mannheim erwarb sich das Stück einen Erfolg durch Theodor Döring, welcher die Rolle des Abbé meisterhaft spielen soll. Aber auch die Mannheimer hatten gesagt: „'s sind doch lauter Hallunken in dem Stück," und ein eigentliches Platzgreifen auf den Bühnen ward durch diese Erfolge nicht erreicht, das Stück gewann keinen Zug und Strom und kam weder hierdurch noch durch eine sorgfältige Aufführung in Cassel und durch eine schwächere in Wiesbaden über einen sogenannten **succès d'estime** hinaus. Die derbe Bemerkung der Mannheimer, an Gesundheit der norddeutschen Anklage auf Immoralität weit überlegen, machte mich aufmerksam auf einen wirklichen Fehler der Composition. Es ist nicht genug, ein Princip im Geflechte des Ganzen vertreten zu haben, die Vertretung muß auch einleuchtend und wirksam werden. Es ist nicht genug, etwas vertreten zu wissen, man muß diese Vertretung auch empfinden. Das hatte ich und hatte die philosophische Kritik offenbar übersehen. Ich verstärkte also sofort die Accente der Jugend, welche das unverdorbene Geschlecht darzustellen hat, und schöpfte wieder Hoffnung für das Stück, als mir die Berliner Intendanz im Gegensatze zu der ohne Weiteres ablehnenden Wiener die Annahme Rokoko's unter den schmeichelhaftesten Formen anzeigte.

Bald darauf kam ich selbst nach Berlin. Auf diese Stadt hatte ich von Hause aus alle Hoffnung für Rokoko

gesetzt, und in dieser Hoffnung hatte mich das ablehnende Vorurtheil der Commission nicht beirrt, das günstige Urtheil der Intendanz aber neu bestärkt! Hier ist ja, dachte ich, dasjenige Publikum in großer Zahl, welches mit geschichtlicher Bildung ausgerüstet die herbe Schilderung der Pompadourzeit zu würdigen, welches einem verwickelten Intriguenstücke zu folgen wissen wird, welches durch sein Naturel einem Verstandesspiele zugeneigt ist, welches seine modernen Abbés auf der Stelle erkennt, und welches endlich einen Seydelmann besitzt und feines, die scharfen Gegensätze graziös verhüllendes Spiel zu schätzen weiß. Wenn Rokoko hier nicht zur Wirkung kommt, dann ist es für's deutsche Theater verloren!

Und wie ward ich bestärkt in diesem Glauben ja selbst noch überrascht! Es kam der erste Preisrichter der Commission und machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich Rokoko nicht zur Concurrenz eingesendet! Sie seien in der größten Noth gewesen mit den eingesendeten Stücken und hätten doch durchaus Auszeichnungen und Honorare gewähren wollen. Rokoko wäre ihnen die willkommenste Erlösung gewesen, weil sie ihm mit gutem Gewissen den Preis zuertheilt hätten — Aber mein verehrter Herr — Es kam der zweite Preisrichter, und sprach desgleichen; es kam der dritte und sprach desgleichen!

Aber, meine Herren, ich hab' es ja eingesendet, und Sie haben es ja qualificirt und zwar abfällig qualificirt! Und nun erzählte ich den Hergang.

Keiner wußte etwas davon, Keiner hatte das Stück eher gesehn als bis ich's zur Aufführung an die Intendanz eingesendet. Meine übereilende Einsendung war offenbar von einem untergeordneten Geschäftsführer ohne weitere Anfrage erledigt worden, und ich hatte mir durch allzu drängende Betreibung den Preis verscherzt, damit aber auch sicherlich die Laufbahn des Stückes verdorben. Denn wenn auch ein unter Trompetenstößen erscheinendes Preisstück mißtrauisch angesehen wird, so wird es doch aufmerksam und wird überall angesehn, und wird vorzugsweise sorgfältig einstudirt, und hat unter allen Umständen einen großen Empfehlungsbrief voraus, welcher jedem Tadel Vorsicht und Gründlichkeit auflegt. Das Alles war mir verloren, weil ein Termin allerdings unpraktisch hinausgeschoben worden und ich ungeduldig gewesen war. Die Linie des Glückes ist schmal und ich war gleich beim Ausgange daneben gerathen: Rokoko blieb dem Unglücke ein für allemal anheimgegeben.

Seydelmann, welcher den Marquis spielen sollte, legte sich damals auf's Krankenlager, und die Aufführung mußte verschoben werden und blieb verschoben bis dieser mein geliebter Freund die Augen im Tode schloß.

Darüber verstrich ein ganzes Jahr, und das Stück hob sich unterdeß einigermaaßen durch eine Aufführung in Braunschweig. Hierbei gewann ich das erste Kennzeichen, worauf es bei diesem Stücke ankomme, wenn es nicht nur wirken, sondern auch günstig wirken solle.

Dies ist das Einstudiren im Allgemeinen und die Fassung der Rolle des Marquis von Brissac im Besondern.

Wenn man sagt, es komme bei einer Komödie so viel auf's Einstudiren an, so klingt dies allerdings fast trivial, denn Jedermann meint: es verstehe sich dies von selbst. Leider ist aber für unser Theater dieser Ausdruck noch nicht trivial. Und dies liegt an folgenden dauernd gewordenen Gebrechen:

Unsere Schauspieler nehmen durchschnittlich den Standpunkt von Genie's ein. Sie nennen sich zwar vorzugsweise Künstler, aber die ganze Technik des Künstlerthums ist ihnen zuwider, Vorbereiten und Arbeiten ist ihnen lästig, ja, sie geben es wohl für verdächtig aus, und halten es für eigentliche Genialität, sich Stück und Rollen nicht durch öftere Vorbereitung zu verleiden, sondern Stück und Rollen dem abendlichen Genius anheimzugeben. Allerdings wird allmählig dieser Unsinn, den Fleiß und Genius wie Gegensätze zu betrachten, altmodisch, aber er übt doch noch eine verderbliche Macht bei unserm Theater.

Zweitens ist selbst das fleißigere und bessere Einstudiren am deutschen Theater vorzugsweise ein äußerliches und mechanisches. Es strebt, selbst wenn ein guter Regisseur vorhanden ist, nur dahin, eine Fläche mit Figuren vollständig auszufüllen. Gelingt dies, und werden keine Lücken sichtbar, dann heißt dies ein gut einstudirtes Stück und der genugthuende Ausdruck sagt: es *gehe* gut. Fast unbekannt ist es geworden, daß

damit nur die angelegte Zeichnung erledigt sei, und daß es nun erst darauf ankomme, die harmonirenden Farben aufzutragen, Licht und Schatten sorgfältig zu vertheilen, kurz, ein wirkliches Bild hervorzubringen. Wem soll dies obliegen? Dem Regisseur, welcher so viel aus dem Groben vorzubereiten hat, welcher mitten in dem hundertfachen Detail der Technik von diesem Detail befangen werden muß, kann dies nicht zugemuthet werden. Wo ist nun aber der Mann an unsern Theatern, welcher nach drei Proben hinzuträte mit dem vollständigen Bilde des Stücks im Haupte, und nun die Lichter und Schatten anzeigte und hervorbrächte, welche nöthig sind, um die richtige Erscheinung des Ganzen zu bewerkstelligen? Wo ist der eigentliche Dramaturg, dessen Name so oft gemißbraucht wird? Er ist eine so große Seltenheit, daß er gar nicht mehr vermißt wird. Die Schauspieler selbst tragen redlich bei, daß sein Amt als Sinekure bezeichnet oder gar als ein störendes verspottet werde. Und der alltägliche Schauspieler folgt dabei einem ganz richtigen Instinkte der Ueberhebung. Er will nicht nur ein Mittel zum Zwecke sein, was er allerdings in deutlicherem Grade wird, wenn der Dramaturg über die Stellung des Schauspielers zum Ganzen verfügt und dessen beliebiges Vortreten oder Zurücktreten beseitigt. Durch diesen Mangel ist der beklagenswerthe Proceß entstanden, vermöge dessen die Erscheinung von Theaterstücken in Deutschland zu Stande kommt. Dies ist ein Bildungsproceß, welcher leider dem Verfah-

en eines Koches gleicht, wenn dieser eine Gallert anzu-fertigen hat. Die zusammenleimende Substanz wird ben darüber gegossen, und das nennt man probiren, nd wenn diese Substanz fest geworden, dann ist das Stück fest und reif, und kann präsentirt werden. Welche Stellung die Fleisch- und Knochenstücke zu einander ha-ben, das ist ganz gleichgültig, mehr als eine gut zu-sammengerennene Gallert wird ja nicht beabsichtigt.

Auf diese Weise werden bei uns die Stücke dutzend-weise vernichtet.

Was ich hierbei von der Aufgabe eines Dramaturgen angedeutet, ist allerdings nichts Leichtes. Der Autor selbst wird oft nicht, befangen von der Menge seiner geschaf-fenen Figuren, genau anzugeben wissen, welche Partie in stärkstes Licht gestellt werden müsse. Braunschweig hat einen poetisch durchgebildeten Dramaturgen in Karl Köchy; er war mir mit seinem Urtheile über Rokoko, mit seiner Beihilfe zu den Proben von den ersprießlichsten Diensten. Dazu fand ich in Herrn Kettel einen abgerundeten festen Schauspieler, welcher die gewonnene Ansicht, daß Rokoko mit dem Marquis von Brissac stehe und falle, vollkommen theilte, und welcher als praktischer Regisseur alles Erforderli-che mit großer Hingebung besorgte. Außerdem überraschte mich ein äußerst bereitwilliges, den anstrengendsten Proben sich hingebendes Personal, darunter Leute wie Schütz, welcher über Nacht die Rolle des Parlamentsrathes nicht nur übernahm, sondern auch gründlich vorbereitete, dar-unter ein hervorragendes Talent wie Hoppé, den ich

zum ersten Male sah in der Rolle des Abbé — ich durfte also unter solchen Umständen erwarten, daß das Stück annäherungsweise entwickeln könne was es als Theaterstück vermöge. Niemand war darauf neugieriger als ich selbst, denn ich hatte es noch nicht gesehn, und man tappt immer vielfach im Dunkeln bevor man die Versinnlichung erlebt, und ich besitze glücklicherweise das Vermögen, meinen eigenen Stücken ziemlich unbefangen und unparteiisch zuzusehn, so daß ich auf's Klare komme über das was wirkt oder nicht wirkt, was günstig oder ungünstig wirkt, und welchen Eindruck das Ganze macht.

Welchen Eindruck erhielt ich? Einen nur bedingt günstigen. Der äußerliche Erfolg war der Theatersprache nach ein vortrefflicher; aber um den handelte sich's bei meiner Frage natürlich nicht. Ich erfuhr, daß das Stück immerdar eine sehr schwierige Stelle auf dem deutschen Theater haben werde, und nicht bloß wegen der Schauspieler, nicht bloß wegen des Publikums, wenn auch besonders wegen des Publikums, sondern auch wegen seiner ganzen Struktur. Diese, das empfand ich deutlich, ist in ihren Spitzen und Winkeln unserm Naturel nicht entsprechend, sie wird selten die nöthige strenge Aufmerksamkeit finden, sie wird deshalb immerdar argen Mißverständnissen ausgesetzt bleiben, und wird niemals allgemeinen Beifall zulassen für die herb heitre Färbung einer unbeliebten Geschichtsepoche. Den augenblicklichen Beifall in Braunschweig hielt ich nur für einen erober-

en, erobert durch die Technik des Stücks und der Darstellung.

Ferner war ich über den Marquis von Brissac ganz auf's Reine gekommmen. Er muß nicht nur sehr gewandt dargestellt werden, er muß ganz und gar das Rückgrat des Stückes sein, das Rückgrat welches Alles hält und mit Lebenskraft versieht. Und Lebenskraft heißt hier im Stücke moralische Kraft. Wie? Dieser den Leichtsinn preisende Marquis eine moralische Kraft?! Ja wohl. Der Ehre Stolz ist sein moralischer Halt, und kann der Schauspieler diesen nicht eindringlich herausarbeiten aus den zerstreuten Scenen, dann fällt das Stück über ihm zusammen. Der deutsche Zuschauer muß durchaus in der handelnden Hauptperson diesen Halt finden, sonst verzweifelt er beim Anblicke dieser willkührlichen Welt. Denn die Tugend entschädigt ihn nicht hinreichend, weil sie sich passiv verhält im Gange des Stückes. Verzweifelt aber der Zuschauer im Lustspiele, so entsteht allerdings zunächst nichts weiter als Mißlaune, welche die leibliche Schwester der Langenweile, aber dies Schwesternpaar ist gerade hinreichend zur Vernichtung eines Lustspiels.

Diese Erkenntniß hatte darum etwas Niederschlagendes für mich, weil die befähigten Darsteller für solche vornehme Herren mit leichter Form und doch energischem Wesen immer seltner werden in Deutschland. Hängt dieses Seltenwerden zusammen mit der ganzen Zeitrichtung, welche eine unverkennbar demokra-

tische ist? Ich zweifle nicht daran. Es werden jetzt durchweg andre Fähigkeiten vorzugsweise ausgebildet als diejenigen, welche die großen Herren früherer Zeit zur Geltung brachten; und unsre Schauspieler fallen ja doch nicht aus dem Monde, sie erwachsen ja unter uns und unter den Sitten, Gewohnheiten und Neigungen, welche uns beherrschen. Hierin liegt es auch, daß so viel Stücke älterer Zeit nicht mehr ansprechen wollen: sie finden nicht nur ein anders geartetes Publikum, sie finden auch nicht mehr die zupassenden Organe in den Darstellungen.

Die Zahl der Marquis auf der deutschen Bühne erschien mir jetzt, da ich sie aufmerksam in's Auge faßte, erschrecklich klein. Zu meiner angenehmen Ueberraschung sah ich indessen einen solchen Grand Seigneur des Theaters ganz in der Nähe. Er führte und führt jetzt noch die Regie des unter Dr. Schmidt reformirten Leipziger Theaters. Sein Name, Heinrich Marr, ist rühmlich bekannt in der deutschen Theaterwelt, und seine Umsicht, sein Eifer, seine Energie bewährten sich bald anerkennungswerth bei den neuen Vorstellungen. Praktisches und tüchtiges Einstudiren, welches in Deutschland so vernachlässigt wird, zeigte sich unwidersprechlich. Unter solchen Umständen konnte Rokoko gute Aussicht gewinnen.

Aber das Personal war noch in der Bildung zum Ensemble begriffen, es war noch lückenhaft in wichtigen Fächern: ich mußte dem Komiker die schwere Rolle des

Baron von Gérard geben, es mußte der komische Liebhaber Herr Meirner, allerdings ein junger Mann von großem Theatertalente, die Rolle des Abbé übernehmen. Noch mehr der Uebelstände! Das Stück hatte durch seine einander widersprechenden Schicksale einen zweifelhaften Ruf zu bekämpfen, und der Autor desselben schrieb in Leipzig die Tageskritik über das Theater, hatte also alle nur ersinnlichen Ansprüche gegen sich erweckt. Denn wer sich immer vordrängen muß mit seinem Urtheilsspruche, an den macht man auch ungemessene Ansprüche. Kritisirst Du Alles, gleich viel ob milde oder nicht, so ertrage nun auch unsre schärfste Kritik! Deine Stücke sind uns die erwünschte Gelegenheit, Dir zu zeigen, daß Du selbst nur ein schwacher Mensch!

Diese Situation wird sich unter solchen Umständen überall wiederholen, denn sie ist zu natürlich. Der Kritiker kann und darf es nicht Allen recht machen, und muß also Widerspruch erwecken. Je weniger sich dieser geltend machen kann, desto kompakter häuft und wirft er sich auf Person und Werk des Kritikers. Natürlich! Es ist uns Allen unbequem und auf die Länge lästig, einen Einzelnen immer zu Gericht sitzen zu sehn. Wir mäkeln am Ende auch an Urtheilen, gegen die wir nichts einzuwenden hätten, wenn sie einmal von einem Andern ausgingen. Wir sind ärgerlich, einer scheinbaren Tyrannei verfallen zu sein. Gilt dies auch weniger vom großen Publikum, in einer literarischen Stadt gilt dies

doch von dem literarischen Theile des Publikums. Dies ist ganz mit Recht unwillig gegen den, welcher halb officiell immer vorsprechen darf, und dieser Theil des Publikums trägt seine Stimmung ganz von selbst über auf einen großen Theil des unbefangenen Publikums.

Es war also gar nicht verwunderlich, daß der Aufführung Rokoko's in Leipzig die sichre Kunde vorausging, es sei eine kompakte Opposition vorhanden, welche das Stück, wenn irgend möglich, beseitigen werde. Die Immoralität des Stückes sei die Fahne der Opposition. Nicht verwunderlich freilich! Aber der Uebelstand war darum nicht geringer, weil wir ihn voraus wußten! Ein so schwieriges Stück, ungewöhnlich besetzt, ein Lustspiel! und solcher Stimmung entgegengebracht! Außerdem einem streng bürgerlichen Publikum entgegengebracht, während für das Eingehn in diese Welt der alten Seigneurs ein ausgewähltes Publikum an einem Hoftheater nöthig schien!

So begann die Aufführung. Es blieb zwei Akte lang todtenstill im Hause. Der Opposition muß zur Ehre nachgesagt werden, daß sie nicht ohne Fug hervortreten mochte, und diesen Fug erwartete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Auch der größte Theil des dritten Aktes ging unter solcher Todtenstille vorüber, und dadurch gewann mein Stück den unschätzbaren Vortheil, daß auch die kleinsten Vorbereitungen in alle dem, was mehr oder minder zur Exposition gehört, aufgefaßt wurden, so daß die späteren Folgerungen ihre richtige Wir-

kung machen konnten. Man hört überhaupt ziemlich gut in Leipzig, jedenfalls besser als in vielen andern Theatern, aber hier bei Rokoko war diese todtenstille Aufmerksamkeit offenbar der Keim des großen Erfolges. Mit dem Schlusse des dritten Aktes brach die eisige Stille, und der ungewöhnliche Abbé, bei dessen erstem Auftritte man lachen wollte, wurde gerufen. Und nun nahm mit dem vierten Akte Herr Marr die Zügel des Stückes als energischer Marquis und fuhr es unter dem größten Beifalle bis in den Hafen des Schlusses. Es ward ein außerordentlich günstiger Erfolg errungen, und das Stück als dauerndes Repertoirstück begründet.

Nun wußte ich doch, was das Stück vermöge, und ging fröhlichen Muthes zu der Aufführung nach Berlin. Ja, mehrere Freunde waren des Sieges so versichert, daß sie ebenfalls von Leipzig nach Berlin kamen, um das Stück nun auch mit größern Mitteln wirksam zu sehn. Wir armen Narren, wir sind schön angekommen! Einmal sollte es diesem Unglücks-Stücke gelingen, eine Stadt zu erobern; damit hatte es seine Kriegsmittel erschöpft, und ich mußte mich bald mit dem Leipziger Erfolge dahin trösten: daß es doch nicht am Stück liege, wenn es nicht durchgreife.

Das erste Mißgeschick war die Nachricht, daß Regisseur Weiß, ein ächter Schauspieler aus der Schule des vortrefflichen alten Schmidt in Hamburg, noch schwach sei von schwerer Krankheit und mein Stück nicht in.

Scene setzen könne. Wie leid that mir das! Nicht blos weil er dies „Rokoko" stets geliebt — bei all seinem Schicksal ist es wie keins meiner andern Stücke von guten Schauspielern gepriesen worden — sondern weil ich ihn selbst liebe. Er ist so einfach, so brav, so gesund, so verständig in Wort, Spiel und Geberde. Er gehört zu der bürgerlichen Gattung deutscher Schauspieler, welche nichts Hohles sprechen können und welche sich streng unterscheiden von der leer deklamirenden Gattung, die in Berlin so oft und so lange ihr klingelndes Wesen getrieben und den Geschmack so sehr aufgehalten hat. Und doch ist diese bürgerliche Gattung weit entfernt von alle dem, was man als Philisterhaftiges bezeichnen mag in der Kunst mit dem Worte „bürgerlich." Weit entfernt! Sie bewahrt sich vor solchem Extrem durch große Frische. Wie liebenswürdig war zum Beispiele Weiß neben Seydelmann! Einem gewöhnlichen Schauspieler wäre dieser unbequem gewesen, weil er manche Rolle und so viel Ruhm in Anspruch nahm. Weiß aber bewunderte nicht nur Seydelmann, er liebte ihn, er hat den großen und schönen Sinn für ein gutes Ensemble. Und wenn ich nur einen Stuhl hinaustragen soll, ich muß mitspielen in solchem Stücke! hatte er mir ein Jahr vorher gesagt, und nun war unser Freund unter der Erde, und Weiß selbst hatte nicht die Kraft einen Stuhl hinauszutragen.

Zugleich erfuhr ich auch noch, daß mein Stück mit drei Proben expedirt werden solle, obwohl eine ganze

Woche vor uns lag. Der einzig noch übrige Regisseur müsse die Oper versehn, und drei, höchstens vier Proben seien ja genug. Diese Scheu vor Proben ist der Krebsschaden unsers Theaters. Halbgar werden die Stücke aufgetragen und verwüstet. Die sogenannte oben schon erwähnte geniale Gattung unserer Schauspieler, dies Entsetzen Serdelmanns, hat den oberflächlichen Glauben auferzogen, man verderbe sich Stimmung und Illusion durch zu genaues Probiren und genaue Vorbereitung sei Pedanterie. Diese falsche Genialität hängt genau zusammen mit jener Ansicht von Kunst, deren Ein und Alles gern in augenblickliche Begeisterung gesetzt wird. Diese soll nicht fehlen, aber sie soll auf reiflich vorbereitetem Grunde entstehn. Nur weil alle Kräfte gleichmäßig zusammenwirken, ist die Kunst so groß und mächtig.

Außer alle dem thut nun noch der republikanische Stil auf den deutschen Proben das Seinige, die Wirkung der Stücke aufzulösen. Ich komme hierbei nicht auf das zurück, was ich oben die „Gallert-Bereitung" genannt habe. Dies ist schon eine Stufe höher. Der Republikanismus, den ich hier vor Augen habe, bringt es nicht einmal bis zur Gallert. Hier ist gar kein Haupt vorhanden, welches die Einheit des Stücks erstrebte, sondern nur ein Regisseur als College der Spielenden, welcher lediglich die äußerliche Inscenesetzung betreibt und jeden Mitspielenden seinen beliebigen Beitrag anbringen läßt, wie und wo es diesem Mitspielenden an-

gemessen scheint. Je mehr nun alte selbständige Schauspieler vorhanden sind, desto mehr wird die Jedem eigenthümliche Virtuosität entwickelt ohne Rücksicht auf den bloßen Zusammenhang des Stücks, und es geht auch nur eine Kleinigkeit dabei verloren, nämlich das Stück. Das wird allmählig ganz hinausgespielt, bis nur noch die Herren und Damen So und So übrig bleiben. Daher die räthselhafte Erscheinung in Deutschland, daß dieselben Stücke an den verschiedenen Orten oft ein so total von einander verschiedenes Aussehen haben und so gründlich verschiedene Wirkungen machen.

Neuerdings ist es aber unsre deutlich genug dargethane Tendenz, das Schauspiel von der Virtuosität der Einzelnen zum Ensemble zu erheben. Was kann nun entstehn, wenn ein jetziger Autor auf solch eine Probe kommt um sein Stück in Scene zu setzen? Er findet die widerstrebendsten Elemente. Erstens ist man weit entfernt davon, dem deutschen Dramatiker die Fähigkeit der Inscenesetzung zuzutrauen oder zuzugestehen. Mit dem banalen Begriffe deutschen Dichters verbindet man die Vorstellung von Lyrik und unpraktischem Idealismus. Zweitens hält man die herkömmlichen Handgriffe für das vollständige Abc der Theaterwissenschaft, und findet Neuerungen darin geradezu lächerlich. Schon Schauspieler, welche davon abweichen wollten, wie Seydelmann, erweckten mürrische Opposition; Autoren, welche auf Eigenthümlichkeit dringen, erwecken den größten Widerwillen. Die in Frankreich herrschende Idee, der Autor

sei und bleibe die Hauptperson und habe alle wesentlichen Bestimmungen zu treffen, diese Idee, welche das französische Theater stets in Frische erhält, sie ist bei der Schauspielermehrzahl in Deutschland unbekannt, und der Mangel an praktischen Dramaturgen nährt diese dem Drama und dem Theater tödtliche Vorstellung. Unter Dramaturgen denkt man sich einen philosophischen oder poetischen Theoretiker, der seine wahrscheinlich überflüssige Aufgabe durch Vorträge zu lösen habe, auf dem Theater selbst aber nicht nur entbehrlich, ja geradezu störend sei.

Obwohl ich keineswegs theoretisirte, sondern nur das lebendige und wo möglich harmonische Ganze vertrat, so erlebte ich doch nicht minder solches Widerstreben, weil ich mein Interesse standhaft und ohne Berücksichtigung der zehn verschiedenen Ansichten und Vorschläge vertrete. Der Autor weiß doch am Ende, was er mit seinem Stücke will, und kann nicht zehnerlei Fremdartiges eindringen lassen. Es war indessen doch nur ein Hauptakteur, der unumwunden erklärte, er lasse sich nicht unterbrechen und wolle nicht auf den Autor hören. Wohl denn! erwiederte ich ihm, dann wird das Stück nicht gegeben!

Und dieser Akteur hatte unglücklicherweise den Marquis zu spielen, und meine Unterbrechungen rührten eben daher, daß er ihn in lauter kleine Fetzen zerzupfte, und von obigem „Rückgrat", welches in dieser Rolle entstehen soll, sich himmelweit entfernte. Mir

stand also wirklich, wie ich mit mathematischer Gewißheit wußte, das ganze Stück auf dem Spiele.

Wir nahmen unsre Mäntel und die Probe schien beendigt zu sein. Unterstützten die übrigen Mitglieder diesen Aufstand, so waren wir fertig. Das ruhige Benehmen der übrigen Mitglieder unterstützte mich aber, und der Marquis nahm seine zu probirenden Worte wieder auf. Leider!

Die neue Probe belehrte mich, daß mein Zuthun hier ganz unnöthig, weil unmächtig. Der Marquis beharrte auf seinem Ballspiel mit der Rolle, und ich hatte nur zu beklagen, daß ich das Stück nicht bei der Scene am Tage vorher zurückgenommen. Für die kleineren Rollen, welche das gute Herz und die bessere Zukunft darstellen, auf welche der Zuschauer mit moralischer Genugthuung blicken soll, war ich außerdem noch hier schwächer ausgerüstet als in Leipzig, was konnte das Resultat sein? Warum scheute ich auch das Aufsehn und den Schein von zu großer Anmaaßung, und wiederholte nicht officiell: Nein, unter solchen Umständen wird das Stück nicht gegeben! Ich hatte Unrecht, diesen Schein nicht auf mich zu nehmen: man muß sein Eigenthum für kostbar halten, wenn man es einmal auf offenen Markt bringt.

Das Charakteristische hierbei war noch, daß jener Marquis sich fortwährend hoch und theuer verschwor, wir müßten außerordentliches Glück machen mit dem

Stücke, sonst gäbe es ja keine Schauspielkunst mehr! Nun, er ist belehrt worden, aber auf meine Kosten.

Der Abend der Vorstellung kam, und brachte ein überfülltes Haus. Aber zugleich ein unruhiges Haus, welches die Exposition zum großen Theile nicht hörte oder doch überhörte. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit, unbekannt, total unbekannt im kleinsten Theater des Auslandes, ist das Allerniederschlagendste für den Autor in Deutschland. Man kommt spät, man kommt zu spät, man setzt sich geräuschvoll zurecht, man begrüßt hierhin, dahin, man orientirt sich erst im Hause, man fragt diesen Nachbar, man fragt jenen Nachbar, man bringt die Gläser in Ordnung, man sieht endlich auch nach der Scene, und wenn da nicht gleich etwas Apartes vorgeht, so sieht man wieder anderswohin. Und die sogenannten Habitués an den Rändern des Saales sind die schlimmsten! Geselliges Hinbringen, Gewohnheit für einige Abendstunden ist ihnen das Theater; von innerem Antheile, von irgend einer Andacht ist nicht die Rede. Ich saß am Rande des Parquets und konnte mein eigen Stück absolut nicht verstehn. Mein Nachbar fand die Geschichte schon bei der ersten Scene langweilig und drückte das so vielfach und wortreich aus während des ersten Aktes, daß er am Schlusse desselben nicht eine Idee hatte von dem, was da eben vorging. Was Idee! Ich will mir amusiren! sagte er ungerlich lachend, und da ihm dies denn natürlich auch im zweiten Akte nicht gelang, so ging er verdrießlich

nach Hause. Er hatte aber am Schlusse des ersten Aktes den Komiker applaudiren helfen, also, da er von Sinn und Zusammenhang nichts wußte, den Komiker an sich. Dieses Applaudiren von einem großen Theile des Hauses bestürzte mich noch mehr. Nirgends geschieht dies, wo das Stück mit Aufmerksamkeit angesehen wird. Das Bißchen Komik des Bedienten, welcher den Akt schließt, ist eine Nebensache, und ein innerlich theilnehmendes Publikum ist viel zu sehr mit Schürzung der Intrigue beschäftigt, als es dafür eine so lebhafte Aeußerung haben könnte. „Das Stück ist verloren, wenn dies Symptom nicht trügt", flüsterte mir einer der Leipziger Freunde zu, „man wirft sich oberflächlich auf das Episodische und hat die Schlüsse zum Ganzen nicht ergriffen!" — Und so war es. Das Stück fristete sich von Einzelnheiten, von Aeußerlichkeiten, und das sich äußernde Publikum saß drei Stunden lang vor den verschlossenen Thüren eines Stücks, es muß sich eigentlich bitter gelangweilt haben. Das Berliner Publikum! Ich habe die Güte bewundert, daß man nach solcher Marter noch Laune hatte für einzelne Scenen und am Schlusse noch hervorrief. Denn auch die zweite Hälfte des Stückes, welche der Marquis zu tragen hat, ward von diesem ganz der weisen Probe gemäß in lauter Flitterchen verpufft. Für mich war's eine entsetzliche Pein. Ich wäre auch gewiß hinausgegangen, wenn ich nicht unter allen Umständen das Ausreißen für tadelnswerth hielte. Das Ganze war für

mich eine verlorene Schlacht, mit dem leidigen Troste es vorausgesehn und vorausgesagt zu haben, und jeder Akt war ein neuer Kugelregen, welchen ich wehrlos aushalten mußte. Was hilfts, sich zu sagen: es ist nicht Deine Schuld, Truppen und Terrain lassen Dich im Stiche! Man fragt doch nur nach dem Resultate, und selbst diejenigen, welche das Stück aus der Lektüre kennen, erhalten jetzt eine andere, eine ungünstige Vorstellung davon und kommen zu der Ueberzeugung, daß sie sich beim Lesen geirrt. Dies ist die Qual des Theaters: das Objekt bleibt nicht dasselbe, es wird je nach Schauspielern und Publikum verändert. Und diesem ganzen großen, mir so wichtigen Publikum Berlins ist der Glaube nie wieder zu benehmen, dies Rokoko sei kein gutes Theaterstück. Er ist ihm nicht zu benehmen, selbst wenn ich es morgen mit vortrefflichen Schauspielern vortrefflich aufführen lassen könnte in Berlin. Ein erster Eindruck ist nicht zu verwinden, und zur richtigen Würdigung eines Stücks gehört nicht nur eine Bühne, sondern auch ein Publikum.

Die anwesenden Leipziger brachten mich wohl über den ersten Aerger hinweg durch ihren Jubel, welcher das anspruchsvolle Berlin verhöhnte, und durch ihren Hinweis, daß sich ja doch das Stück unter den schwierigsten Umständen erprobt hätte. Aber die Traurigkeit konnten sie mir doch nicht verscheuchen, die Traurigkeit über das deutsche Theaterwesen und das Berliner im Besonderen. Berlin ist ja doch die Hauptstadt! Und

hier ist nur Hilfe möglich, wenn eine Reform in Haupt und Gliedern eintritt; mit Gewinnung einiger großen Talente ist's gar nicht mehr gethan! Für das Publikum strenge Diät, damit Sammlung und Ruhe entstehe, für das darstellende Personal eine schonungslose Sichtung und ein überwiegender Zufluß von Jugend, welche noch Begeisterung und noch keine falsche Prätension und Manier hat, für die vorbereitende Technik strenger Ernst und Andacht um jeden Preis, und — ein regierender Geist. Nur dann sind die im Personal vorhandenen guten Elemente in werthvolle Geltung zu setzen. Das Alles bedürfte aber einer ungewöhnlichen Vollmacht, und bedürfte einer Vorbereitung, welche wenigstens ein ganzes Jahr und eine unerschütterliche Energie in Anspruch nähme. Mit dem bloßen Wechsel der Intendanz wäre hier gar nichts gewonnen. Ein neuer Cavalier brächte neue Kleinigkeiten und das wäre Alles. Technische Leitung, gründliche und strenge allein kann helfen und sie würde zunächst darauf bestehn, daß das Schauspiel völlig getrennt würde von der Oper. Die jetzige Gemeinsamkeit, die Wurzel erschreckender Verwirrung und Zerstreuung, ist eine chronische Krankheit geworden. —

So entwickelt sich romanhaft Entstehung und Schicksal eines Stücks. Ein Autor, der nicht eine gute Dosis Selbstvertrauen oder wenigstens breite Schultern und tüchtige Lebenskraft besitzt, bleibe fern vom Theater, wenigstens vom Lustspiele. Wir sind ein fast grämliches Volk. Wir lachen über die Posse und schimpfen hin-

terher auf die Dummheit, welche uns zugemuthet wer-
den sei; wir wollen eine gediegene Verwickelung der Ko-
mödie, und schelten doch und brummen, wenn uns die
Anlage eine strenge Aufmerksamkeit zumuthet!

Mir war die Lehre aufgenöthigt worden, einfacher
zu komponiren und Reizmittel aufzusuchen, welche dem
Publikum näher liegen. Und wenn ich in einem spä-
teren Stücke diese Lehre befolgt haben werde, so wird die
Kritik ihre Geißel gegen mich schwingen, und mir zu-
rufen: Du verwirfst Dich und machst unwürdige Con-
cessionen! Muth und Geduld gegen Uebertreibung auf
der einen und gegen Uebertreibung auf der andern Seite,
Muth und Geduld um jeden Preis, wenn man die dra-
matische Laufbahn verfolgen will!

Das will ich; und guter wie schlechter Erfolg soll
mich belehren, aber nicht irre machen.

Wo Unglück ist, da ruhen ja auch immerdar Feh-
ler auf dem Grunde; man wird sie diesem unglücklichen
Rokoko schon in die Ohren rufen.

Das folgende Stück übergebe ich dem allgemeinen
Publikum und der allgemeinen Kritik also nur mit ei-
ner einzigen uneingeschränkt günstigen Empfehlung: mit
der Empfehlung, welchen der Erfolg in Leipzig bildet.
Was an einem Orte und an diesem Orte dauernd zu
bewirken gewesen ist mit einem Stücke, das muß doch
wohl eine nicht unwesentliche Eigenschaft des Stückes
sein. Ich verdanke diesen Trost zu großem Theile der

eifrigen und einsichtigen Regie, und dem vornehm tapferen Spiele des Herrn Marr, welcher ein ächter Marquis Brissac ist vom Scheitel bis zur Zehe. Er hat das Stück einmal zu vollen Ehren gebracht, und ich versuche hiermit, ihm dadurch zu danken, daß ich dies vielgeprüfte Rokoko ihm widme.

Rokoko.

Luſtſpiel in fünf Akten.

Dem Oberregisseur

des Leipziger Stadttheaters

Herrn Heinrich Marr

gewidmet.

Personen.

Der Marquis von Brissac.
Der Baron von Gérard.
Herr von Didier, Parlamentsrath.
Prosper von Didier, dessen Sohn.
Der Chevalier Victor von Victor.
Der Abbé von der Sauce.
Herr Remy, Advocat.
Die Marquise von Pompadour.
Die Baronin von Gérard.
Melanie, deren Tochter.
Monsieur Gavotte, Tanzmeister.
Tulpe, Diener des Marquis.
Dominique, Diener der Marquise.
Ein Polizeiofficier.
Ein Unbekannter.
Diener, Polizeisoldaten.

Ort und Zeit der Handlung: Versailles unter der Regierung Ludwigs XV.

Erſter Akt.

Zimmer bei der Marquiſe von Pompadour mit einer großen Mittelthür und links eine Seitenthür. Es iſt glänzend erleuchtet und man hört in der Ferne Muſik.

Erſte Scene.

Dominique (öffnet die Mittelthür; es erſcheint die) Marquiſe (mit dem) Chevalier (an der Schwelle).

Marquiſe (wendet ſich noch einmal nach rückwärts, grüßt mit dem Fächer und ſagt).

Adieu! Adieu!

(Dann tritt ſie ein mit dem Chevalier. Dominique wartet an der Thür, die er zugeſchlagen hat. — Die Marquiſe und der Chevalier gehen bis in den Vordergrund.)

Marquiſe.

Sie wollten auch fort, Chevalier, ganz wie ein gleichgültiger Fremder!

Chevalier (ſich verbeugend).

Die Frau Marquiſe gaben das Signal zum Aufbruche. —

Marquiſe.

Sie ſind unverbeſſerlich! Für die Menge gab ich's — à propos, Dominique! Herr von Didier, der

Parlamentsrath, möchte die Güte haben, noch einen Augenblick zu warten, ich habe ihm etwas mitzutheilen, und der Abbé von der Sauce desgleichen. (Sie macht Dominique eine Handbewegung; er geht ab.) Setzen wir uns, ich bin ermüdet. (Der Chevalier setzt zwei Lehnsessel in die Mitte.) Wenn der König so lange, wie heute, bei der Gesellschaft bleibt, da hat man gar so angestrengt zu sorgen: die Langeweile summt wie eine Fliege um ihn her, und wenn man nicht immerfort wedelt und wehrt, so sitzt sie auf ihm, ehe man sich dessen versieht. (Sie setzen sich.) Ach ja, Chevalier, Sie sind ein glücklicher Mensch! Sie lassen sich das Leben nicht anfechten, Sie fechten es an.

Chevalier.

Wofür wäre ich Soldat, Frau Marquise!

Marquise.

Und wie gern zögen Sie den Degen gegen die beiden Herren, die ich da eben bestellt habe, nicht wahr?

Chevalier.

Was hälfe mir der Degen gegen einen Parlamentsrath und einen Abbé?

Marquise.

Aber gegen den Sohn des Parlamentsrathes, den schönen Prosper! Seien Sie ruhig, Chevalier, in diesem Punkte bin ich Ihre Verbündete. Der schöne Prosper soll Ihre Milchschwester nicht heirathen, das paßt nirgends. Ist Ihnen das nicht genug?

Chevalier.

Die Frau Marquise sind für mich die Gnade selbst.

Marquise.

Die Gnade selbst! Gnade ist ein Wort, daß ich alle Tage hundertmal höre. Sprechen Sie mit Fräulein Melanie von Gnade? Sagen Sie mir, Chevalier, das Mädchen ist wohl pedantisch erzogen? Die Mutter ist so über die Maaßen larmoyant und fromm, und ich glaube, der Abbé verdirbt sie noch alle Tage mehr.

Chevalier.

Aber die Frau Marquise sind ja selbst eine Gönnerin des Abbé's!

Marquise.

Ach, lieber Chevalier, das hat andere Gründe! Meine Haushaltung braucht wunderliche Gewürze. Diese halb jansenistische, halb jesuitische Richtung einiger Weltpriester hat für uns einen gewissen Werth, weil die übrigen Abbé's den Kirchenglauben in Mißcredit bringen. Wie wollen Sie das französische Volk regieren, wenn diesem Volke nichts mehr heilig ist?

Chevalier.

Glauben Sie denn, daß die Gleißnerei dieses Sauce die Würdigkeit des Glaubens befördert?

Marquise.

Gleißnerei! Wer wird so harte Worte wählen! Schelten Sie doch nicht gegen Ihren eigenen Vortheil

Der Abbé ist so sehr, wie Sie, gegen die Verheirathung Ihrer Freundin.

Chevalier.

Und aus welchen Gründen?

Marquise.

Was kümmern Sie die Gründe, wenn das Ziel Ihnen willkommen ist! Ist's Ihnen nicht genug, daß er nicht auch das Mädchen heirathen will?

Chevalier.

Weil er sie nicht heirathen kann.

Marquise.

Wie? Chevalier, Sie sind thöricht mit Ihren verliebten Augen für diese Melanie! Sehen Sie sich doch um, die Welt ist viel reicher, als Sie sehn wollen! Sind Sie denn wie ein deutscher Junker, dem ein Paar Mädchenaugen die ganze Welt sind? Sie haben die schönste Laufbahn vor sich, nur müssen Sie zu gehn wissen. Ihre Tapferkeit bei Fontenoy hat es vergessen gemacht, daß Ihr Familienursprung dunkel ist; Sie fliegen in der Armee von Stufe zu Stufe; der König will Ihnen wohl; wenigstens sorgt man dafür, daß er Ihnen wohl wolle; er giebt Ihnen vielleicht in Kurzem ein Regiment, und wenn Sie zu leben und Farbe zu wählen wissen, wer weiß, ob nicht in der Folge ein Marschallsstab für Sie bestimmt ist.

Chevalier.

Mein Gott, wie wäre das möglich in einer Zeit,

welche den Kriegsmann verkümmern und versauern läßt in flitterhafter Friedenständelei!

Marquise.

Sprechen Sie nicht voreilig! Der junge König von Preußen erregt Europa; unsere Armee kann über Nacht Marschordre bekommen. Und brauchen wir denn das ordinaire Schlachtfeld, um ein Talent zu erkennen und zu befördern? Leben wir nicht wie zur Zeit der ritterlichen Minnesänger? Ein Madrigal, ein geschickter Feldzug mit Damen kann Sie zum Helden stempeln. Ist nicht hier in Versailles alltäglich Gelegenheit, Kriegskenntnisse zu üben? Aber eine Verbindung mit Fräulein Gérard wäre freilich das Ende des Anfangs. —

Dominique (tritt ein).

Marquise.

Was ist?

Dominique.

Der Herr Parlamentsrath von Didier läßt sich entschuldigen: dringende Geschäfte riefen ihn ab; und wenn die Frau Marquise ihm nicht sogleich erlaubten, seine Aufwartung zu machen, so müßte er für den Augenblick auf die Ehre verzichten —

Marquise.

Ein pünktlicher Parlamentsrath — er möge kommen! (Dominique ab. Die Marquise steht auf, desgleichen der Chevalier.) Tief in der Nacht dringende Geschäfte! Diese Herren von der Robe wollen nicht höflich werden! Er soll noch warten und bitten lernen!

Zweite Scene.

Didier. — Die Vorigen.

Didier.

Die Frau Marquise möge einem Geschäftsmanne verzeihen —

Marquise.

Sie haben keine Zeit?

Didier.

Der Morgen graut, Frau Marquise; ein Paar Stunden Schlaf sind einem alten Manne unentbehrlich, welchem ein Tag voll wichtiger Pflichten bevorsteht: um neun Uhr ruft mich die Session und um zwölf Uhr die Verlobung meines Sohnes.

Marquise.

Mit Fräulein von Gérard?

Didier.

Mit Fräulein Gérard.

Chevalier.

Heute schon?

Didier.

Der Baron von Gérard hat mir eben beim Weggehen mitgetheilt, daß Alles vorbereitet sei.

Marquise.

So?

Didier.

Und was hätten mir die Frau Marquise zu befehlen? (Kleine Pause, während welcher die Marquise ihn und den Chevalier fixirt.)

Marquise.

Oh, eine Kleinigkeit, welche Sie nur noch eine Minute aufhalten soll, da Sie keine Zeit haben. — Sie sind auch schläfrig, Chevalier!

Chevalier.

Nichts weniger als das!

Marquise.

Aber Sie müssen ausschlafen — also auf Wiedersehn! Empfehlen Sie mich dem Herrn Marquis von Brissac, und drücken Sie ihm meine Verwunderung aus, daß er mit seinem Schützlinge Melanie so schnell verfahren ließe. Adieu, Chevalier! (Sie reicht ihm die Hand. Er küßt sie und geht ab.)

Dritte Scene.

Marquise. — Didier.

Marquise (geht einige Male schweigend hin und her, dann klingelt sie und sagt zu dem eintretenden Dominique).

Ist außer dem Abbé Niemand mehr da von der Gesellschaft?

Dominique.

Niemand weiter, gnädige Frau Marquise.

Marquise.

Welche Zeit ist es?

Dominique.

Es wird Tag, gnädige Frau Marquise.

Marquise.

Die Musik soll aufhören. (Sie winkt ihm mit der Hand, Dominique verbeugt sich und geht ab. Sie geht schweigend hin und her. Als die Musik aufhört, setzt sie sich.) Ich habe Ihnen zu sagen, Herr Parlamentsrath von Didier, daß die Verlobung Ihres Sohnes mit Fräulein von Gérard nicht gern gesehn wird.

Didier.

Wie? Und darf ich fragen, warum, und von wem sie nicht gern gesehn wird?

Marquise.

Warum? Das weiß ich vielleicht nicht. Von wem? Das liegt wohl nahe genug, wenn ich es Ihnen mittheile.

Didier.

Vom Chevalier Victor? Das glaube ich wohl; er wäre lieber selbst der Bräutigam.

Marquise.

Herr Parlamentsrath von Didier, ich bin nicht die Botschafterin des Chevalier von Victor, und Sie befinden sich hier im Schlosse zu Versailles.

Didier.

Wie?

Marquise.

Sie verstehen mich jetzt?

Didier.

Nein.

Marquise.

Er also selbst sieht diese Verlobung nicht gern.

Didier.

Er?

Marquise.

Er.

Didier.

Wer?

Marquise.

Sind Sie ein Rath, und rathen so ungeschickt? Oder wozu stellen Sie sich so unkundig? Ich will Sie nicht länger aufhalten, da Sie keine Zeit haben.

Didier.

Was Sie da andeuten, Frau Marquise, ist für mich betrübend, kann aber meine Handlungsweise in nichts ändern.

Marquise.

Wirklich?

Didier.

Dem Könige von Frankreich gehört mein Kopf, mein bürgerliches Herz und meine Arbeit; meine Familie aber, und was sie betrifft, gehört mir.

Marquise.

So? Trägt Ihr Sohn nicht auch bereits die Gerichtsrobe?

Didier.

Ja, und er ist bereit, zu leisten und zu opfern was dieses Kleid mit sich bringt und heischt. Aber nicht seine Robe, nicht der Staat, nicht sein König mischen sich in die Wahl einer Gattin.

Marquise.

Und das wissen Sie so genau?

Didier.

Frau Marquise —

Marquise. (aufstehend).

Es thut mir leid, daß Sie sich so lange den Schlaf entziehen lassen — die Session beginnt um Neun, und schon wird es Tag. Der König wird sich bei Ihnen entschuldigen müssen, daß er durch seine Gegenwart die Assemblée in die Länge gezogen hat.

Didier.

Ich habe die Ehre, der Frau Marquise mein Compliment zu machen!

Marquise.

Schlafen Sie wohl, Herr Parlamentsrath von Didier! (Er geht ab; sie klingelt, Dominique tritt ein.) Den Herr Abbé. (Dominique ab.)

Vierte Scene.

Abbé von der Sauce. — Marquise.

Marquise (sich setzend.)

Es wird schwer werden, Abbé, die Kleine für uns

zu erhalten. Wie ich gefürchtet, läßt sich dieser Robenmann nicht einschüchtern, pocht auf sein bürgerliches Recht, und pocht darauf, daß wir den Eclat scheuen werden, die Heirath gewaltsam zu hindern. Und er hat Recht: wir können das nicht; man muß nicht muthwillig böses Blut machen, es bildet sich dessen von selbst alle Tage mehr. Was thun? Der Chevalier wie der junge Didier sind beide nicht die Ehemänner, welche unserm Zwecke förderlich wären, und doch hat sie unser Herr heute Abend wieder mit großem Vergnügen gesehen, und mir beim Weggehn aufgetragen, sie convenabel zu verheirathen, lieber heut als morgen. Was thun? Ich bin glücklich, daß er sich für etwas interessirt; es gelingt selten genug, hier aber sind die Maßregeln gar zu schwierig, es sind mächtige Familien, und der verwegene Marquis von Brissac steht ihnen bei.

Abbé.

Die Verbindung mit Didier will ich wohl hindern, wenn die Frau Marquise mir freie Hand lassen, und mich im Nothfalle hinterher schützen wollen.

Marquise.

Warum sollt' ich nicht! Um einen passenden Bräutigam zu finden, müssen wir erst den unpassenden los sein.

Abbé.

Und unpassend ist er, denn er gehört zu den freigeistigen Familien, welche den Glauben untergraben, den Zustand der Gnade verhöhnen, und unser Land verwandeln in das Land Babylon. —

Marquise.

Wenn's Ihnen möglich ist, Herr Abbé, so erlasse Sie mir diese Sprache Ihres Handwerks. Ich bi nicht fromm genug dafür, und Sie sind ja gescheit genug, wie andre ehrliche Leute zu reden.

Abbé.

Ganz wie die Frau Marquise befehlen.

Marquise.

Charmant! Sie sind also doch noch Herr Ihre Leierkastens — es ist mir nur unerklärlich, Abbé, wi Sie mit solchen altmodischen Redensarten etwas üb die Leute vermögen, und selbst über gescheidte Leut nicht bloß über alte Betschwestern, wie Ihre Baroni Gérard. —

Abbé.

Ich kann Ihnen das nicht sagen, Frau Marquis.

Marquise.

Warum nicht? Schwatzen Sie getrost aus d Schule, ich verrathe Sie nicht.

Abbé.

Ich kann's Ihnen nicht sagen, weil Sie's nic verstehn würden. — Sprechen die Frau Marquise arabisch

Marquise.

Gott soll mich behüten!

Abbé.

Nun, die Frömmigkeit ist Ihnen, wie die arabisch Sprache: es fehlt Ihnen dafür an allen Anfangsgrün den; Sie kennen nicht einmal die Buchstaben.

Marquise.

Da haben Sie vollkommen Recht, und ich bin auch nicht begierig darnach.

Abbé.

Das wird schon kommen.

Marquise.

Davor bewahre mich der Himmel!

Abbé.

Da sind die Frau Marquise schon beim ersten Buchstaben: der erste Buchstabe heißt Furcht.

Marquise.

Furcht?

Abbé.

Furcht Gottes!

Marquise.

Sie irren sich: Furcht vor dem Teufel!

Abbé.

Wie Sie befehlen, Frau Marquise, das bleibt sich gleich. Bei jedem Schritte, bei jedem Athemzuge hat der Mensch etwas zu fürchten; das Leben ist unerträglich peinlich, wenn man es nicht in höhere Hand befohlen hat.

Marquise.

Ich fange an zu fürchten, daß Sie aus einem klugen Abbé ein bloß frommer Priester geworden sind.

Abbé.

Wodurch habe ich verdient, daß Sie es bisher bezweifelt haben?

Marquise.

Wodurch Sie's verdient haben? Durch Ihr lustige Leben und Ihren guten Kopf.

Abbé.

Ich habe Beides schon lange abgebüßt.

Marquise.

Das thut mir leid. Sie sind also jetzt ehrba und —

Abbé.

Und beschränkten Geistes für die Dinge dieser Wel

Marquise.

Ich gratulire. Ei, ei! Ich bin und bleibe ab von dieser Welt, und muß nun die vielen Pläne, d ich mit Ihnen vorhatte, allein oder mit andern Gehü fen ausführen.

Abbé.

Frau Marquise schließen zu rasch —

Marquise.

Sie werden nun wohl nächster Tage sich in's Kl ster zurückziehen?

Abbé.

Keineswegs, mein Beruf ist, unter den Weltkinder zu wirken.

Marquise.

Armer Abbé! Mit einem beschränkten Kopfe werde Sie da nicht viel ausrichten. Es ist schade um Si — leben Sie denn wohl, denn wir passen nicht meh

zusammen, da ich das schlimmste Weltkind bin und zu bleiben gedenke. Wünsche Ihnen viel Gnade, Herr Abbé!

(Steht auf und geht.)

Abbé.

Die Frau Marquise haben mich mißverstanden. —

Marquise.

Ich werde Ihre Possen immer mißverstehen, wenn Sie dieselben auch mir gegenüber versuchen wollen! Bis wann sind Sie im Stande, das Verhältniß aufzulösen zwischen Fräulein Gérard und dem jungen Didier?

Abbé.

Bis heute Abend.

Marquise.

So schnell? — Kennen Sie das Mädchen so genau? Sie stocken?

Abbé.

Die Verhältnisse kenne ich genau, und weiß sie aufzulösen.

Marquise.

Und ohne Aufsehen?

Abbé.

Ganz ohne Aufsehen.

Marquise.

Wie viel brauchen Sie dazu?

Abbé.

Tausend Louisd'or.

Marquise.

Folgen Sie mir. (Geht links ab, der Abbé verbeugt sich und folgt ihr.)

Verwandlung.

Zimmer beim Marquis von Brissac. — Es ist Tag. — Das Zimmer ist tief und hat an der Hinterwand drei Thüren. Die mittlere davon wird nur durch einen Vorhang gebildet, hinter welchem später das Bett des Marquis sichtbar ist. Der Vorhang ist an den Seiten aufzustecken, und das Bett ist unmittelbar dahinter. Im Hintergrunde links, nahe an der linken Thür der Hinterwand steht ein verschlossener Schrank. Rechts im Vordergrund ein Toilettentisch und offener Schreibtisch dicht neben einander. An der rechten Seite eine Eingangsthür.

Fünfte Scene.

Tulpe (tritt leise ein und arrangirt ohne das mindeste Geräusch Alles, was zur Toilette nöthig; er spricht leise). Es ist ein Frieden, wie in der Kirche, so lange er schläft. (Er sieht sich um, und droht nach den Bettvorhängen.) 's wird wieder ein schöner Tag werden; die ganze Nacht hat er gepraßt und gespielt und 's Geld verspielt, und mein armer Leib wird wieder den Verdruß ausbaden. (Mit etwas lauterer Stimme.) Gott soll mich strafen, wenn ich — (leiser sprechend und sich umsehend) st! das länger aushalte. In die Kirche geht er das ganze Jahr nicht, mich mißhandelt er alle Tage, und der Herr Abbé hat Recht, daß er zu den vornehmen Sündern gehört,

die man betrügen und vernichten muß. Ich hab mir's überlegt: wenn er mich heute wieder maltraitirt, so thu' ich's! Oh, (er ballt die Faust nach hinten) ich hasse Dich gründlich — (man hört hinter dem Vorhange husten — Tulpe horcht) Heiliger Antonius, er wird mich doch nicht gehört haben! (Pause) Ich habe alle Stöcke 'naus geräumt, damit's doch nicht gleich beim Aufstehen, das immer die schlimmste Zeit ist, eine ordentliche Schlacht geben kann, sondern höchstens ein Scharmützel von Ohrfeigen und Püffen. Alles laß' ich mir gefallen, wenn ich muß, aber das Stoßen mit dem Fuße, wie ich unsere Hunde stoße, das macht mich rabiat. Warte nur, sterben mußt Du doch einmal!

Sechste Scene.

Der Chevalier (tritt hastig ein). — Tulpe.

Chevalier.

Schläft der Herr Marquis noch?

Tulpe.

Um aller Heiligen willen, Herr Chevalier, sprechen Sie leise oder er schlägt uns todt, mich wenigstens.

Chevalier.

Weck' ihn auf! Ich hab' ihm etwas Wichtiges und Eiliges zu sagen.

Tulpe.

Da müßt' ich doch verrückt sein; ich darf ihn nich wecken, wenn der König selber kommt — gehen Si mit mir hinaus, ich will's Ihnen erklären, Sie sin das Leisesprechen doch nicht so gewohnt wie ich —

Chevalier.

So will ich ihn selber wecken!

Tulpe.

Sie ruiniren mich, Herr Chevalier! Ich darf j Niemand in dies Zimmer lassen, wenn er mir nich alle Knochen im Leibe zerschlagen soll!

Chevalier.

Laß mich los, Du übertreibst, der Herr Marqui ist ein so guter Herr —

Tulpe.

Ja, gegen Sie! Außerdem, Herr Chevalier, wen Sie was von ihm wünschen, so ist dies der ungün stigste Augenblick! Wenn er aufwacht, ist er wie ei brummiger Bär gegen Jedermann, wenn er aufgeweck wird, ein brüllender Löwe.

Chevalier.

In der That?

Tulpe.

Gott und ich (auf seinen Rücken fühlend) wissen da am Besten!

Chevalier.

So will ich schreiben! (Er setzt sich an den offene Schreibtisch.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. — Der Abbé (erscheint, während der Chevalier schreibt, an der Thür).

Tulpe (eilt auf ihn zu und macht ihm lebhafte Gesticulationen, daß er sich entfernen möge). Warten Sie einen Augenblick — treten Sie in die Thür rechts!

Chevalier (wendet sich halb um).

Was ist? Erwacht er?

Tulpe (stellt sich vor den Abbé).

Im Gegentheil, er fängt an zu schnarchen — sprechen Sie doch nur um 'ne Terz leiser, ich sterbe vor Angst.

(Sobald der Chevalier wieder schreibt, deutet Tulpe dem Abbé mit heftigen Zeichen an, zurückzugehen. Dieser schüttelt den Kopf und zeigt fragend auf die linke Thür in der Hinterwand. Tulpe macht eine Bewegung der Unschlüssigkeit und sagt ganz leise:)

Das ist zu gefährlich!

Chevalier (schreibend).

Was sagst Du?

Tulpe (tritt zu ihm, während der Abbé auf den Zehen nach jener Thür schleicht und dahinter verschwindet).

Ich fragte, ob Sie bald fertig seien?

Chevalier.

Ja. Gieb ihm dies Billet, wenn er seine Chocolade getrunken hat; sag' ihm, ich sei hier gewesen, ich sei in Verzweiflung, hörst Du?

Tulpe.

Ja, ich kenne das!

Chevalier.

Was?

Tulpe.

Die Verzweiflung.

Chevalier.

Den Teufel kennst Du! — Lieber Tulpe, besorg' mir's ordentlich, ich bin Dir dankbar dafür. Adieu! (ab.)

Tulpe.

Adieu! — Das ist der beste von der ganzen vornehmen Sippschaft, drum ist 's auch nicht richtig mit seiner Abstammung. „Lieber Tulpe" sagt keiner von ihnen. Diesem jungen Herrn thu' ich auch zur Noth einen Gefallen, und ich glaub's mein Lebtag' nicht, daß der Marquis sein Vater sei.

Achte Scene.

Abbé (den Kopf aus der linken Hinterthür steckend). — Tulpe.

Abbé.

Ist er fort?

Tulpe.

Ja, leise — leise!

Abbé (zu ihm in den Vordergrund kommend).

Wohin führt die Thür aus jenem Zimmer? (Er deutet auf das, in welchem er gewesen.)

Tulpe.

Auf eine kleine Treppe, und diese führt in den Hof. Sie können da hinaus.

Abbé.

Wie lange schläft der Sünder?

Tulpe.

Bis gegen die Mittagsstunde.

Abbé.

Das Leben der Verworfenen!

Tulpe.

Ja, wenn der nicht in die Holle kommt, dann giebt's keine!

Abbé.

Lästre nicht, sie ist ihm sicher, ihm und sämmtlichem Gelichter von Marquis und Baronen. Es ist unsere Schuldigkeit, sie durch allerlei Unglück darauf vorzubereiten.

Tulpe.

So?

Abbé.

Hast Du besorgt, was ich Dir aufgegeben?

Tulpe (auf den Schrank blickend).

Die Briefe da?

Abbé.

Nun?

Tulpe.

Aber, ehrwürdiger Herr, das hieße ja stehlen!

Abbé.

Thor! Gottes Gerechtigkeit fördern heißt es: di Briefe enthalten das Sündenregister dieser Sippschaf und helfen ihm zu Gericht und Strafe. Weigre Dic also nicht, sie mir einzuhändigen! Komm, wo hast D sie verborgen?

Tulpe.

Ich habe sie noch nicht verborgen.

Abbé.

Hast sie noch bei Dir?

Tulpe.

Nein.

Abbé.

Wo denn?

Tulpe.

Ich hab' sie noch gar nicht!

Abbé (für sich).

Tölpel! — Nun, so nimm sie jetzt!

Tulpe.

Jetzt? (nach dem Bettvorhange sehend) Ehrwürdig Herr! auf den Himmel mögt Ihr Euch verstehen, ab auf's Stehlen nicht.

Abbé (ärgerlich).

Wie so?

Tulpe.

Könnt Ihr Wunder thun?

Abbé.

Versteht sich!

Tulpe.

Ja, dann können wir sie kriegen — seien Sie also so gut, dem Schranke dort zu sagen, daß er sich aufthue, ich weiß, wo sie liegen.

Abbé.

Wo ist der Schlüssel?

Tulpe.

Wenn wir den Schlüssel hätten, dann brauchten wir kein Wunder.

Abbé.

Für solche Kleinigkeit thut der Himmel kein Wunder.

Tulpe.

Sie haben mir ja aber doch 100 Louisd'or dafür versprochen, es muß also doch keine Kleinigkeit sein!

Abbé (ihm die Börse zeigend).

Hier ist Dein Lohn und mein Segen dazu, wenn Du sie schaffst.

Tulpe (greift nach der Börse, welche der Abbé ohne Weiteres wieder einsteckt).

Er hat den Schlüssel immer in seiner Börse und die Börse immer bei sich, wenn er schläft, unter dem Kopfkissen. Nur wenn er sich zum Staat ankleidet und seine diamantnen Knöpfe und Nadeln herausnimmt, gebraucht er ihn, und nur, wenn er zerstreut ist, läßt er mich den Schmuck herausholen. Sie sehen also, wie ich's abwarten muß, um eine Gelegenheit zu haben.

Ein Päckchen Zeitungen, **Mercure de France**, hab' ich immer bereit, es ist gerade so groß, wie das Briefpacket, gerade so mit Seide umschnürt, und ich will's hineinlegen, um das Fach auszufüllen, sobald ich einmal drüber komme. —

Abbé.

Du mußt heute drüber kommen!

(Man hört rechts draußen die Stimme des Baron Gérard und die Worte:)

Ist der Herr Marquis aufgestanden?

Tulpe.

Der Baron Gérard!

Abbé.

Der braucht mich nicht zu sehen! — halt' ihn auf, Tulpe! Wenn er beim Aufstehen zugegen ist, wird der Marquis vielleicht zerstreut, und —

Tulpe.

Machen Sie doch, daß Sie fortkommen! (Während der Abbé wieder in sein Versteck eilt, geht Tulpe nach der Eingangsthür, vor sich hin sprechend:)

Dieser Morgen hängt voller Prügel!

Neunte Scene.

Tulpe. — Gleich darauf Baron Gérard.

Tulpe (leise, wie bisher, an der Thür hinausſprechend).

Darf ich den Herrn Baron unterthängſt bitten, nicht herein zu treten? Der Herr Marquis ſchlafen noch und mißhandeln mich erſchrecklich, wenn ſie geſtört werden —

Baron (eintretend).

Du ſollſt ihn ſogar aufwecken, ich nehm's auf mich!

Tulpe.

Sie nehmen's auf ſich?

Baron.

Jawohl! (Er geht vorn nach dem Lehnſtuhle und ſetzt ſich.)

Tulpe (halb für ſich).

Das wär' mir ſchon recht! — Sie wird er nicht beim Kragen nehmen, aber mich!

Baron.

Tülpchen, Du biſt unanſtändig, geh und weck' ihn.

Tulpe (verzweiflungsvoll mit dem Arme ſchlenkernd).

Weck' ich ihn, ſo hab' ich die Schläge ſicher; weck' ich ihn nicht, und er hört, daß der Herr Baron, der einzige Menſch, vor dem er Reſpekt hat, umſonſt hier geweſen iſt, ſo hab' ich ſie auch ſicher — dort im Regen, hier iſt Traufe!

Baron.

Nun, Tülpchen! Du weckst ihn peu à peu?

Tulpe.

Wollen ihn der Herr Baron nicht vielleicht selbe wecken, und mir indessen Ihren Stock erlauben?

Baron.

Nicht doch, Tülpchen, Du sagst ja: er beißt, wen er geweckt wird, und dieser Stock, mit dem ich ein Fregatte commandirt habe, darf nie in die Hand d Canaille kommen.

Tulpe.

Ist noch niemals Jemand damit geschlagen worden

Baron.

Pfui doch, niemals!

Tulpe.

So thu' ich, was ich muß!

(Er geht an's Bett, schlägt den rechten Vorhang d Marquis zurück und entfernt sich dann einige Schritte vo Bette nach rechts hin, so daß ihn der Marquis nicht seh kann. Dieser trägt eine weiße Nachtjacke von Piqué ur eine weiße Schlafmütze mit rothen Bändern.)

Zehnte Scene.

Tulpe. — Baron. — Marquis.

Tulpe (erst leise, dann lauter und lauter).

Herr Marquis, gnädiger Herr Marquis! (Der Marquis rührt sich und murmelt.) Gnädigster Herr Marquis von Brissac!

Marquis (richtet sich auf, ohne die Augen zu öffnen).

Was zum Teufel — quitte ou double!

Tulpe (für sich).

Der Teufel geht mit ihm zu Bett und steht mit ihm auf! (laut.) Gnädiger Herr Marquis, der Herr Baron von Gérard sind hier, und haben mir bei Leib und Leben befohlen, Sie zu wecken!

Baron (lächelnd und schnupfend).

Du lügst ja, Tulipänchen!

Marquis.

Baron Gérard? (Oeffnet die Augen.) Ist die Baronin oder Melanie —? Schwerenoths-Tulpe, was unterstehst Du Dich? Wo bist Du?

Tulpe.

Hier gnädigster Herr Marquis! Der Herr Baron sind auch hier; ich habe umsonst vorgestellt—

Marquis (greift mit der Hand aus dem Bett heraus, als ob er etwas suchte).

Wo ist mein Stock?

Tulpe.

Ich hab' ihn zum Putzen draußen — der Herr Baron von Gérard sind bereits hier im Zimmer!

Baron (sich nähernd).

Wohl geschlafen zu haben, Marquis, bedaure, bedaure, daß ich gestört habe, die Sache leidet aber keinen Aufschub —

Marquis.

Ich bin untröstlich, lieber Baron — wie denn? — Ja, ich bin untröstlich, daß Sie haben warten müssen Mein Bengel taugt zu nichts! Ist ein Unglück vorgefallen, lieber Baron? Die Baronin? Melanie? — einen Sessel, Dummkopf!

(Tulpe setzt einen Sessel an's Bett.)

Baron.

Im Gegentheile, ein Glück, ein Glück treibt un so früh umher!

Marquis (ihm die Hand reichend).

Ich grüße Sie, verehrtester Baron, ich grüße Si bestens. Darf ich Sie wohl bitten, mir Ihren Sto auf fünf Minuten zu erlauben?

Tulpe (zieht sich nach der Thür zurück).

Baron.

Mit dem größten Vergnügen, lieber Marquis, S wissen, ich habe mit ihm die Juno commandirt!

Marquis.

Zu viel Ehre für den Bengel, aber Bediente un

Hühnerhunde muß man auf frischer That abstrafen, sonst wissen sie nicht, warum. — Tulpenbengel, nähere Dich!

Tulpe.

Aber, gnädigster Herr Marquis, wenn ich den Herrn Baron fortgeschickt hätte, so hätten Sie mich auch gestraft!

Marquis.

Allerdings, raisonnire nicht, sondern komm hierher!

Baron.

Sie werden doch nicht, lieber Marquis?

Marquis.

Ich werde, verehrtester Baron, wenn es Sie nicht stört —

Baron.

Ihre würdige Hand in Ehren, aber mein Commandostab ist zu gut für den Buckel des Kerls!

Marquis.

Ach, das ist richtig! — Tulpenbengel hole meinen Stock und erinnere mich bei der Chocolade daran, daß Du ausgezahlt wirst — Schulden bei der Dienerschaft taugen nichts.

(Tulpe geht mit geballten Fäusten ab. Der Abbé sieht einen Augenblick halb verstohlen aus seiner Thür, zieht sich aber gleich wieder zurück.)

Elfte Scene.

Marquis. — Baron.

Marquis.

Vergebung, lieber Baron, daß Sie durch die Sorg
für meine Hausthiere gestört und an Ihrer Mittheilun
behindert werden, darf ich nun darum bitten? Si
sind wohl nachträglich zum Commando eines Linienschif
fes avancirt worden, weil Sie lange genug pensionir
und alt genug geworden sind, um keinen Schaden meh
anzurichten?

Baron.

Sie Schäker! — Ist Ihnen eine Prise gefällig
(Der Marquis nimmt eine und schnupft.) Aber keine
Scherz über meinen Seedienst, ich habe dabei die Wirth
schaft auf dem Lande besser schätzen gelernt, als Sie alle
Das führt mich zur Sache! Während ich noch vor bei
nahe zwanzig Jahren so thöricht war, einer unergiebige
Carrière meine Zeit und meine Knochen zu widmen
während ich Jahre lang von den Meinen abwesend wa
nahmen Sie sich meiner Familie an, unausgesetzt un
eigennützig. Sie vertraten geradezu meine Stelle —

Marquis.

Ich bitte, ich bitte, lieber Barn.

Baron.

Melanie ist fast eben so sehr Ihre Tochter geworden, wie sie die meinige ist, und meine Frau —

Marquis.

Wollen Sie nicht die Einleitung abkürzen?

Baron.

Nun, es kommt Ihnen also vorerst zu, daß ich Sie in Kenntniß setze von dem nahen Schicksalswechsel meiner Tochter —

Marquis.

Pardieu! das glaub' ich! Was ist?

Baron (ihm eine Prise reichend, welche jener ablehnt).

Wie schätzenswerth ist ihr feuriger Antheil! Sie wissen, Marquis, daß wir verschiedener Meinung geworden sind über das Leben —

Marquis.

Aber Melanie?

Baron.

Kommt in Folge der verschiedenen Meinung. Es war mir besonders darum zu thun, ihr eine solide Partie aufzufinden. Ich trachtete nicht nach Marquis- oder Grafenkrone, denn die Herren Marquis — die Anwesenden sind immer ausgenommen, das wissen wir ja — die Herren Marquis sind so leichte Waare geworden, daß ich einem Marquis selbst auf die erste Hypothek nichts mehr leihen möchte. Die Marquis sind so geistreich, daß selbst eine erste Hypothek ihnen kein Hinderniß ist, hab' ich Recht?

Marquis.

In diesem Punkte vollkommen.

Baron.

Wem ich aber auf die erste Hypothek nicht leihen mag, dem geb' ich auch meine Tochter nicht. Wofür sammle ich, wofür speculire ich? à propos, wir denken an der Börse eine Einrichtung zu treffen, daß in einer Viertelstunde Millionen gewonnen werden können, natürlich nur von Leuten, die schon Millionen haben und die zwanzig Finger besitzen. Deren giebt's Gott sei Dank nicht viele!

Marquis.

Aber Melanie!

Baron.

Ganz recht, ich habe gefunden, was ich suchte, heute Nacht bei der Marquise von Pompadour sind wir einig geworden, in zwei Stunden ist Verlobung, und deshalb bin ich hier, lieber Marquis —

Marquis.

Was?

Baron.

Denn Sie dürfen dabei nicht fehlen!

Marquis.

Wer ist der Bräutigam?

Baron.

Der schöne und reiche Prosper von Didier.

Marquis.

Was! Schlechter Parlamentsadel, Leute, die von

der Feder leben, Parvenüs, bürgerliche Gesinnung, nimmermehr!

(Der Abbé ist wieder einen Augenblick sichtbar.)

Baron.

Nimmermehr! Lieber Marquis, ich verheirathe doch wohl meine Tochter? Die Didiers sind solide Leute, sind als Gerichtspersonen einflußreiche Leute, ich habe als Fabrikherr oft Processe zu bestehen, außer aller Mitgift gewinnt dadurch mein Vermögen.

Marquis.

Vermögen und immer Vermögen! Sind Sie nicht reich, bin ich nicht reich, erbt nicht Melanie Alles, was ich habe?

Baron.

Reich, reich! Ein Baum, der nicht mehr wächst, hat keine Zukunft, wird umgehauen und wird verbraucht, sei er noch so hoch. Ein Vermögen, das nicht arbeitet, wird verbraucht, wie der Baum, sei's noch so groß.

Marquis.

Kann man nicht Güter kaufen, hab' ich nicht Güter?

Baron.

Sie sind sehr freundlich, lieber Marquis, meine Tochter so zu bedenken; aber erstens hoffe ich, daß Sie noch hundert Jahre leben, und zweitens bringen Güter zwei bis drei Procent. Das ist ja eine Sünd' und Schande, da man Geld zu zehn bis zwölf Procent arbeiten lassen kann. Dies wird über kurz oder lang der Tod unsers Adels sein, daß er faul ist und sein Leben den

herkömmlichen Spielereien widmet ſtatt ſpeculativer Wirthſchaft. Dem Geſchäftsmanne gehört die Welt, er macht mit den Zuſchauern, was er will, Geſchäft iſt Leben, iſt Macht, alles Andere iſt Flitter.

Marquis.

Auch Staat, Ehre, Rang, auch die Familie?

Baron.

Staat ohne Geld iſt ein organiſirter Bankerott. Ehre iſt das Gefühl, Viel zu vermögen, und mit Geld vermag ich Alles, Rang iſt Putz, Putz kauft man allerwegen. Familie? Mein Gott, Familie iſt eine Sache für's Haus, iſt eine Laſt, wenn man ſie nicht reichlich verſorgen kann, iſt im Wege bei großen Speculationen und macht uns Vergnügen, wenn wir ſie prächtig ausſtaffiren können.

Marquis.

Baron! Die Batterien bei Fontenoy haben mir nicht einen ſo peinlichen Eindruck gemacht, wie Ihre Reden — und was ſind Sie, wenn Ihre Fabriken und Ihre Börſengelder durch Unglück oder Betrüger an einem ſchönen Morgen in die Luft gehn? Was bleibt Ihnen?

Baron.

Was Ihnen, wenn ein Proceß Ihre Güter nimmt?

Marquis.

Meine Ehre, mein Rang, mein Stolz bleiben mir.

Baron.

Schnurrige Leute! (bietet ihm eine Prise, die jener ablehnt.) Vor Batterien habt Ihr Courage, vor den Chancen des Geschäfts habt Ihr keine, und die Batterien sind immer gegen Euch, die Chancen des Geschäfts können für Euch sein! (lacht.) Munter, Marquis, kleiden Sie sich an, damit Sie zurecht kommen, meine Frau will Sie noch vorher sprechen — (steht auf) wir sind zu alt, um einander zu ändern! Auf Wiedersehn also, um elf Uhr!

Marquis (ihm die Hand reichend und ihn fest haltend).

Thun Sie's nicht, Baron, eilen Sie wenigstens nicht so!

Baron.

Ein abgemacht Geschäft ist wie ein unterzeichnet Patent!

Marquis.

Sie kennen den alten Didier nicht!

Baron.

Was brauch' ich ihn weiter zu kennen?

Marquis.

Ich kenne ihn, wir sind beide aus der Auvergne, behüten wir das Kind vor diesen pedantisch tugendhaften Parlamentsleuten, es sind die stillen und darum schlimmsten Sünder, geben Sie Melanie nicht in solche Hände!

Baron.

Vorurtheile! Frisch, frisch, Marquis! lassen Sie

nicht warten, ich hole den Remy, meinen alten Advokaten zum Contracte. Adieu! Adieu! (ab.)

(Der Marquis zieht den Bettvorhang zu.)

Zwölfte Scene.

Abbé. — Tulpe.

Die Bühne bleibt einen Augenblick leer; dann streckt der Abbé den Kopf hervor und gleichzeitig Tulpe den seinen durch die Ausgangsthür rechts. Tulpe bedeutet pantomimisch eifrigst den Abbé, sich wieder zurückzuziehen, auf das Bett und die Thür rechts im Hintergrunde zeigend. Da der Abbé nicht weichen will, sondern seine Thür öffnet, so läuft Tulpe rasch auf den Zehen über die Bühne zu ihm und sagt ihm leise:

Tulpe.

Er zieht ja nur in seinem Kabinet den Schlafrock an, und tritt sogleich hier ein, um zu frühstücken — auch Sie sind hier nicht mehr sicher vor ihm! 's ist ja gar nicht nöthig, daß Sie sich hier aussetzen. Gott weiß, was er mit Ihnen machte, wenn er Sie hier fände! Mir drehte er den Hals um. Sobald ich der Briefe habhaft werden kann, geb' ich Ihnen auf der Stelle Nachricht.

Abbé.

Das muß heute geschehen, sonst nützen sie nichts, gelten also auch nichts.

Tulpe.

Heute?

Abbé.

Jetzt. Verschaff' Dir den Schlüssel!

(Man hört den Marquis innen mit dem Stuhle rücken.)

Tulpe.

Fort! riegeln Sie zu!

Der Abbé verschwindet, Tulpe eilt wieder auf den Zehen zurück und geht durch die Ausgangsthüre ab. Gleich darauf kommt der Marquis aus der rechten Thür in der Hinterwand.)

Dreizehnte Scene.

Der Marquis (im Schlafrocke, darunter aber schon oberflächlich angekleidet. Er geht einmal im Zimmer auf und nieder).

Marquis.

Ich kann nichts Durchgreifendes dagegen thun; es würde auffallen — und doch ist mir die Heirath in den Tod zuwider!

Vierzehnte Scene.

Marquis — Tulpe der einen Tisch mit dem Frühstücke des Marquis hereinträgt und ihn neben den Schreibtisch stellt).

Marquis.

Meine Kleider!

Tulpe.

Zu Befehl, Herr Marquis! (auf den Tisch deutend.) Der Herr Chevalier von Victor waren hier, und haben einen Brief geschrieben! (ab.)

Marquis (sich zum Tische setzend, den Brief öffnend und lesend.)

Armer Junge! — 's war auch mein Gedanke, Dir das Kind zu geben! Zu spät! Ach, und welche Leidenschaft!

Tulpe (bringt die Kleider und sieht eine Weile schweigend und halb lächelnd auf den Marquis, welcher den Kopf in die Hand gestützt hat).

Befehlen der Herr Marquis die diamantnen Knöpfe und Nadeln?

Marquis (ohne zu antworten, nimmt die Feder zum Schreiben).

Tulpe.

Befehlen der Herr Marquis die diamantnen Knöpfe und Nadeln?

Marquis (schreibend).

Ja!

Tulpe.

Darf ich den Herr Marquis um den Schlüssel bitten?

Marquis (zieht, ohne aufzustehen, die Börse aus der Tasche und wirft sie Tulpe vor die Füße, weiter schreibend).

Tulpe (hebt sie rasch auf, nimmt den Schlüssel heraus, und während er die Börse auf den Tisch legt, nimmt er das Packet Zeitungen und geht nach dem Schrank. Er öffnet ihn, nimmt, abwechselnd nach dem Marquis blickend, die Briefe heraus und legt die Zeitungen hinein. Der Abbé steckt den Kopf herein, tritt mit einem Schritte in's Zimmer und greift nach den Briefen. Tulpe zieht sie weg und spricht halblaut).

Noch nicht!

Marquis (mit Schreiben inne haltend, ohne sich umzusehen).

Wer ist da?

(Der Abbé fährt in das Zimmer zurück.)

Tulpe (die Briefe einsteckend.)

Niemand, Herr Marquis.

Marquis. (sich umdrehend).

Du sprachst doch!

Tulpe.

Ich schalt meine Ungeschicklichkeit, daß ich den Schlüssel fallen ließ. — (Er setzt ein Kästchen vor ihn und legt den Schlüssel darauf.)

Marquis (weiter schreibend).

Zieh' mir die Schuhe an!

Tulpe (thut es, während der Marquis schreibt).

Marquis (noch schreibend).

Mein Toupet!

Tulpe (nimmt ihm die Nachtmütze ab und setzt ihm auf den kahlen Kopf das Toupet).

Marquis (hat unterdeß den Brief gefaltet und adressirt, er steht auf und reicht den Arm hin. Tulpe zieht ihm den

Schlafrock aus, die Weste und den Rock an und reicht ihm den Degen).

Licht!

(Während Tulpe hinausgeht, es zu holen, steckt sich der Marquis vor dem Spiegel des Toilettentisches Knöpfe und Nadeln an, und steckt Börse und Schlüssel zu sich. Nachdem Tulpe Licht gebracht, siegelt er den Brief und wirft ihn mit den Worten hin:)

Sogleich zum Chevalier von Victor! — Hut und Stock! (Tulpe giebt den Hut.) Wo ist mein Stock? (Tulpe fährt zusammen.) Ach, ich bin noch in deiner Schuld Bengel! Rasch! (Tulpe ab.)

Marquis (hin und hergehend).

Ich kann nichts Entscheidendes thun, ohne Alles auf's Spiel zu setzen! Wenn mir Melanie und die Baronin nicht zu Hilfe kommen, so ist sie für Victor verloren!

Tulpe (kommt zögernd mit dem Stocke).

Marquis.

Rasch, Bengel, ich hab' jetzt keine Zeit, Dich zu bezahlen! (Nimmt den Stock und geht, den Schmuck wieder einzuschließen.)

Tulpe (als der Marquis an der Thür ist).

Wenn's dem Herrn Marquis einerlei wäre, mich nicht Bengel, sondern Tulpe zu nennen, so wäre mir das —

Marquis.

Schweig', es ist mir nicht einerlei! — Du heißest,

ie ich will, und wenn ich zurückkomme, erinnerst Du nich daran, daß Du noch Unterricht zu kriegen hast; h sehe, Du brauchst ihn (ab).

Funfzehnte Scene.

Tulpe allein (hinter ihm her drohend).

Unterricht! — Gott gebe, daß Dir die Briefe ein echtes Herzeleid bereiten! (Er geht an den Tisch, schenkt ch Chocolade ein und trinkt.) 's muß ihm schon schlecht u Muthe sein, daß er seine Chocolade stehen läßt. Gott wird doch wohl endlich ein Einsehen haben ge= en diese vornehmen Sünder, die uns mit Füßen treten.

Sechszehnte Scene.

Abbé (tritt ein). — Tulpe.

Abbé.

Ist er fort?

Tulpe.

Ja.

Abbé.

So gieb die Briefe!

Tulpe.

Erst das Geld, ehrwürdiger Herr!

Abbé.

Das wird nicht ausbleiben —

Tulpe (eine neue Tasse einschenkend).

Grad' so lange, wie die Briefe! Eine Hand wäsch die andre, zum Zeitvertreib riskire ich meine Knochen nicht!

Abbé.

Mißtrauischer Thor! Da! (reicht ihm eine Börse. Nun gieb!

Tulpe.

Einen Augenblick! Der Herr Abbé haben's schwerlich selber gezählt — (er zählt.)

Abbé (murmelnd).

Spitzbub!

Tulpe.

Ganz richtig. — Sagten Sie was? (Die Briefe her ausholend.) Halt! noch ein Wort! Ist denn für den alten unausstehlichen Baron, der mich immer Tülpchen nennt, auch eine Portion Aerger in diesen Briefen? Ich gönn's ihm so herzlich!

Abbé.

Eine starke Portion!

Tulpe.

Das freut mich! — Da sind sie, und machen Sie

ergerniß daraus, so viel Sie können. Daß Sie mich, enn es zum Aergsten kommt, nicht nennen, das weiß h; denn Sie haben selbst die Hand mit auf dem chreibtische gehabt! (lachend) und mein Freund, der ortier, weiß, daß Sie im Hause waren (lacht).

bbé (macht eine ablehnende Handbewegung und geht, im Abgehen murmelnd).

Canaille. (ab.)

Tulpe.

Das ist so Politik für's Haus, Bedientenpolitik.

(Während Tulpe von Neuem auflacht und wieder nach der Tasse greift, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Zimmer beim Baron Gérard. Mittelthür im Hintergrund Seitenthür an der linken Wand. An derselben Wand ei Sopha. Rechts vorn ein Tisch zum Schreiben. Recht hinten ein Kamin, davor ein Schirm. Sessel.

Erste Scene.

Fräulein Melanie. — Gavotte.

Melanie (tanzt).

Gavotte (auf einer Geige spielend).

Ah brava, bravissima! Nur noch ein wenig mel Nachdruck mit dem linken Fuße! Ein Fuß hat so vi Recht wie der andere — **comme ça, comme ça,** del ciös, so entsteht Harmonie; Harmonie ist Alles, Ha monie ist Tugend! — Das Antlitz, wenn ich bitt darf, etwas weniger ernsthaft — nicht lachen, nic

irkliches Lachen! Pausiren wir einen Augenblick, um esen wichtigen Theil der Anmuthslehre zu erledigen.

Melanie.

Warum denn nicht lachen, Monsieur Gavotte? Das t ja hübsch!

Gavotte.

Mille pardons. Mademoiselle, c'est trop. Lachen t zu viel. Lachen reißt die Gesichtszüge aus einander, r Mund wird groß, die Augen werden klein, und die aut gewöhnt sich in Falten. Viel Lachen macht alte esichter. —

Melanie.

Hören Sie auf, ich lache nicht mehr!

Gavotte.

Wenn man lacht, so hat man schon die Contenance erloren; man ist ohne Maaß und Zügel; man sieht öricht aus, und alle geheimen Fehler des Menschen ommen zum Vorschein.

Melanie.

Entsetzlich!

Gavotte.

Ja! Lächeln muß man, blos lächeln. So, par exemple! Ich bitte, mein Fräulein, das Gesicht in ie gleichgültigste Stellung zu versetzen; denken Sie an ine Person, die Ihnen gar keinen Effect macht!

Melanie.

An mein Kammermädchen!

Gavotte.

Vortrefflich! Nun gehen Sie über auf eine Perso
die Ihnen leidlich angenehm ist!

Melanie.

Auf meinen Bräutigam —

Gavotte.

Sehr schön! So. Jetzt spielen kleine Sonnenblic
auf dem Antlitze umher; so! gnädiges Fräulein! Dies
Ausdruck halten Sie fest für alle Gesellschaft, in w
cher Sie bloß angenehm repräsentiren wollen; ganz rec
darin ist die nöthige Ruhe, die nöthige Anmuth ver
nigt; es ist Aplomb.

Melanie.

Aplomb!

Gavotte.

Jetzt bitt' ich um völligen Sonnenaufgang in De
Antlitze!

Melanie.

Ich sehe den Marquis kommen, meinen vortreff
chen Pathen; nicht wahr?

Gavotte.

À merveille! Das ist eine unschätzbare Physiogn
mie für alle intimere Gesellschaft; das ist der gera
Weg zur hinreißenden Liebenswürdigkeit.

Melanie.

Also ich könnte diesen Weg finden?

Gavotte.

Oh! Oh! Aber weiter gehen Sie nicht, Madem

selle, wenn die Gesellschaft bis zu fünf Personen zählt. Ein stärkerer Ausdruck von Anmuth gilt für Herausforderung; er beleidigt deshalb die anderen Damen, und wird vom Neide Koketterie genannt.

Melanie.

Ist denn Koketterie ein Fehler?

Gavotte.

Nein, sie ist kein Fehler, so lange sie nicht Koketterie heißt.

Melanie.

Aha!

Gavotte.

Und Sie müssen ja noch eine Steigerung übrig behalten für das Wiedersehen eines geliebten Wesens, für ein tête à tête.

Melanie.

Ah, das ist dann der volle Sonnenschein?

Gavotte.

Der volle Sonnenschein, entzückend!

Melanie.

Ich denke an Victor!

Gavotte.

Den Hern Chevalier, ganz schön! Fast zu stark, zu prononcirte Sommersonne! Ich würde bitten —

Zweite Scene.

Marquis — Chevalier (treten ein). Die Vorigen.

Melanie (ihnen entgegen).

Ah, da sind sie, meine Sonnenritter! Bon jour, lieber Herr Pathe! Bon jour, Victor!

Marquis (sie auf die Stirn küssend).

Bon jour, meine liebe Melanie!

Melanie (Victor die Hand reichend).

Ich empfehle Euch Monsieur Gavotte! Bei dem lerne ich mehr, als bei allen übrigen Lehrern zusammengenommen.

Gavotte (verbeugt sich).

Marquis.

Monsieur Gavotte ist uns werth, weil er Ihnen angenehm ist, Melanie, und es thut uns leid, die Uebung unterbrechen zu müssen.

Melanie.

Oh, Sie können Beide zusehen, oder noch besser tanzen wir eine Menuet zusammen; ach ja! Pathe Marquis tanzt so graziös; ich bitte! Monsieur Gavotte macht ihm die Dame, Victor tanzt mit mir! Bitte!

Marquis.

Muntres Kind, es fehlt an Zeit!

Chevalier.

Weißt Du denn nicht, Melanie, was in nächster Stunde bevorsteht?

Melanie.

Meine Verlobung! Lieber Gott, das hindert uns doch nicht, jetzt eine Menuet zu tanzen; 's ist ja noch Niemand da, und es geschieht drüben im großen Salon; ich habe nichts dabei zu thun, als meinen Namen zu unterschreiben; meine Tanzstunde unterbreche ich deshalb nicht!

Marquis.

Charmant!

Chevalier.

Aber, liebe Melanie, weißt Du denn nicht, daß diese Unterschrift über dein ganzes Leben entscheidet?

Melanie.

Nun, ich werde künftig im Hôtel Didier wohnen, statt hier, Du wirst mich dort besuchen, und mit mir lachen und tanzen, statt hier, und ich werde am Arm des schönen Prosper — schöner ist er als Du, Victor, das kannst Du nicht läugnen! — in der Gesellschaft erscheinen, statt wie bisher am Arme meines vortrefflichen Herrn Pathen. (Pause)

Marquis (zum Chevalier).

Das sind schlechte Aussichten, Victor!

Chevalier.

Sagen Sie: gar keine! Und ich will lieber heut' als morgen zur Armee abgehen.

Melanie.

Du willst fort, Victor? Nicht doch!

Marquis (zu Gavotte).

Erwarten Sie die weitern Befehle des Fräuleins im Vorzimmer, Monsieur Gavotte.

(Gavotte verbeugt sich und geht ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen, ohne Gavotte.

Marquis (dem Chevalier einen Wink gebend, nimmt Melanie an der Hand, führt sie zum Sopha und setzt sich zu ihr).

Chevalier (holt sich einen Sessel dazu).

Melanie.

Ihr seid so feierlich?

Marquis.

Schelten Sie, Melanie, und dann vergeben Sie! Sie wissen, daß ich Sie liebe, als ob Sie meine Tochter wären! Sie wissen, daß Alles, was ich besitze, Ihnen zu Gebote steht. Ich bin reich, Sie brauchen also bei Ihrer Verheirathung gar keine Rücksicht darauf zu nehmen, ob Ihr Gemahl Vermögen besitzt oder nicht. Dafür sind meine Güter da. Es sind Ihre Güter und des Mannes, den Sie wählen. Ich will nichts auf der Welt, als daß Sie glücklich seien — übereilen Sie

Also die Verbindung mit Herrn von Didier nicht. Ich sage dies nicht darum, weil mir diese Partie nicht gefällt! Nein, nicht darum! Was Ihnen wohlgefällig und wohlthätig ist, das gefällt auch mir — das wird mir gefallen. Ich sag' es, liebe Melanie, weil Sie jung und der Welt unkundig sind. Sie kennen den jungen Didier noch sehr wenig —

Melanie.

Wer hat mir denn aber immer gesagt, daß dies gar nicht nöthig sei? Daß jede Ehe auf ein Würfelspiel hinauskomme? Man solle werfen, wenn man sich lustig und guter Dinge fühle für ein Wagniß. Wer hat mir, wie oft! so gesprochen?

Marquis (lächelnd).

Ich wohl? Das klingt mir ganz ähnlich. Ich ernte meine Saatkörner!

Melanie (seine Hand ergreifend).

Seien Sie mir nicht böse, lieber Pathe, ich möchte Ihnen gern Freude machen!

Marquis.

Die machen Sie mir stets, und wenn Sie mir einen Wunsch opferten, so wäre mir's ein Leid. Sagen Sie mir also nach reiflicher Ueberlegung: Gefällt Ihnen Herr Prosper von Didier? Ist es Ihr fester Wunsch, ihn zu heirathen?

Melanie.

Ja, lieber Pathe!

Chevalier (steht seufzend auf).

Marquis (ihn haltend).

Noch einen Augenblick, Chevalier! — Eine Frage noch, Melanie! Darf Ihr intimster Jugendfreund, mein junger Freund, den ich auferzogen, den ich nach Ihnen am Meisten liebe, darf Victor sich jetzt auf lange Zeit, vielleicht für immer bei Ihnen beurlauben? Entbinden Sie ihn von der Theilnahme an den Festen, welche diesem Hause jetzt bevorstehen?

Melanie (aufspringend und Victors Hand ergreifend).

Nicht doch, lieber Victor, Du gehst nicht! Jetzt noch nicht! Bist Du mir denn nicht mehr gut?

Chevalier.

Melanie, Du bist grausam! Du weißt, wie ich Dich liebe! Ich habe Niemand auf der weiten Welt, als den Herrn Marquis und Dich! Ich habe nicht Eltern, noch Geschwister! Du bist meine Schwester, meine Geliebte, mein Alles! Dich verliere ich, und Du könntest verlangen, daß ich zusähe, wie die einzige Hoffnung meines Lebens für immer vernichtet würde!

Marquis (schmerzlich seufzend).

Ach ja wohl!

Melanie.

Das ist nicht recht so! Ich verstehe Dich nicht, Victor! Warum verlörst Du mich denn? Wir können uns doch nicht heirathen! Wir haben ja keinen Respect vor einander! Wir sind ja mit einander aufgewachsen! Unsre Liebe zu einander ist ja nicht die, um derentwil-

ten man sich heirathet! — Victor, geh' nicht! Ich lang-weilte mich zu Tode, wenn Du nicht mehr da wärest! Hörst Du?

Vierte Scene.

Die Baronin und der Abbé (treten im Gespräch ein). — Die Vorigen.

Abbé (in der Thür auf Gavotte deutend).

Es sind dies die leibhaftigen Kinder des Satans!

Marquis (aufspringend und der Baronin entgegen eilend).

Ah, die Frau Baronin! (ihr die Hand küssend)

Baronin.

Bon jour, Marquis! Bon jour, Chevalier! (Melanie küßt ihr die Hand.) Gott segne Dich, mein Kind, zum heutigen Tage! Der Herr Abbé, unser Gewissensrath, tadelt es mit Recht, daß auch an solchem Tage ein Lehrer leichtsinniger Künste bei Dir zu betreffen ist!

Marquis (die Baronin zum Sopha führend).

Kann der Herr Abbé tanzen?

Abbé.

Daß mich der Himmel bewahre!

Baron.

's gab eine Zeit, da diese Kunst eine heilige war; da man der Gottheit zu Ehren um die Altäre tanzte!

Abbé.

Die Zeit der heidnischen Gräuel, welche, Gott sei Dank! vernichtet sind.

Marquis.

Ich bin darin noch ein Heide, und habe in Frankreich viele Tausend Genossen!

Abbé.

Gott sei's geklagt!

Baronin.

Aber, Marquis! Sie wissen, wie weh Sie mir mit solchen Reden thun!

Marquis (ihr die Hand küssend und leise zu ihr sagend). Sie wissen, wie sehr ich diese Frömmler hasse, Wölfe in Schafskleidern; wie sehr ich beklage, daß Sie sich ihnen hingeben! (laut) Man giebt heute Molière's Tartuffe im Theater! Darf ich Ihnen, Herr Abbé von der Sauce, einen Platz in meiner Loge anbieten? Das Stück wird Sie interessiren.

Abbé.

Ich will in meiner Kammer beten für den verworfenen Molière und für die Schule des Aergernisses, welche man Theater nennt.

Marquis.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen. Ah, da kommen die erwarteten Herrschaften!

Fünfte Scene.

Baron v. Gérard — Herr von Didier — Prosper — v. Didier — Remy (erscheinen an der offen gehaltenen Thür). — Die Vorigen.

(Der Abbé tritt eiligst in den Vordergrund. — Chevalier tritt ebenfalls zur Seite; Melanie spricht leise zu ihm.)

Baronin (eiligst und leise zum Marquis).

Haben Sie mir die Briefe mitgebracht?

Marquis.

Nein, meine Gnädige!

Baronin.

Ich bitte Sie dringend darum; die unglückliche Vergangenheit ist mit heute geschlossen, und für diesen Zeitpunct haben Sie mir die Rückgabe zugesagt!

(Unterdessen sind die Eintretenden dem Sopha näher gekommen und verbeugen sich vor der Baronin, welche mit dem Marquis aufsteht, und ihnen einige Schritte entgegen tritt. Sobald sie dies thut, spricht der)

Abbé (für sich).

Wenn sie hier bleiben, so scheitert mein Plan; gehen sie hinüber, dann wag' ich's auf meine eigene Rechnung!

(Prosper wendet sich nach der Begrüßung zu Melanie.)

Baron.

Denken Sie, Marquis! Herr von Didier erzählen mir so eben, daß die Frau Marquise von Pompadour von ihm verlangt habe, diese Heirath seines Sohnes aufzugeben!

Marquis.

Wie das?

Baronin.

Mein Gott!

Didier.

Ich bin der Frau Baronin sehr verbunden für diesen Ausdruck der Besorgniß; aber wir leben, Gott sei Dank! unter dem Schutze der Gesetze! Jene einflußreiche Frau mag sich viel erlauben, in die freien Familienrechte edler Häuser reicht ihre Zudringlichkeit nicht.

Baronin.

Aber es erschreckt doch! (den Marquis und den Baron ansehend.) Was kann sie für Gründe haben?

Marquis (zuckt die Achseln).

Didier.

Maitressen-Art, sich in Alles zu mischen; im Kleinen zu hindern, wenn sie's nicht im Großen durchsetzen kann. Das Parlament hat erst vergangene Woche dem Könige dringende Protestationen eingereicht wegen Mißbrauchs mit lettres de cachet, den sie getrieben. Seit ihr dies Handwerk gelegt ist, mögen ihr die Finger zucken, und sie tappt hierhin und dahin!

Abbé (für sich).

Gelegentlich auch nach Dir, Schwätzer!

Baronin.

Sie glauben also, es habe keine Bedeutung?

Didier.

Nicht die geringste! Wir Parlamentsräthe sind ohnedies in Wehr und Waffen gegen diese ungesetzliche Dame.

Baron (mit einer Handbewegung auf die Baronin und die linke Seitenthür).

Darf ich bitten, sich nach dem großen Salon zu verfügen, damit wir dort den wichtigen Akt vollziehen!

(Didier reicht der Baronin den Arm, der Baron dem Marquis.)

Baron (schon in der Thür).

Ich denke, die Jugend wird nicht warten lassen!

Prosper.

Ganz gewiß nicht, Herr Baron!

(Baronin — Herr von Didier — Marquis — Baron — Remy ab.)

Sechste Scene.

Prosper. — Chevalier. — Abbé. — Melanie.

(Der Abbé zieht sich während des Folgenden unmerklich hinter den Kaminschirm zurück.)

Prosper (Melanie den Arm bietend).

Darf ich bitten, mein verehrtestes Fräulein, bald meine schönste Braut?

Melanie.

Nein, nein, Herr von Didier! Gehn Sie voraus! Wenn man auf die Braut wartet, so wird ihr das Haus unterthänig, und Sie sollen mir nicht umsonst gesagt haben, daß man auf unsrer Hochzeit einen Auvergnaten tanzen will!

(Der Abbé entfernt sich unbemerkt, kommt nach einer Minute eben so zurück, und tritt hinter den Schirm.)

Prosper.

Wie denn?

Melanie.

Bitte, gehn Sie voraus! Sie finden sonst den Weg nicht, der Corridor ist lang und hat Seitengänge; bitte, bitte! Haben Sie denn meinen allerliebsten Gavotte nicht im Vorzimmer stehen sehen? Nun, Sie haben uns mitten in Einübung des Auvergnaten unterbrochen, die letzte Tour fehlt noch, und ich bin gerade bei Tanzlaune, in fünf Minuten bin ich bei Ihnen; bitte, bitte!

Prosper.

Gnädiges Fräulein haben zu befehlen; aber es wird mir eine große Freude sein, die letzte Tour hier abzuwarten!

Melanie.

Lieber Gott, machen Sie mich ungeduldig! Sie sollen mich eben nur vollkommen sehen, nicht als Schülerin — hab' ich Recht?

Prosper (sich verbeugend).

Unübertrefflich! (geht.)

Chevalier (folgt ihm rasch, und als Jener an der Thür ist, sagt er halblaut).

Herr von Didier! auf ein Wort!

Prosper.

Was beliebt?

Chevalier (ihn ganz in den Vordergrund führend und fortwährend halblaut sprechend).

Sie sind im Begriff, ein Unglück anzurichten!

Prosper

Was?

Chevalier.

Sie wollen Melanie heirathen, und Melanie liebt Sie nicht!

Prosper.

Was fällt Ihnen ein, mein Herr!

Chevalier.

Melanie liebt Sie noch nicht, wird Sie vielleicht nie lieben; beeilen Sie die Verbindung um Gotteswillen nicht! Ich kenne Melanie, ich bin mit ihr auferzogen, sie ist rasch, wie der Wechsel des Windes; eine voreilige Verbindung kann Ihr beiderseitiges Lebensunglück werden.

Prosper.

Ich danke für einen Rath, den ich nicht erbeten und den ich nicht nöthig habe. Ich denke mich so gut auf Mädchenherzen zu verstehen, wie Sie, Herr Chevalier, und begreife auch Ihren Widerwillen gegen Me-

lanie's Neigung für mich vollkommen. Ich empfehle mich Ihnen!

Chevalier.

Steht Ihnen nicht so viel Uneigennützigkeit zu Gebote, daß Sie —

Prosper.

Wer sind Sie, mein Herr, sich solche Ausdrücke zu erlauben? Ihre Herkunft ist mir und der Welt unbekannt, und ich kann nichts mit Ihnen zu schaffen haben. Daß Ihnen erlaubt worden ist, mit meiner Braut aufzuwachsen, sollte Sie zu Dank verpflichten, nicht aber zu Anmaßung verleiten!

Chevalier.

Oh, Melanie in solche Hände! Ich bin Officier des Königs, mein Herr, und würde Ihnen als solcher eine anständigere Rede abnöthigen, wären Sie nicht Melanie's Bräutigam!

Prosper (abgehend).

Ich finde es begreiflich, daß Sie schlechter Laune sind! (ab.)

Siebente Scene.

Chevalier. — Melanie. — Abbé.

(Chevalier steht unbeweglich. — Melanie hat aus dem Hintergrunde zugesehen. — Abbé hält sich regungslos hinter dem Schirme.)

Melanie (zum Chevalier eilend).

Was habt Ihr mit einander? Was soll das heißen? Du bist garstig gegen meinen Bräutigam, Victor! — Komm her! zur Strafe sollst Du jetzt den Auvergnaten mit mir tanzen!

Chevalier.

Harmloses Kind, möchtest Du so spielend in Dein Glück eilen! Dieser junge Didier erfreut Dein Herz?

Melanie.

Ist er nicht schön? Ist er nicht elegant? Der eleganteste junge Mann in Versailles und Paris! Und er tanzt, er tanzt wie ein Engel, viel, viel besser als Du!

Chevalier.

Das glaub' ich gern. Nun, gieb mir noch einmal die Hand, Melanie, sieh mir noch einmal in's Auge — und lebe wohl!

Melanie.

Du willst nicht?

Chevalier (küßt ihr die Hand).

Werde glücklich! Auf der weiten Welt ist kein Mensch, der es so innig wünscht, wie ich! Werde glücklich, meine liebe Melanie!

(Er stürzt eilig fort.)

Melanie (sieht ihm eine Weile nach und trocknet sich die Augen).

Armer Victor, daß Du so traurig bist! Ich kann aber doch nur einen heirathen!

(Sie geht eilig hinaus und man hört sie rufen: „Gavotte!")

Achte Scene.

Abbé allein.

Abbé (tritt hinter dem Schirme hervor).

Zauberhaftes Mädchen! Ewig verdammt sein, was ist's, wenn man Dich besessen hat! Rasch! Es geht Alles erwünscht. Die da drüben schließ' ich ein, und Portier wie Diener halten mir vorne Schildwacht. (Nach der Thür links gehend.) Ich vergebe die Ewigkeit und Ihr, vornehme Frevler, vergebt Grobheiten an die Diener — wem dienen sie? (ab durch die Thür links; man hört, daß er sie hinter sich verriegelt.)

Neunte Scene.

Melanie. — Gavotte.

Melanie (herein sehend).

Sie irren sich, Gavotte! (hereintretend, jener folgt.) Sehen Sie, er ist nicht hier!

Gavotte.

Dann ist er mit hinüber, denn vorn hinaus ist er nicht wieder, er sprach nur einen Augenblick mit dem Bedienten und trat wieder in den Salen.

Melanie.

Kann sein, ich hab' nicht Acht auf ihn gegeben — was kümmert er uns! Also frisch, spielen Sie!

Gavotte.

Es fährt mir stets in alle Glieder, wenn ich ihn sehe! (Nach der Mittelthür zurückblickend.) Da ist er!

Zehnte Scene.

Abbé (tritt durch die Thür im Hintergrunde). — Die Vorigen.

Abbé.

Diener des Satans, weiche von hinnen!

Melanie.

Was fällt Ihnen ein, Herr Abbé! Was kümmert Sie mein Tanzlehrer!

Abbé.

Ihr Sündenlehrer! Mein Gewissen befiehlt mir und Ihre Frau Mutter beauftragt mich, das Haus von solchem Unrath zu reinigen.

Gavotte (der an Händen und Füßen zittert). Monsieur l'Abbé!

Melanie.

Ihr Gewissen ist nicht mein Gewissen und meine Mutter schickt mir Ihre Befehle nicht durch fremde Leute! Spielen Sie, Gavotte!

Gavotte (fängt an zu geigen).

Abbé.

Weiche von hinnen, Gaukler, oder ich lasse Dich durch die Diener des Hauses hinaus werfen!

Melanie.

Herr Abbé, was erlauben Sie sich? Ich befehle Ihnen, sich auf der Stelle zu entfernen, oder ich rufe die Meinigen zu Hülfe!

Gavotte.

Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich entferne, es ist meines Amtes, höflich zu sein, nicht aber, Unfrieden zu stiften. (ab.)

Elfte Scene.

Melanie. — Abbé.

Melanie (eilt, während Gavotte abgeht, nach der linken Seitenthür, und sagt im Gehen).

Mein Pathe soll Ihnen die Wege weisen!

Abbé.

Wenn die Wege nur offen sind!

Melanie.

Was ist das? Verschlossen?

(Sie wendet sich rasch nach der Mittelthür.)

Abbé (an der Mittelthür stehend).

Halt! wir müssen uns noch einen Augenblick gedulden, bis der Tanzmeister das Haus verlassen hat; alsdann wird uns Eile förderlich sein.

Melanie.

Was geht hier vor? Was wollen Sie? (Sie eil nach dem Tische, auf welchem eine Klingel steht, und klingelt) Ich rufe nach Hülfe!

Abbé.

Schellen Sie, rufen Sie, das ist umsonst! Di Gesellschaft drüben ist durch die Corridorthür von un und vom Vorsaale abgeschlossen, sie erreicht nicht ein mal diese verschlossene Thür! Die Diener schlafen, wie's ihnen befohlen ist; Sie sind in meiner Gewalt, Mela nie, nehmen Sie Ihren Mantel, hier liegt er, und fol gen Sie mir, ich führe Sie zu Ihrem Glück!

Melanie.

Mein Gott! Mein Gott! — Wohin soll ich Ih nen folgen?

Abbé.

Hinweg aus dieser verderbten Welt! Was suchen Sie, was finden Sie hier? Eine Heirath, welche durch und durch nichtig ist. Dieser Prosper ist ein Geck, de Sie bald anwidern wird. Er heirathet Sie nicht bloß weil Sie schön tanzen, sondern weil Ihr Vater reich ist. Kommen Sie, Melanie, ich führe Sie an ein Herz, das Sie uneigennützig liebt!

Melanie (für sich).

Himmel, geht es von Victor aus? (laut) Herr Abbé wie soll ich Ihnen meine Verwunderung ausdrücken daß ich Sie, den Bußprediger, auf solchen weltlichen, je gewaltsamen Wegen finde!

Abbé (geht rasch zu ihr und ergreift die Hand der Zitternden).

Das wird sich Ihnen Alles zu Ihrer Zufriedenheit aufklären! Wüßten Sie, welch' ein Reiz von Ihnen ausgeht, das Aergste würde Sie nicht befremden. Aber eilen wir, die Zeit ist kostbar, der Wagen harrt an der Thür, es ist für Alles gesorgt, in 24 Stunden sind wir im Havre und auf der offnen See!

Melanie.

Und warum kommt er nicht selbst? Warum sendet er Sie?

Abbé.

Wer? (Pause.)

Melanie (aufschreiend)

Gerechter Gott! Diese Blicke! — Sie selbst?

(Sie schellt von Neuem.)

Abbé.

Wer sonst als ich! Ich, Mädchen, liebe Dich bis zum Wahnsinn, ich setze mein zeitlich und ewig Glück ein, Dich zu besitzen, und ich werd's vollenden für mich, was ich für Andere begann. Lassen Sie den Lärm, der nichts hilft, und folgen Sie mir auf der Stelle, oder ich lasse Sie binden und knebeln! (Er ergreift ihre Hand.) Fort!

Melanie.

Hinweg, abscheulicher Gleißner, der unter der Frömmigkeits-Maske den ärgsten Bösewicht verbirgt!

Abbé.

Melanie, unerfahrenes Mädchen, richte nicht voreilig!

Das Leben ist schwieriger, als Deine Seele ahnt, und Du wirst mich gerechtfertigt sehn. Aber jetzt ist keine Zeit dazu! Nimm Deinen Mantel! (er bringt ihn.) Nimm diese Maske! (er zieht eine aus seinem Kleide) und folge mir schweigend! (Nach der Thür gehend.) Zögerst Du noch eine Minute, so ruf' ich meine Helfershelfer, und Du verfällst brutaler Gewalt!

Melanie (für sich).

Entsetzlich! Gott stärke mich zu Mitteln der Verzögerung! (laut) Keine Gewalt der Erde bringt mich hinweg! Rechtfertigen Sie mir aber Ihr unerklärlich Betragen, so folge ich Ihnen von selbst, zeigen Sie mir, daß Sie nicht ein gleißnerischer Bösewicht sind! So lange ich Sie dafür halte, werd' ich eher sterben als Ihnen folgen.

Abbé (kommt wieder eiligst von der Thür zu ihr, sehr schnell sprechend).

Vertrauen Sie mir, Melanie, ich bin kein Bösewicht, ich bin unglücklich, wie die Mehrzahl der jetzigen Franzosen, ich gehe verdeckte Wege, um mich aus dieser bodenlos gewordenen Welt Frankreichs zu retten, ich bin unglücklich über alle Maaßen, und nur an Sie allein klammert sich mein Herz und meine Hoffnung, Sie allein können mich retten! Rein und gläubig, wenn auch ehrgeizig, kam ich nach Paris. Und was fand ich? Witz und Spott, Hohn und Verachtung für alles das, was mir heilig war. Was sah ich rings umher? Uebermuth und Leichtsinn der Reichen, welche die Armen

verachteten und mißhandelten. Arm war ich selbst: der Instinkt trieb mich also, zu erwerben und zusammenzuraffen; ich diente der Welt, ich sah in alle Falten ihrer Heimlichkeit, ich wurde abgestumpft gegen das Böse, weil ich nichts sah, als Leichtsinn, ich klammerte mich um so fester an die Formen der Frömmigkeit, um doch einen einzigen Halt zu haben. So haben Sie mich gesehn: die Ruhe der Kirche lag auf meinem Aeußeren, der wildeste Sturm tobte in meinem Innern. Seit Jahren trachte ich, hinwegzukommen aus dieser französischen Welt, die eines Tages in's Chaos zusammenstürzen wird; denn kein Band ist hier mehr fest, kein Verhältniß mehr heilig, das schöne Frankreich ist ein Rokoko geworden, wie die Pompadour es spöttisch nennt, ein Durcheinander, dem die Sündfluth an der Ferse steht. Ich habe mir in Amerika ein Asyl vorbereitet, ich bin reich, ich bin tüchtig, und an Deiner Hand, Melanie, denk' ich brav zu werden. Meine Liebe zu Dir ist das einzige Gut, das ich noch habe, reich' mir Deine Hand, reich' sie mir schnell, rette mich, rette Dich!
(Er fällt ihr zu Füßen und ergreift von Neuem ihre Hand.)

(Kurze Pause.)

Melanie.

Aber was soll aus den Meinigen werden, die mich lieben! aus meiner guten Mutter, aus dem Marquis, aus Victor! Warum nehmen wir sie nicht mit, wenn Frankreich am Rande des Abgrunds steht?

Abbé (aufspringend).

Die Deinigen gehören mitten hinein in das verdorbene Frankreich! Was Dich umgeben und hervorgebracht hat, eh' Du geboren wurdest, was Dich umgiebt, seit Du lebst, es ist Alles eitel Lug und Trug und Flitter und Sünde, und noch am heutigen Tage hätte ich dies ganze Geschlecht in Noth und Schande gestürzt, wäre mir nicht die Gelegenheit gekommen, Dich von hinnen zu führen. Hier in meiner Tasche liegen die schreienden Zeugnisse, daß sie alle Heuchler und Betrüger sind. Der sich Deinen Vater nennt, ist ein herzloser Krämer, der nicht sein Weib, nicht Dich, noch sonst etwas liebt, als das Gold und die eitle Pracht, welche feil ist um Gold. Deine Mutter hat gesündigt, seit du lebst, und betrügt Gott durch eine halbe Buße, durch eine halbe, denn sie verbirgt sorgfältig, daß sie gesündigt hat. Der Marquis ist ein Wüstling, in seinem eigenen Hause verhaßt bis zum Morden — das ist die Sippschaft, welche Dir leid thut! Drum folge mir, willst Du?

Melanie.

Lassen Sie mir nur Zeit zur Ueberlegung!

Abbé.

Die haben wir nicht! Vorwärts! (Er faßt sie an der Hand und zieht sie nach der Thür.) Vorwärts! ich verschwende Zeit und Worte an einem thörichten Kinde! (die Thür aufstoßend) Daniel, komm herbei!

Melanie.

Zu Hülfe, zu Hülfe!

Abbé.

Du schreist für mich! Daniel!

(Man hört hinten die Stimme des Marquis:)

„Nichtswürdiger Schlingel, die Ohren reiß' ich Dir ab, da Du sie nicht gebrauchst, um zu hören!"

(Man sieht durch die halbgeöffnete Thür, daß der Marquis einen Diener an den Ohren herbeizieht und daß die Baronin, die darauf zuerst eintritt, ihn zu beschwichtigen sucht.)

Abbé.

Tod und Verdammniß!

Melanie.

Gelobt sei Gott!

Abbé (zerrt sie eiligst zurück in den Vordergrund und sagt, sie loslassend).

Es ist Ihrer Mutter Tod, wenn Sie ein Wort verrathen!

Zwölfte Scene.

Die Baronin. — Bald darauf der Marquis. — Die Vorigen.

Melanie.

Mutter!

(stürzt der Baronin entgegen.)

Baronin (eintretend, ruft rückwärts).

Ich beschwöre Sie, Marquis, mäßigen Sie sich!

Abbé (wirft den Mantel auf einen Stuhl, steckt die Larve zu sich und — das Gesicht gegen das Publikum — sucht sich zu sammeln).

Baronin (die Thür hinter sich schließend).

Aber Kind, wo bleibst Du denn? Alles wartet umsonst auf Dich! Und ist der thörichte Scherz von Dir, uns einzuschließen? Was ist Dir? In welchem Zustande bist Du?

Melanie (ihr Gesicht an die Mutter drückend).

Hinweg, Mutter! Verbanne diesen schrecklichen Menschen für immer aus unserm Hause!

Baronin.

Was soll das heißen? Reden Sie, Abbé!

Abbé.

Wenn ich reden wollte, so müßt' ich reden, wie der Donner, und würde doch nicht gehört.

Melanie.

Unverschämter, hinweg!

Baronin.

Aber Melanie, was erlaubst Du Dir!

Abbé.

Jahrelang eifre ich gegen die Frivolitäten der Zeit in diesem Hause, und heute, an einem hochwichtigen Tage für das einzige Kind des Hauses, an einem Tage, der zu strenger Sammlung auffordert, was finde ich? Ein Meister sinnlicher Gaukelkünste treibt seine Possen mit diesem Kinde, während über das irdische Schicksal desselben im Nebenzimmer entschieden wird. Wehe über

die Mutter, welche meine Lehren in den Wind schlägt, und dergestalt rathlos für ihr Kind geworden ist! Wehe über den Leichtsinn solches Kindes, wehe über das ganze Haus, an dessen Schwelle ich für immer den Staub von meinen Füßen schüttle!

(Er will immer zur Thür hinaus, hört aber fortwährend den Lärm des Marquis.)

Melanie.

Er lügt, Mutter, das ist es nicht!

Baronin.

Schweige, Kind, wenn Du nur solche unehrerbietige Worte hast, Du warst immer rücksichtslos gegen diesen würdigen Mann. Sie aber, Herr Abbé, bitt' ich um Rechenschaft über so heftige Ausbrüche — hier ist etwas Ungewöhnliches vorgegangen, erklären Sie mir es rasch, sonst muß ich die Männer zum Beistande rufen.

Abbé.

Welch' eine Sprache! Soll ich enthüllen, was Alles Sündhaftes in diesem Hause vorgegangen von Anbeginn dieses Kindes? Soll ich die Männer zu Schiedsrichtern aufrufen?

Baronin.

Um Gotteswillen, Abbé, was ist Ihnen geschehn? (Man hört den Fall eines Menschen und erneuten Lärm des Marquis.) All' Ihr Heiligen, der Marquis bringt den Daniel um! (Sie eilt an die Thür und ruft hinaus:) Aber Marquis von Brissac, ich beschwöre Sie! (kommt zurück.) Eilen Sie zu Hülfe, Abbé!

Abbé.

Ich eile hinweg aus dieser Höhle der Leidenschaften, um sie nie wieder zu betreten!

(Er will eben vorsichtig zur noch halb offenen Thür hinaus, als der Marquis mit blankem Degen hereintritt und ihn auf die Seite rennt.)

Dreizehnte Scene.

Marquis. — Die Vorigen.

Marquis (zum Abbé).

Das wird uns sehr angenehm sein!

Baronin.

Aber Marquis!

Melanie (schnell).

Strafen Sie ihn, Pathe, strafen Sie ihn!

Marquis.

Ich habe Sie stark in Verdacht, frommer Herr, daß Sie mit der Dienerschaft unter einer Decke spielen und uns eingeschlossen haben!

Melanie.

Sie haben Recht, Pathe, er ist ein Bösewicht!

Baronin.

Schweig, Melanie! (Leise zum Marquis:) Um Gotteswillen halten Sie ein, er weiß um Alles!

Marquis.

Pardieu!

Abbé.

Der Blitz des Himmels wird nicht zögern, auf Euch herabzufahren! (ab.)

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen, ohne den Abbé. — Bald darauf der Baron — Didier — Prosper — Remy.

Baronin.

Was haben Sie angerichtet! Mein Gott! Mein Gott!

Marquis (den Degen einsteckend).

Ich hätte dem Daniel die Ohren abgeschnitten, wären Sie ihm nicht zu Hülfe gekommen!

Baronin.

Ihre Leidenschaftlichkeit stürzt uns in's Verderben!

Marquis.

Sie hat doch eben eine Thür gesprengt, hinter der wir verhungern konnten. — (Baron — Didier — Prosper — Remy treten ein.) Sie werden mir Ihre Dienerschaft auf vier Wochen in die Kur geben müssen, Baron!

Baron (lachend).

Ich habe den Leuten zur Feier des Tages zu viel

Wein gegeben, und im Rausch haben sie eine falsch
Thür verschlossen — dafür sollen sie morgen fasten!

Didier.

Ja, man kann das Pack nicht streng genug halten

Prosper.

Vielleicht ist's auch ein Scherz des Herrn Chevalie
gewesen!

Marquis.

Warum nicht gar, mein Herr!

Baron.

Nun, lieber Remy, meine Tochter kann ja eben s
gut hier unterschreiben!

Remy (verbeugt sich, und bietet Melanie, welche noch im
mer in großer Agitation ist, den Contract, sie zum Tisch
führend. Er zeigt ihr den Ort, an welchen sie ihren Name
setzen soll).

Hier, gnädiges Fräulein! ist Ihr Name zu unter
schreiben.

Melanie.

Mein Name? — (Pause. Sie unterschreibt und tri
einen Schritt zurück.)

Remy.

Die Verlobung zwischen Herrn Prosper von Didi
und Fräulein Melanie, Baronesse von Gérard, ist s
mit vollgültig vollzogen.

Melanie (schwankt und droht in Ohnmacht zu fallen, d
Marquis fängt sie in seinen Armen auf).

Baron.

Was ist dem Mädchen!

Didier.

Was ist vorgegangen?

Prosper.

Mon dieu!

Baronin (hinzueilend).

Das arme Kind ist von dem Lärm und der Absperrung so erschüttert worden, daß sie sich nicht erholen kann.

Marquis.

Sie kommt wieder zu sich!

Baron.

Das Mittagsessen wird sie herstellen — die Schlingel sollen mir aber zwei Tage fasten. Darf ich bitten, Herr von Didier (auf die Baronin deutend) — die Verwirrung hat sich nicht bis auf die Küche erstreckt! Ich habe eine neue Sauce erfunden!

(Didier giebt der Baronin den Arm — Prosper bietet ihn Melanie, welche aber den des Marquis nimmt. Sie gehen durch die Mittelthür ab. Der Baron und Remy sind die letzten. Als diese aus der Thür treten wollen, überreicht ein Diener dem Baron einen Brief. Dieser bleibt stehen und liest die Aufschrift.)

Funfzehnte Scene.

Baron. — Remy.

Baron.

Citissime! — Erlauben Sie einen Augenblick, lieber Remy! (Remy bleibt an der wieder geschlossenen Thür stehen, der Baron, nach dem Vordergrund gehend, sagt: Ich kenne die Handschrift nicht! (öffnet den Brief und liest; nachdem er gelesen, wendet er sich zurück gegen Remy welcher langsam näher tritt.) Das ist mir noch nicht vorgekommen, Remy! Wunderliches Zeug! Hören Sie:

„Man ist im Stande, Herr Baron, Ihnen ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, ein Geheimniß, welches Ihre Ruhe, Ihre Ehre und Ihr Vermögen betrifft. Sobald Sie sich bereit erklären, funfzigtausend Francs zu zahlen, steht Ihnen die Enthüllung des Geheimnisses zu Dienst. Diese Bereiterklärung mögen Sie durch ein weißes Blatt Papier, welches an Ihre Hausthür genagelt ist, ausdrücken, und auf dieses Blatt können Sie die Stunde des Rendezvous, welche Ihnen für diese Mittheilung gefällig ist, schreiben. Wenn Sie diesen Vorschlag verachten, so haben Sie sich die schrecklichsten Folgen selbst beizumessen."

Was sagen Sie dazu?

Remy.

Keine Unterschrift?

Baron.

Keine Unterschrift.

Remy.

Eine Prellerei!

Baron.

Und was für eine merkwürdige Prellerei! Und wie n's Große getrieben: 50,000 Francs! Meine Ruhe, meine Ehre, mein Vermögen, 's ist nichts mehr üb-ig! (lachend.)

Remy.

Ja, unsre Zeit ist ein unglaublich Quodlibet.

Baron.

50,000 Francs! Die wirft man auch für die Neu-gierde hinaus! Unverschämtes Volk! Lassen Sie uns ssen gehn, Remy — haben Sie Nachrichten aus Lyon on meiner Fabrik? (gehend.)

Remy.

Nein, Herr Baron!

Baron.

Die Leute sind schreibefaul — (gezwungen lachend) Das wär' ein theures Mittagessen für 50,000 Francs!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Zimmer, wie im zweiten Akt.

Erste Scene.

Baron und Remy (treten ein).

Baron.

Ich hoffe, es hat Ihnen besser geschmeckt, als mir lieber Remy; ich muß Ihnen meine Schwäche gestehen: der verrückte Brief beunruhigt mich. Setzen wir uns! Ein gestörtes Diner ermüdet den Körper, statt ihn zu stärken. Nicht einmal meine neue Sauce hab' ich mit Andacht genossen — Was sagen Sie dazu?

Remy.

Ich finde, daß Sie Recht haben!

Baron.

Wie? Mit dem Briefe oder mit dem Diner?

Remy.

Mit beiden. (Sie setzen sich.)

Baron.

Nicht wahr? der Brief ist abscheulich! Ich mag hinsehn, wohin ich will, überall seh' ich mit Frakturschrift die Worte: „Ein Geheimniß, das Ihre Ruhe, Ihre Ehre und Ihr Vermögen betrifft!" Lassen Sie's auch eine Prellerei sein mit den 50,000 Francs; eine Prellerei ist's gewiß, aber der Preller muß doch etwas in petto haben; er weiß ja doch, daß ihn die Polizei am Kragen faßt für unverschämte Betrügerei, und ich stehe nicht in dem Rufe übertriebener Gutherzigkeit. Hab' ich Recht, Remy?

Remy.

Vollkommen Recht.

Baron.

Und Sie theilen meine Unruhe?

Remy.

Ich theile sie besonders seit einer halben Stunde. Ueber Tische nämlich hab' auch ich einen Brief von derselben Art erhalten!

Baron.

's ist nicht möglich! Zeigen Sie, zeigen Sie!

Remy (einen Brief aus der Tasche nehmend).

Und der meine klingt noch vernünftiger, und deshalb noch besorglicher als der Ihre.

Baron (den Brief betrachtend).

's ist eine andre Handschrift! Es giebt also noch einen Zweiten, der das Geheimniß kennt!

Remy.

Dem Briefe nach scheint es nicht so.

Baron (lesend).

„Ich mache Sie aufmerksam, mein Herr, auf einen Brief, welchen der Herr Baron von Gérard vor Kurzem erhalten hat oder bald erhalten wird. Es ist darin von Enthüllung eines Geheimnisses die Rede. Ich kenne dies Geheimniß zwar nicht, aber ich kenne den Mann, der es dem Herrn Baron mittheilen will. Es ist ein solider, streng rechtlicher Mann, der wenig Umstände zu machen gewohnt ist, und der wahrscheinlich das Geheimniß ohne Weiteres anderswohin verkaufen wird, wenn der Herr Baron zögern sollte, auf das Geschäft einzugehen. Lassen Sie sich durch einen Unparteiischen diese Angelegenheit für Ihren Klienten empfohlen sein; denn so viel ich vermuthe, handelt es sich um Außerordentliches." Auch ohne Unterschrift! Das klingt kaufmännisch; aber kaufmännisch betrachtet ist die Sache ein Unsinn. Es müßte denn das Geheimniß sein, Gold zu machen!

Remy.

Nein.

Baron.

Was? Oder ein neuer Webstuhl, eine wunderbare Maschine für meine Lyoner Fabrik.

Remy.

Nein, ich glaube, dieser zweite Schreiber — wenn es anders ein zweiter ist — weiß nichts Rechtes davon

oder will sich wenigstens so stellen. Diesem Briefe nach handelt es sich bloß um Geld und Geldeswerth. —

Baron.

Bloß? Was giebt's denn Wichtigeres? Für Geld kriegt man Zucker, das heißt: Alles, was süß ist auf Erden.

Remy.

Ganz wohl; aber es soll ja nicht bloß Ihr Vermögen, sondern auch Ihre Ruhe und Ehre betheiligt sein!

Baron.

Wenn ich all mein Vermögen einbüßte, verlöre ich da nicht auch meine Ruhe und Ehre?

Remy.

Doch die Ehre nicht!

Baron.

Ehre ist Ansehn, ein ruinirter Baron hat kein Ansehn.

Remy.

Erinnern Sie sich denn aus Ihrem Leben nicht irgend einer Gelegenheit, irgend eines Verhältnisses, auf welche das Geheimniß Bezug haben könnte?

Baron.

Nicht des Mindesten. Ich habe mich auf der See umhergetrieben, bis ich vierzig Jahr alt war und mich verheirathete. Auf dem Schiffe giebt's kein Verhältniß, da giebt's nur Subordination. Und selbst zu meiner Verheirathung bin ich nur ein paar Tage in Versailles gewesen: 's war Alles kurz und einfach.

Remy.

Und von dieser ungewöhnlich eiligen Verheirathung könnte sich nicht irgend etwas herschreiben?

Baron.

Ich wüßte nicht wie! 's war Alles nüchtern und klar, wenn auch eigenthümlich genug. Ich war von Brest nach Versailles gekommen, um Avancement nachzusuchen. Es war Zeit, daß ich Kapitain wurde. Ich wartete denn und langweilte mich im Vorzimmer; da kommt der Marquis von Rochebonne vom Könige heraus, geht an mir vorüber und fragt mich beiläufig, was ich suche. Ich sag's ihm und frage — wir waren Jugendbekannte — ob er was für mich thun könne. Er besinnt sich einen Augenblick und sagt: sind Sie verheirathet, Baron? — Nichts weniger als das! erwidre ich; Schiffslieutenant, immer unter Segel! — Wollen Sie heirathen? — Wozu? frag' ich. — Um Kapitain zu werden. — Wenn man dadurch Kapitain und sonst nicht genirt wird, sag' ich, so soll mir's nicht drauf ankommen. — Im Gegentheil, sagt er, weil Keins das Andre geniren soll, passen Sie. Das Fräulein von Chateauneuf ist eben aus der Klosterpension gekommen; sie ist schön und reich und hat mächtige Verwandte; sie ist aber klostermäßig verzogen und prüde; will stilles, zurückgezogenes Leben; will keinen Mann von Welt heirathen; das ist eine Partie für Sie! Kommen Sie mit, ich will's zu Stande bringen. Die Chateauneufs besorgen Ihr Patent in 24 Stunden. Sobald Sie ge-

traut sind, gehen Sie wieder zur See und überlassen die junge Baronin der klösterlichen Laune. — Topp, Marquis! — Wie gesagt, so geschehn! In 24 Stunden ist Alles abgemacht, als verheiratheter Kapitain empfehl' ich mich am Morgen nach der Hochzeit meiner Frau auf einige Jahre, und als ich nach 36 Monaten zum ersten Male wieder in Brest lande, finde ich Briefe vor, daß mir schon vor mehr denn zwei Jahren eine Tochter geboren worden sei. Dies war Melanie, die wir heute verlobt haben. Ich war älter geworden; ich hatte in Amerika das aufschießende Kaufmannsglück gesehen; ich hatte Fonds durch meine Frau, und es erwachte in mir die Lust, Hab' und Gut zu mehren; ich gründete die Fabrik zu Lyon; ich speculirte, ich reüssirte, und nicht da, noch dort ist was Geheimnißähnliches zu entdecken!

Remy.

Und die Frau Baronin, Fräulein Melanie betreffend, ist nie etwas vorgekommen? —

Baron (auflachend).

Die Baronin ist einmal wie's andere klösterlich und weinerlich gewesen, und Melanie tritt eben erst in die Welt — von dieser Seite verdient Niemand 50,000 Francs von mir, lieber Remy! Darauf können Sie sich verlassen! Für Frauenzimmer giebt man Geld aus zu Putz und Flitter, und sonst nicht einen Sou!

Remy.

Und wie ist's mit einer Erbschaft, die verborgen geblieben wäre?

Baron (unter einem schallenden Gelächter).
Das könnte nur eine Erbschaft von Schulden sein; denn meine sämmtliche Familie war lüderlich!

Remy.

Dann stünde aber zu fürchten, daß unser Geheimniß alte Forderungen an die Familie beträfe, mit denen unter der Hand ein vortheilhaftes Abkommen möglich wäre —

Baron.

Ein vortheilhaftes Abkommen! Was fällt Ihnen ein! Ein Abkommen, das jedenfalls Geld kostete! Wie lange kennen Sie mich? Nicht einen Sou würd' ich für meine Familie bezahlen. — Das wär' ein Geschäft für 50,000 Francs! Nein, so weit kennen mich auch die Leute, um mir nicht mit solchen Abgeschmacktheiten zu kommen. Wer die Vergangenheit und die Verwandtschaft rein machen will, der macht auch seinen Beutel rein. — Nein, Remy, wir schweifen unnütz umher; es betrifft eine Speculation, und die kann leichtlich viele Tausend Francs werth sein. Ein guter Kaufmann muß jede neue Waare zu sehen trachten. Können wir denn nicht die guten Brocken um die Falle her wegholen, ohne in die Falle zu treten?

Remy.

Sie wollen also den Geheimnißkrämer sehen?

Baron.

Sehen und hören! Er ist übrigens kein Krämer; (lachend) wer solche Preise macht, ist ein Geheimnißkauf-

mann! — Man sieht, man fragt, man forscht, man verlangt Andeutungen, man knüpft an, damit es nicht gleich vor andre Thüren komme; man überlegt, man schlägt Vergleiche vor; kurz, man ist Kaufmann!

Remy.

Der Herr Baron sind also der Meinung, dem Manne die Stunde anzuschreiben?

Baron.

Der Meinung bin ich ganz und gar, und ersuche Sie, dies sogleich zu thun, dort ist Schreibzeug. —

Remy (sich zum Schreiben setzend und die Uhr ziehend).

Es ist jetzt halb Vier — welche Stunde bestimmen Sie zum Rendezvous?

Baron (ebenfalls auf seine Uhr sehend).

Halb Vier durch — rasch Geschäft, gut Geschäft — um vier Uhr!

Remy.

Vier Uhr! Der Herr Baron sind von der Energie eines Jünglings —

Baron (lächelnd).

Im Geschäft, Lieber, im Geschäft, so kommt man vorwärts! Lassen Sie den Zettel durch Daniel ankleben, und dann — Sie werden wohl nachsehen wollen, ob zu Hause was passirt sei; ich bitte mir aber um vier Uhr Ihre Gegenwart wieder aus, es wird einzelne Conferenzen geben, die machen uns leichter Spiel, nicht wahr?

Remy.

Wie Sie befehlen! Also um Vier?

Baron.

Um Vier. Daniel wird sich wundern! Und 's ist mir ganz recht, daß der etwas steife Schwieger-Sohn und Papa fort sind, die könnten unnütze Glossen machen über den Anschlag. Wer gewinnen will, darf nicht heikel sein! Also um Vier.

(Remy durch die Mittelthür ab. Baron nach der linken Seitenthür, die er noch verschlossen findet.)

Baron.

Ah, hier ist noch nicht aufgeriegelt! Das Zimmer brauch' ich aber dafür —

(geht nach der hintern Thür.)

Zweite Scene.

Marquis (kommt eilig). — Baron.

Baron.

Sieh da, Marquis! Sie noch hier? Mich dünkt, ich habe Sie fortgehn sehn!

Marquis.

Ich habe was vergessen. —

Baron.

Die Baronin ist drüben! Sie entschuldigen mich,

Marquis, ich bin in Geschäften — (ruft zur Thür hinaus:) Daniel! riegle die Thür zum Corridorzimmer auf! (im Zurückgehn nach der linken Thür an dem unruhig umhergehenden Marquis vorüberkommend.) Sind Sie nicht wohl, Marquis? Sie bewegen sich ja ungewöhnlich viel!

Marquis.

Ich habe zu viel gegessen, besonders von Ihrer Sauce!

Baron.

Nehmen Sie einen Liqueur! — à propos. Herr von Didier sagte mir bei Tisch, in Trianon sei wieder ein Platz offen, haben Sie keine Ihrer Tänzerinnen zu empfehlen?

Marquis.

Was ich empfehle, behalt' ich selbst. Wissen Sie aber, wer schon empfohlen ist? Auf wen die Frau Marquise von Pompadour ein Auge geworfen hat?

Baron.

Nur ein Auge, und vor das eine Auge haben wir heute durch die Verlobung eine Gardine gezogen.

Marquis.

Diese Frau da oben macht gar keinen Unterschied mehr!

Baron.

Seit wann sind Sie denn in diesem Punkte so empfindlich?

Marquis.

Verwundert Sie das, wenn von Melanie die Rede ist?

Baron.

Wir wollen die Hochzeit in den nächsten Tagen ausrichten! Ist das Mädchen erst eine gemachte Dame, dann kann sie das erregte Wohlgefallen benutzen, ohne sich preis zu geben. —

Marquis.

Was?

Baron.

Sie kann kokettiren! Das giebt einen unschätzbaren Einfluß, unter welchem sich für ein Paar Millionen Domainen pachten lassen! Ist denn die Pompadour erblich auf ihrem Platze? — Aber Marquis, Sie sehen wirklich sehr grimmig aus; Sie haben eine Indigestion!

Marquis.

Die hab' ich!

Baron (auf die linke Thür zugehend).

Gehen Sie zu den Damen hinüber, trinken Sie noch eine Tasse Kaffee! Nochmals pardon, daß ich Sie verlasse! (ab in die linke Thür.)

Dritte Scene.

Marquis (allein).

Marquis (dem Baron nachsehend).

Krämer! Ich glaube wahrhaftig, der machte sich nicht viel daraus, wenn die entwendeten Briefe in seine Hände fielen!

Aber die Baronin! **Pardieu**, das wird eine Scene geben! Und ich kann's ihr nicht bergen. — Daß Dich die Pest, Canaille von Bedienten! Denn kein andrer Mensch hat dazu gekonnt!

(Man hört außen die Baronin fragen:)

„Ist der Herr Baron noch nicht zurück?"

Marquis.

Da ist sie schon! Sie hat ein Vorgefühl für Unheil! Courage! Rasch heraus mit dem Unglück! Ein rasches Wetter geht rasch vorüber!

(Er eilt nach der Thür, durch welche die Baronin eintritt.)

Vierte Scene.

Marquis. — Baronin.

Baronin.

Aber Marquis, Sie wissen, wie ängstlich ich Ihrer harre, und treten hier in den Salon, statt in mein Zimmer — was hat das zu bedeuten? Haben Sie die Briefe?

Marquis.

Sie haben mich so gedrängt, daß ich schlecht gesucht habe —

Baronin.

All' Ihr Heiligen! sie sind fort!? —

Marquis.

Nicht doch, ich muß sie verlegt haben, lassen Sie mir nur Zeit bis morgen früh!

Baronin.

Ach, ich unglückliche Frau (in Thränen ausbrechend) — ich unglückliche Frau! (Sie wirft sich auf's Sopha.)

Marquis.

Aber, meine Gnädige, Sie legen zu großen Werth darauf! Wer kann ein Interesse haben, die Briefe zu nehmen! Wem können sie nützen!

Baronin.

O mein Gott! mein Gott! Umsonst lässest Du mich beten und büßen ein Lebenlang; Du vergiebst mir nicht — wem sie nützen können?! Ist's nicht genug daß sie mich verderben? Können sie nicht Didier's hinterbracht werden, die Heirath zu sprengen, die Ehre dieses Hauses zu vernichten — o welch' ein Abgrund! Und warum ließ ich sie Ihnen auch so lange, da ich Ihren Leichtsinn immer kannte; warum gestattete ich sie Ihnen bis zum Tage der Verlobung!

Marquis.

Bereuen Sie nicht ein Zugeständniß, das mich so lange glücklich gemacht hat!

Baronin.

An der Sünde haben Sie sich gelabt! Die Sünde aufgezogen, bis sie uns verschlingt!

Marquis.

Ihre übertriebenen Vorstellungen von Sünde — erlauben Sie mir, dies an so unpassender Stelle zu sagen — haben ganz gewiß das Leid zuwege gebracht! Welcher Mensch auf der Welt konnte die Existenz dieser Briefe und die Wichtigkeit derselben für uns ahnen, wenn Sie nicht in Ihrer frommen Schwäche einem Manne davon verrathen hätten, den Sie Ihren Gewissensrath nennen, und der ganz gewiß ein Schurke ist!

Baronin.

Lästern Sie nicht einen frommen Mann!

Marquis.

Fromm! Wär' er das! Gott weiß, ich bin es nicht, aber ich beuge mich tief davor. Ein Frömmler ist er! Sind die Briefe wirklich fort, so hat er ganz gewiß die Hand im Spiele. Warum verschließen Sie denn Melanie den Mund über das, was heute vor Tische hier vorgegangen ist mit dem Abbé! Vielleicht steht's in irgend einem Zusammenhange damit; denn eine bloße Kapuzinerpredigt setzt das Kind nicht so außer sich. Erlauben Sie, daß ich sie ausfrage —

Baronin.

Nimmermehr! Ziehen Sie auch noch das harmlose Mädchen mit in unser Wirrsal! Allerdings scheint sie der Abbé entsetzt zu haben, hoffentlich zu ihrem Heil

entsetzt zu haben, daß er ihr Andeutungen gegeben hat über die Sündhaftigkeit der Ihrigen —

Marquis.

's ist ein abscheulicher Kerl!

Fünfte Scene.

Melanie (eiligst). — Die Vorigen.

Melanie.

Liebe Mama!

Baronin.

Mein Gott, was ist?

Melanie.

Ach, der Pathe! — Liebe Mama — ich bleibe nicht mehr allein!

Baronin.

Ach, Du bist thöricht!

Marquis.

Warum denn nicht, liebe Melanie?

Melanie.

Ich fürchte mich! — Ueberall seh' ich die erschrecklichen Augen dieses Mannes!

Marquis.

Welches Mannes?

Melanie.

Des Abbé's! Ja, es geht so weit, daß mir seit jenem Augenblicke außer Ihnen, Pathe, und Victor alle Männer erschrecklich sind!

Marquis.

Der Bräutigam auch?

Melanie.

Auch.

Baronin.

Deine Nerven sind aufgeregt, das giebt sich wieder.

Melanie.

Mama! es überfällt mich ein Schauer, wenn ich nur denke, daß ein Mann meine Hand berühren sollte!

Marquis.

Aber in ein Paar Tagen soll Ihre Hochzeit sein, Melanie!

Melanie.

Das wäre mein Tod!

Baronin.

Melanie!

Melanie.

Wo hab' ich nur meine Augen gehabt! Denken Sie, Pathe, daß dieser Prosper ganz und gar denselben Blick, den zudringlichen Blick des abscheulichen Abbé's hat!

Baronin.

Melanie!

Marquis.

Aber was iſt's denn ſo Arges, wenn Ihnen der Abbé eine Strafpredigt über's Tanzen hält! Das hat er doch wohl oft gethan, und Sie ſind nicht ſo erſchrocken

Melanie.

Eine Strafpredigt? — Der Heuchler!

Baronin.

Melanie, Du fällſt wieder in Deine Abgeſchmacktheiten!

Marquis.

Laſſen Sie doch das Kind! Was ſprach er denn wenn nicht eine Strafpredigt?

Baronin

(macht der Tochter eine entſchieden mißbilligende Pantomime)

Melanie.

Was ſoll ich denn ſagen, die Mutter glaubt mir ja nicht — da kommt der Papa!

Sechſte Scene.

Baron (aus der Thür links). — Die Vorigen.

Baron.

(die Uhr in der Hand und Jene nicht gleich bemerkend).

In fünf Minuten Vier! — Ah, Geſellſchaft!

Melanie.

Lieber Vater, ich hab' eine recht große Bitte an Sie zu richten!

Baronin.

Melanie, sei doch nicht voreilig!

Baron.

Später, meine Tochter, später! Ich erwarte hier so eben einen dringenden Geschäftsbesuch.

Siebente Scene.

Tulpe (eintretend). — Die Vorigen.

Tulpe.

Ich bitte um Vergebung! Gnädigster Herr Marquis, ich habe eine eilige Botschaft auszurichten.

Baronin.

O mein Gott!

Marquis.

Was ist?

Tulpe.

Die Frau Marquise von Pompadour lassen den Herrn Marquis ersuchen, sich augenblicklich zu ihr zu bemühen.

Baronin.

Heilige Jungfrau, schon bis zu der ist's gekommen!

Baron.

Was denn?

Marquis.

Die Frau Baronin meinen wohl die Nachricht der Verlobung.

Baron.

Ach ja, Herr von Didier sprach davon, sie sei dagegen. Thun Sie das Ihrige, lieber Marquis, sie zu begütigen. Es taugt nichts, böses Blut da oben zu haben.

Marquis.

Ich bitte um Entschuldigung für die Unschicklichkeit meines Dieners, um solcher Kleinigkeit halber sich hier einzudrängen. Es giebt Naturen, die auch par force dressirt unverbesserlich bleiben. (Auf einen Wink des Marquis geht Tulpe, nachdem er durch ein Zucken seinen Ingrimm ausgedrückt.) Bon jour, Baron!

Baron.

Bon jour! Bon jour!

Marquis

(im Abgehen mit der Baronin und Melanie, zu Melanie:) Wir sprechen noch mit einander! (zur Baronin:) Ich werde finden, was ich suche.

(Alle drei ab. Man sieht durch die offene Thür Remy ankommen, der sich gegen die Abgehenden verbeugt und dann eintritt.)

Achte Scene.

Baron (auf die Abgehenden nicht achtend, setzt sich). — Remy.

Remy.

Es schlägt eben Vier, Herr Baron!

Baron.

Ah, da sind Sie, ein pünktlicher Mann. Was meinen Sie, wird er kommen?

Remy.

Ich zweifle nicht!

Baron.

Setzen Sie sich! Aber ich habe mir überlegt, wir haben ihm zu wenig Zeit gelassen! Er wird sich doch nicht alle halbe Stunden hier auf der Straße umhertreiben, ob der Zettel erscheint!

Remy.

Oh, diese Art ist aufmerksam, ist Tagedieb, hat Helfershelfer!

Baron.

Sie thun ja, als ob Sie unsern Mann kennten!

Remy.

Wer auf so große Summen speculirt, der ist kein regelmäßiger Arbeiter, der ist ein Genie oder ein Taugenichts.

Baron.

Oder, wie gewöhnlich, Beides zugleich. — Ich habe drüben in meinem vergitterten Kabinet die Projecte durchgesehen, welche ich mir für die Zukunft aufgezeichnet hatte, da ist keins von der Art, daß ich auch nur tausend Francs dafür zahlte. Aber zur Sache! Was machen wir für einen Operationsplan? Wie verhalten wir uns? Wer führt das Wort? Was stellen wir für Bedingungen, ehe wir auf den Preis eingehen? Kurz, wie erfahren wir Viel, ohne uns Viel zu vergeben?

(Während dieser Rede ist ein Unbekannter, in einen Mantel gehüllt, mit heruntergekremptem Hut und schwarzer Larve vor dem Gesicht, eingetreten, hat stillstehend die letzten Phrasen gehört, und spricht:)

Neunte Scene.

Unbekannter. — Die Vorigen.

Unbekannter.

Es ist kein Schacher, sondern ein Geschäft!

Baron und **Remy** (fahren Beide von ihren Sitzen auf).

(Pause.)

Baron.

Sie sind der Herr, welcher ein Geheimniß verkaufen will?

Unbekannter.

Ja.

Baron.

Wollen Sie Platz nehmen!

Unbekannter (setzt einen Sessel etwas nach rückwärts zwischen die Sessel des Barons und Remy's).

Baron.

Wir sind hier ungestört; darf ich Sie bitten, Maske und Mantel abzulegen?

Unbekannter.

Nein.

Baron.

Was betrifft Ihr Geheimniß?

Unbekannter.

Das hab' ich Ihnen geschrieben. Sobald Sie mir 50,000 Francs einhändigen, erhalten Sie vollständige Mittheilung.

Baron.

Ich halte sie in meiner Brieftasche für Sie bereit, sobald Sie mir dargethan, daß Ihr Geheimniß eine so große Summe werth ist.

Unbekannter.

Erst das Geld, dann die Waare!

Baron.

Umgekehrt heißt es sonst in der Welt! Ich soll Ihnen doch nicht solch eine Summe zahlen, ohne zu wissen, wofür? (auflachend) Halten Sie mich für einen Narren?

Unbekannter.

Ich halte Sie für einen Mann, dem es nicht ernstlich um unser Geschäft zu thun ist, ich bin also nicht Ihr Mann! (aufstehend.)

Baron (ebenfalls aufstehend).

Und ich nicht der Ihre! Suchen Sie einen andern Käufer!

Unbekannter.

Das wird bald geschehen sein! (sich wendend.)

Baron.

So? betrifft denn Ihr Geheimniß die Industrie, den Handel oder sonst was Reelles?

Unbekannter.

Mein Geheimniß betrifft Sie, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, und es betrifft noch drei andere Personen, wenn Sie rathen wollen!

Baron.

Rathen! rathen! Ich möchte den sehn, der 50,000 Francs gäbe für Etwas, das er nicht errathen kann!

Unbekannter.

Sie sind ja nicht gezwungen dazu! Wenn Sie Ihre Ruhe, Ihre Ehre und Ihr Vermögen nicht 50,000 Francs hoch anschlagen, so würde ich es Ihnen verargen, den Kauf einzugehen.

Baron.

Meine Ruhe, meine Ehre — dummes Zeug! Mein Vermögen ist nicht von einem Geheimnisse abhängig Sie müßten denn das Geheimniß haben, Gold zu machen

Unbekannter.

Das würd' ich nicht für 50,000 Francs verkaufen! — Entscheiden Sie sich, Herr Baron, ich habe Eile!

Baron.

Unter solchen Umständen kann ich mich nicht entscheiden — ich könnte ja eine Albernheit so unmäßig bezahlen!

Unbekannter.

Sie haben sich also entschieden, das heißt: Sie gehen nicht darauf ein!

Remy.

Es ist nicht darauf einzugehen, mein Herr! Entweder Ihr Geheimniß ist solch' eine Summe werth, und dann kann es Ihnen einerlei sein, ob Sie das Geld vor oder nach der Mittheilung desselben erhalten, oder Ihr Geheimniß ist nicht so viel werth, und dann wäre der Herr Baron betrogen, wenn er voraus bezahlte!

Unbekannter.

So denken Sie heute darüber, meine Herren, morgen wird das anders sein, und Sie werden es schwer bereuen! Adieu! (er wendet sich wieder und will gehen.)

Baron.

Noch ein Vorschlag! Wollen Sie nicht Herrn Remy in das Geheimniß einweihen? Er ist ein gewissenhafter Justizmann, und er giebt Ihnen sein Ehrenwort, mir nichts weiter mitzutheilen, als die Kunde: das Geheimniß ist so viel werth, oder: es ist nicht so viel werth. Ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann, ich unter-

werfe mich dann ohne die geringste weitere Nachfrage Herrn Remy's Ausspruche. Lautet dieser: Ja! so zahle ich Ihnen sogleich die verlangte Summe.

Unbekannter (sich wieder setzend).

Verständigen wir uns unzweideutig, meine Herren! Was versprech' ich? Und worauf hat dann Herr Remy nach Empfang meiner Mittheilung Ja oder Nein zu antworten?

Baron.

Sie versprechen für 50,000 voraus zu zahlende Francs die Enthüllung eines Geheimnisses, welches für meine Ruhe, meine Ehre und mein Vermögen von großer Wichtigkeit ist.

Unbekannter.

So ist's. Ich füge mich diesem Uebereinkommen, wenn Herr Remy feierlich bei seiner Amtsehre sich verpflichtet, ohne Umschweif und Einschränkung Ja oder Nein zu sagen, und gewissenhaft Ja oder Nein zu sagen.

Remy.

Ich verpflichte mich dazu!

Unbekannter.

Wohl! So zeigen Sie, daß Sie ein gerechter Richter sind, und sein Sie wie von Ihrem jetzigen Dasein versichert, daß Sie eine fürchterliche Rache ereilt, wenn Sie unehrlich aussagen.

Baron (weist auf die Thür links).

Remy.

Folgen Sie mir!

(ab mit dem Unbekannten in die Thür links.)

Zehnte Scene.

Baron (allein).

Baron.

Mein Gott, diese letzten Worte, denen die verstellte Stimme versagte, erinnern mich — an wen denn? Wo hab' ich doch diesen Mann gesehn? Gleichgültig! Ich weiß doch jetzt, daß ich nicht betrogen werden kann. Die Sache hat mich in die größte Aufregung versetzt, und doch hab' ich nicht die entfernteste Ahnung, was der Mensch haben kann! — Die gewisse Feierlichkeit klingt gar nicht nach einem Kaufmannsgeheimnisse, und doch ist mir alles Uebrige ziemlich gleichgültig, und ist in Ordnung! Nun, Remy weiß ja, was mich interessirt! — Daß wir nur nicht überrascht werden! (nach der Thür gehend und hinaushorchend.) Alles still! — Daniel weist sogar Jemand ab, der herauf will; ich wüßte doch nicht, daß ich's bestellt hätte. Aber 's ist gut, 's ist ein gutes Zeichen für mein Geschäft! (zurückkommend

und sich setzend.) Nichts Schöneres auf der Welt, als die Spannung eines Geschäftsmannes, der große Unternehmungen im Gange hat! — Was ist? Die werden laut mit einander? — 's wird wieder still! — Da sind sie!

Elfte Scene.

Remy (aufgeregt voraus). — Unbekannter (folgend).

Baron.

Nun, Remy?

Unbekannter.

Ich ruf Ihnen Ihr gegebenes Wort in's Gedächtniß, Herr Remy!

Remy.

Sie sind abscheulich!

Unbekannter.

Sie haben nur mit Ja oder Nein zu antworten, Herr!

Baron.

Nun, Remy? Ja oder Nein!

Unbekannter.

Ist das Geheimniß wichtig für Ruhe, Ehre und Vermögen des Herrn Barons?

(Pause.)

Remy.

Das Geheimniß ist eine Abscheulichkeit!

Unbekannter.

Verlangen wir Ihre Kritik? Wir verlangen Ihre Aussage: Ja oder Nein!

Remy.

Eine Abscheulichkeit, und wer damit Wucher treibt, ein Niederträchtiger!

Unbekannter.

Halten Sie Ihr Wort, Herr! Ja oder Nein?

Remy.

Nehmen Sie die Summe, welche ich Ihnen aus meiner Tasche angeboten habe, und gehen Sie auf Nimmerwiedersehen!

Unbekannter.

Ich verlange nichts von Ihnen, als Ja oder Nein.

Baron.

Aber was heißt das, Remy! Ist das Geheimniß von Wichtigkeit?

Remy.

Ich beschwöre Sie, Herr Baron, fragen Sie nicht darnach! Geben Sie dem Menschen die erwucherten 50,000 Francs unter der Bedingung, daß er unverbrüchliches Stillschweigen zuschwört.

Unbekannter.

Verlang' ich Almosen, Herr Notar? Ich verkaufe, und wenn der Kauf geschlossen, so liefre ich aus, was

ich verkauft! Endigen Sie Ihr Gewinsel! Sagen Si einfach: Ja! Der Herr Baron zahlt und erhält, wa er bezahlt hat.

Baron.

Zur Sache, Remy! Ist's von hinreichender Wich tigkeit?

Remy.

Von größter Wichtigkeit ist es; aber es ist durchau nicht nöthig, noch förderlich, Herr Baron, daß Sie's er fahren!

Unbekannter.

Wer fragt Sie darnach! — Ich bitte also de Herrn Baron um die Summe!

Baron.

Sind Sie nicht klug, Remy! Ich soll 50,000 Franc bloß für Ihre Unterhaltung bezahlen, und nicht einm meine Neugierde dafür befriedigt sehen! — Hier ist da Sündengeld, jetzt das Geheimniß!

Unbekannter (das Papiergeld sorgfältig einsteckend). Das Geheimniß heißt —.

Remy.

Ich beschwöre Sie, Herr Baron, heißen Sie ih gehn und schweigen!

Baron.

Schweigen Sie!

Unbekannter.

Seien Sie unbesorgt, ich bin ein ehrlicher Geschäft

mann, und liefre aus, was ich verkauft. Das Geheimniß heißt: Melanie ist nicht Ihre Tochter!

(Pause.)

Baron.

So? — Weiter!

Remy.

Weiter?

Baron.

Natürlich! Ich will nicht hoffen, daß Sie mich bloß dafür haben 50,000 Francs zahlen lassen! Das weiß ich entweder selbst, oder es ist nicht wahr und von keiner großen Wichtigkeit; es betrifft ferner höchstens meine sogenannte Ehre, stört aber meine Ruhe nicht, und hat mit meinem Vermögen gar nichts zu schaffen.

Remy.

Herr Baron!

Baron.

Herr Notar! Ich hoffe nicht, daß Sie mich dergestalt von diesem Schurken haben betrügen lassen! Ist das Alles?

Unbekannter.

Beruhigen Sie sich, Herr Baron! Es liegt mehr Unheil darin, als Sie vermuthen. Die Familie der Frau Barenin, sobald sie notorisch davon unterrichtet sein wird, daß Melanie nicht Ihr Kind ist, Herr Baron, legt gerichtlich auf das Vermögen dieses Kindes Beschlag. Ihr sämmtliches Vermögen, Herr Baron, wird gerichtlich Melanie zugesprochen, und geht von dem Tage an,

da sie sich verheirathet oder majorenn wird, auf Melanie über, die Hälfte davon unmittelbar, die andere Hälfte, so lange die Baronin lebt, unter Verwaltung und Nutznießung der Frau Baronin. Denn es ist gerichtlich in Ihrem Ehecontracte, Herr Baron, ausgesprochen, daß Sie bei der Verheirathung nichts besaßen, und daß Sie sich verpflichteten, das Vermögen der Frau Baronin zum Vortheil etwaiger Kinder derselben zu verwalten. Was Sie mit diesem Gelde erworben haben, gehört also nicht Ihnen, sondern Melanie, und sobald man erfährt, daß Melanie nicht Ihr Kind ist, hört alle Familienrücksicht auf, und man verfährt gegen Sie, wie gegen einen Fremden. An dem Tage, an welchem Melanie Herrn Didier heirathet, haben Sie also nichts mehr als die Pension des Marine-Kapitains — scheint Ihnen nun das Geheimniß wichtig genug?

Baron (aufspringend und den Unbekannten an der Kehle fassend).

Canaille! — Besetzen Sie die Thür, Remy! Ich erkenne jetzt den Schurken ganz an seiner saftigen Stimme! (Er reißt ihm Perücke, Hut und Larve ab.) Es ist der scheinheilige Abbé!

Remy (der an die Thür geeilt ist).

Der Abbé!

Abbé.

Der Abbé! Es soll mich freuen, wenn Ihnen die

ntdeckung Freude macht — sie ändert in der Sache ichts!

Baron (den Degen ziehend und auf ihn eindringend).
Ich will Dir's zeigen, Schuft!

Abbé (ein Pistol aus der Brusttasche ziehend, rasch aufziehend und ihm entgegen haltend).
Erbitzen Sie sich nicht! Sie haben bezahlt, und wir nd quitt bis auf die Beweise, die ich Ihnen noch rzulegen habe und die Sie in der Angst zu fordern rgessen. Ich bin reeller in meinem Geschäft, als Sie!

(Pause.)

(Der Baron sammelt sich; der Abbé tritt einige Schritte rück, um auch Remy beobachten zu können.)

Abbé.

Wenn Sie auch Ihre Frau nicht eben kennen, so nnen Sie doch wohl deren Handschrift — (das Packet riefe aus der Brusttasche ziehend und den obersten Brief herausbmend) — Herr Remy! Sie sind ein geschickter Unrhändler, präsentiren Sie diesen Brief dem Herrn aron! Er ist der Anfang der Correspondenz, und enn man ihn mit Aufmerksamkeit gelesen, braucht an die übrigen nur zu durchfliegen. Er ist geschrieen vom Fräulein von Chateauneuf an den Herrn Marquis von Brissac. Sie sagt ihm darin, daß sie unter dringenden Umständen die Hand des Baron Gérard nehmen müsse, da denn einmal ihre Verwandte in ne Verbindung mit dem Marquis nicht willigen wollen, und sie das Kind, welches sie unter dem Herzen

trage, nicht von der Gesellschaft ausschließen dürfe. –
(Remy hat den Brief genommen und dem Baron gegeben
Erklären Sie sich, Herr Baron, ob Ihnen die Pro
genügt, ob Ihnen die Handschrift zweifellos ist. S
sind über 18 Jahre her, und ich kann Ihnen von j
der fünfjährigen Epoche eine Probe geben, damit S
die allmählige Aenderung der Handschrift beobacht
können.

Baron (der sich gesetzt und gesammelt hat).

Geben Sie her, ich will die Correspondenz im Z
sammenhange prüfen!

Abbé.

Das wäre zu viel!

Baron.

Ich habe sie Ihnen bezahlt!

Abbé.

Bitte um Vergebung! Sie haben das darin v
borgene Geheimniß bezahlt, die Wohnung des Gehei
nisses aber, diese Correspondenz selber haben Sie n
gekauft.

Baron.

So will ich sie kaufen, was kostet sie?

Abbé.

Sie ist mir nicht feil.

Baron (aufspringend).

Schurke! (eiligst an die Thür gehend und hinaus rufend
Daniel!

Abbé (das Pistol ziehend).

Sie bemühen sich umsonst, es kommt kein Mensch! Und sobald Sie selbst die Schwelle überschreiten, geht diese Kugel mit Ihnen. Lassen Sie uns zum Ende eilen. Die Angelegenheit sieht verzweifelter aus, als sie ist: Sie haben nichts verloren als eine Täuschung, das heißt eine Verwandtschaft, welche Sie wenig gekümmert zu haben scheint, Sie werden nichts weiter verloren haben, als diese Täuschung, wenn Sie thun, was man von Ihnen heischt.

Baron (herantretend).

Was heischt man noch?

Abbé.

Noch? Man hat noch nichts geheischt, als ein armselig Botenlohn! — Das that ich; wenn ich man sage, so ist darunter eine Macht zu verstehen, an der Sie nicht hinauf können, und man heischt zunächst Folgendes: Fräulein von Gérard heirathe erstens Herrn von Didier nicht, und die Verlobung werde noch heute aufgelöst, ich will Ihnen dazu behilflich sein. Zweitens respectire und befolge dies Haus später alle diejenigen Vorschläge, welche ich Ihnen in Betreff der Verbindung Fräulein Melanies mittheilen werde. Diese Vorschläge werden eine Unterschrift und ein Siegel tragen, wie dieses Blatt. Geben Sie es, Herr Remy, dem Herrn Baron! (Remy thut's.) Der Herr Baron mögen mir jetzt ausdrücken, ob wir darüber einig sind!

Baron.

Das kann ich nur, wenn mir die Correspondenz eingehändigt wird.

Abbé.

Nicht doch! Der Herr Baron behalten zur Entschließung die nöthige Zeit bis morgen früh halb acht Uhr. Hängt bis morgen früh um acht Uhr wiederum ein weißer Zettel mit der heutigen Zahl Vier an Ihrer Hausthür, so gilt dies für Einwilligung, und die Angelegenheit entwickelt sich ohne weiteren Nachtheil für Sie. Fehlt der Zettel, so wird sie öffentlich, und ruinirt Sie, Herr Baron. Ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen. (Er geht.)

(Der Vorhang fällt langsam.)

Vierter Akt.

Zimmer wie im vorigen Akt.

Erste Scene.

Baron und Remy (sitzen schweigend auf den Sesseln).

Remy.

Glauben Sie sicher, Herr Baron, es sind nur Schreckschüsse, und es wird sich Alles beseitigen lassen — wir leben ja doch nicht in einer barbarisch gesetzlosen Zeit, daß ein Familienglück jedem Abenteurer Preis gegeben wäre!

Baron.

Unsre Zeit ist nicht viel besser! Es ist die Zeit des Wechsels, der Willkühr, des bunten Allerlei — und ist's nicht offenbar, daß die Pompadour hinter diesem verwogenen Menschen steckt? Würde er sonst so frech und zuversichtlich sein? Und was ist zu thun gegen einen Menschen, den sie beschützt?

Remy.

Wenig.

Baron.

Nichts. Die letzte Zuflucht, die man sonst offen hat gegen gerichtlichen Scandal, eine lettre de cachet, gegen diesen Menschen ist sie nicht zu haben. Was bleibt übrig? sich ergeben. Kein Gericht kann mir helfen, auch wenn es ein freies Gericht gäbe gegen Kreaturen der Maitresse. Das Gericht brächte die Vaterschaft des Marquis, brächte die Erbberechtigung des Mädchens zur Sprache, ich würde gesetzlich zu Grunde gerichtet und hätte den Scandal obendrein. Auf dieser Seite ist kein Ausweg.

Remy.

Nein.

Baron.

Und ich bleibe dem Schurken preisgegeben, da er die Briefe in Händen hat, und jeden Augenblick damit vortreten kann.

Remy.

Zunächst will er aber doch nur die Heirath rückgängig machen; darein müssen wir uns fügen, und unterdeß gewinnen wir Zeit und vielleicht auch Mittel.

Baron.

Vielleicht! vielleicht! Zeit ist auch weiter nichts als ein Vielleicht! Man hofft auf die Zeit, wenn man nichts zu hoffen hat. Wollen denn jene Leute die Heirath rückgängig machen blos zu ihrem Zeitvertreib? Ha-

ben sie nicht sicherlich dahinter andre Pläne, die uns dann nicht minder plagen? Denn wenn auch ich nicht übergewissenhaft bin, werd' ich nicht alsdann die Noth mit der Baronin haben, welche Machtwort, Abhilfe von mir verlangen wird zum Schutze des Mädchens? Und ich bin dann machtlos, weil ich fortwährend durch die Briefe im Schach gehalten werde! Das Uebel wird immer unabsehbarer, je länger wir darüber nachdenken!

Remy.

Man ist wie verrathen und verkauft: die Domestiken sind offenbar mit dem Böswicht unter einer Decke, es rührt sich keiner!

Baron.

Sie sind alle käuflich! Was ich dem Geschäftsleben für zuträglich hielt, das rächt sich an meinem Privatleben! Ein Glück ist's, daß ich meine Adelsmarotten verlernt habe, was müßt' ich sonst mit dem Marquis machen, der seit 18 Jahren den uneigennützigen Hausfreund spielt!

Remy.

Ja wohl!

Baron.

Und wenn ich klug bin, darf ich ihn gar nichts merken lassen, sonst bin ich dadurch blamirt, daß ich ihn nicht herausfordere!

Remy.

Wenn Sie klug sind, nehmen Sie ihn zum Verbündeten.

Baron.

Auch das noch! Und dabei darf ich ihm, darf er mir nicht eingestehn, wozu ich ihn eigentlich als Verbündeten brauche. Das bringe Einer zu Wege!

Remy.

Er ist bei Hofe angesehn, selbst bei der Marquise von Pompadour angesehn, er ist dreist, er ist tapfer: wenn Jemand den Abbé fassen und vernichten kann, so ist er es. Die Heirath mit Didiers gefällt ihm ohnedies nicht, er wird gern zur Auflösung behilflich sein.

Baron.

Das will der schurkische Abbé auch! Und wie wird er das anders, als daß er mich gegen Didiers blos stellt? Und wie soll ich diese Auflösung gegen die Baronin begründen? Denn auch diese darf ich nicht merken lassen, daß ich weiß, warum sie fromm ist — sie nähme sich das Leben, oder ginge in's Kloster, und das Mädchen würde dann von den Verwandten als eine Waise zurückgefordert, das Mädchen sammt allem Besitzthum! Oh, es ist ein Abgrund!

Remy.

Didiers anbetreffend schlüge ich vor, um dem Abbé zuvorzukommen, man ließe ihnen beibringen, Sie, Herr Baron, seien ruinirt, und das Mädchen bekäme keine Mitgift —

Baron.

Sind Sie des Teufels, Remy! Vor der Hand sind wir nur von Möglichkeiten des Unheils umringt,

dies wäre ja aber das Unheil selbst, denn es vernichtete meinen Credit. Das hieße die Schlacht verloren geben, welche eben erst mit allerdings entsetzlichen Schreckschüssen begonnen hat. Ich denke, der Abbé wird Didiers zuerst nichts Gründliches sagen, um so lange wie möglich alleiniger Herr des Geheimnisses zu bleiben. Er wird sie mit Drohungen von oben her in Schreck setzen — wenn man ihnen nun entgegenkommt mit der Jammerpost, es sei auch bei uns von oben her bestimmter Protest eingelegt worden gegen die Heirath, so werden sie sich empfehlen.

Remy.

Das glaub' ich nicht: die Didiers sind Parlamentsleute, welche sich nicht an die Verlangnisse des Hofes kehren!

Baron.

Ach Larifari!

Remy.

Der alte Didier wußte ja heute morgen schon von der Abneigung der Marquise und machte nichts daraus!

Baron.

Lassen Sie ihm nur näher an's Leben rücken! Ich müßte meine Franzosen nicht kennen! Unabhängig ist keiner heut zu Tage, kurz, diese Sorge ist die geringste. In allem Uebrigen muß ich allerdings zuwarten, mit meinem Vermögen aber muß ich mich sogleich sicher stellen, so weit es möglich ist, und dazu müssen Sie mir behilflich sein, lieber Remy!

Remy.

So weit ich's im Stande bin, sehr gern.

Baron.

Im Stande! Sie wollen doch nicht mitten unter Spitzbuben bedenklich sein! Also: ich verkaufe Ihnen meine Fabrik in Lyon für eine Million, so viel ist sie werth!

Remy.

Das glaub' ich wohl, aber —

Baron.

Daß Sie die Million nicht haben, weiß ich, Sie können sich aber auch denken, daß Ihnen die Fabrik deshalb noch nicht gehört, weil ich sie Ihnen verkaufe — (steht auf). — Bitte, schreiben Sie!

Remy (setzt sich zum Schreibtisch).

Baron (dictirend).

„Unter heutigem Dato habe ich meine Fabrik in Lyon gegen Erlegung einer Summe von einer Million Francs an den königlichen Notar Herrn Richard Remy abgetreten, welches ich hiermit durch meinen Namen und mein Siegel bescheinige."

So! Das will ich hernach unterfertigen und Ihnen einhändigen. Sie datiren es vom gestrigen Tage, vom gestrigen Tage, so! Das deponiren Sie legal, und sollte die Katastrophe über mich hereinbrechen, so kommen Sie damit und weisen sich aus als Besitzer der Fabrik! Daß sich die Million bei mir nicht vorfindet, dafür werde ich schon Sorge tragen! Nun zu Nr. 2,

daß Ihnen die Millien nicht auf dem Halse bleibt! Dazu nehmen Sie einen andern Bogen! (Dictirend.) „Unter heutigem Dato verpflichte ich mich, die Lyoner Fabrik, welche mir der Herr Baron Gautier Gérard abgetreten, selbigem Herrn Baron Gautier Gérard unentgeldlich zur Disposition zu stellen, sobald es selbiger Herr Baron Gautier Gérard erheischt." So, unterzeichnen Sie Ihren Namen und das heutige Datum, vollziehen Sie beide Documente zu Hause und legen Sie mir selbige heute Abend vor. Verstehen Sie?

Remy.

Vollkommen.

Baron.

Jetzt bin ich von dieser Seite gedeckt und erwarte leichter die Zukunft! Ein paar alte Füchse, wie uns, nicht wahr, Remy? fängt man nicht so leicht! (lachend.) Gott sei Dank, ich kann wieder lachen! (nach der Thür gehend.) Wer kommt da?

Remy (die Papiere einsteckend, für sich).

Ich kann diese Schriften nicht vollziehen!

Zweite Scene.

Tulpe (mit Armleuchter vorausgehend). — Der Marquis. Die Vorigen.

Baron.

Ach, der Marquis! (für sich:) Und welche Rolle hab' ich zu spielen!

Marquis.

Entschuldigen Sie, lieber Baron, daß ich meinem Diener erlaubt habe, zu leuchten, die Ihrigen sind voll süßen Weines und nicht zu brauchen!

Baron.

Das haben wir leider erfahren!

Marquis.

Erlauben Sie ferner, daß ich den Chevalier von Victor herrufen lasse.

Baron.

Nach Ihrer Bequemlichkeit!

Marquis.

Sehr gütig, es betrifft auch Ihr Interesse. (zu Tulpe:) Du hast gehört, besorg' es! (Tulpe ab) Herr Remy sind auch auf dem Wege?

Remy (verbeugt sich gegen ihn).

Baron (zu Remy).

Ja, lieber Remy, versäumen Sie keine Zeit damit!

(Remy verbeugt sich und geht ab.)

Dritte Scene.

Baron. — Marquis.

Baron (für sich).

Welche Rolle hab' ich zu spielen! (laut.) Setzen
ir uns, Herr Marquis! Was giebt's mit dem Che-
alier von Victor?

Marquis

setzt sich auf den Sessel am Tische, welchen der Baron vor-
in eingenommen hatte. Auf dem Tische liegt noch der vom
bbé ausgelieferte Brief. Der Baron nimmt Remy's Sessel).

Wir werden den Chevalier brauchen, lieber Baron.
Die Angelegenheiten verwirren sich arg.

Baron.

So? Welche?

Marquis.

Sie wissen, daß mich die Marquise rufen ließ!
nd was denken Sie, daß sie wollte?

Baron.

Was Herr von Didier schon heute morgen sagte:
Vorstellungen machen gegen Melanie's Heirath, nicht wahr?

Marquis.

Und wenn die Marquise von Pompadour Vorstellungen macht, so heißt das? — Lieber Baron, Sie sind so kalt und gleichgültig, die Dinge sind aber sehr heiß geworden! Was ist geschehn? Was haben Sie mit Didier gehabt?

Baron.

Nichts.

Marquis.

Nichts? Sind wir denn in einem Labyrinth? Von der Marquise bin ich zu Didier selbst gegangen, um ihm mitzutheilen, was die Marquise gesagt, und womit empfängt er mich? Mit einem Briefe voll der wunderlichsten Nachrichten: Sie seien bereits entschlossen, die Heirath mit seinem Sohne rückgängig zu machen. —

Baron (für sich).

Da ist er bereits, der Schurke von Abbé.

Marquis.

Sie seien durch Briefe aus Lyon in große Verlegenheit gesetzt —

Baron.

Was!

Marquis.

Ihre Geschäfte hätten einen gefährlichen Stoß erlitten, Ihr Vermögen sei bedroht —

Baron (aufspringend).

Der Schurke!

Marquis.

Wer?

Baron.

Meinen Credit zu untergraben!

Marquis.

Von wem sprechen Sie?

Baron.

Von einem Intriguanten!

Marquis.

's ist also nicht wahr? Desto besser; daß wir Didier dadurch los werden, ist mir persönlich ganz recht und ist auch ganz angenehm wegen der Marquise.

Baron.

Um den Preis meines Credits! Sie wissen nicht, was das heißt!

Marquis.

Nein, ein Seigneur hat immer Credit, und wenn Sie dadurch von Ihrem Kaufmannstriebe abgelenkt werden, so ist das auch recht gut. Wir haben Geld genug, um nicht unsre Wappen mit Wechslern und Krämerzeug zu behängen! — Bei Didier hat's gewirkt. Ungunst bei Hofe und keine Mitgift reimt sich ihm nicht zu seines Sohnes Hochzeit, ich glaube er ist schon auf dem Wege hierher, Ihnen das persönlich auf die schonendste Weise mitzutheilen, wie das so Art des Parlamentsadels ist: Titel kann man erwerben, aber nicht adelige Gesinnung.

Baron.

Und mein Haus ist blosgestellt! Melanie, für welche Sie sich ja immer zu interessiren geruhn, ist wie eine Waare behandelt!

Marquis (für sich).

Welche Ausdrücke! Hier ist schon etwas geschehn (laut:) Nicht doch! Man behandelt's als Bagatelle man dankt, man drückt sein Vergnügen aus, daß das Kind nun seiner Neigung folgen und den Mann des Herzens heirathen könne!

Baron.

Wen?

Marquis.

Den Chevalier!

Baron.

Was, den Herrn von Habenichts?

Marquis.

Wir haben genug.

Baron.

Dessen Abstammung Niemand kennt!

Marquis.

Ich kenne sie — (in diesem Augenblicke sieht der Marquis den Brief auf dem Tische und ruft bei Seite:) Pardieu (genauer hinsehend, leise:) Es ist einer von den Briefen Er hat sie! **Dieu de Dieu!**

Baron (aufstehend, für sich).

Welche Unvorsichtigkeit, ich habe den Brief liegen lassen!

(Der Marquis ist ebenfalls aufgestanden.)

(Pause.)

Marquis.

Sie sind unterrichtet, Baron?

Baron (für sich).

Ich darf nichts zugeben, sonst kommt Alles zur Sprache und man läßt mir nur, was man will! (laut:) Wovon? Sie irren sich!

Marquis.

Ich allein hab' es zu verantworten, und ich bitte Sie, mir allein Alles zur Last zu legen.

Baron.

Ich weiß nicht, was Sie wollen!

Marquis.

Nehmen Sie mein offenes Geständniß, und treiben Sie's nicht weiter!

Baron.

Sie haben mir nichts zu gestehn!

Marquis.

Also wissen Sie Alles?

Baron.

Ich weiß nichts.

Marquis.

Sie sind mir unbegreiflich!

Baron.

Sie mir ebenfalls!

Marquis.

Warum sinnen Sie auf geheimnißvolle Maaßregeln, da sich Ihnen der Schuldige frank und frei stellt?

Baron.

Ich sinne auf keine geheimnißvollen Maaßregeln, und der Schuldige, den ich kenne, hat nichts mit Ihnen zu schaffen!

Marquis.

Baron!

Baron.

Marquis!

(Pause.)

Marquis.

Der Schuldige hätte nichts mit mir zu schaffen! Sie wollen doch nicht Ihre Rache gegen das wehrlose Geschlecht richten?

Baron (für sich).

Ist der Mann hartnäckig! (laut:) Sie müssen eine vorgefaßte Meinung haben, lieber Marquis, die ich nicht kenne und die unsre Unterhaltung verwirrt. Es hat sich ein frecher Mensch in meine Familienangelegenheiten gemischt, den kenne ich, und den werde ich züchtigen, das ist Alles!

Marquis.

Ihre Ausdrücke, Herr Baron, sind sehr ungewählt, und wäre die Sache nicht so delicat, so würde mein

Degen dafür Rechenschaft verlangen. Das wollt' ich eben vermeiden, und deshalb bat ich Sie, die Sache friedlich zu begraben —

Baron.

Mißverständniß ohne Ende! Wenn ich von einem frechen Menschen rede, so hat dies ja mit Ihnen gar nichts zu schaffen! Bin ich denn ein Mensch ohne Erziehung, daß ich mir gegen einen Freund und Standesgenossen solche Ausdrücke gestatten würde! (für sich:) Ich muß ihn noch um Verzeihung bitten, daß er mich betrogen hat!

Marquis.

Aber von wem sprechen Sie denn, da ich sehe, daß das Geheimniß Ihnen verrathen ist?

Baron.

Von dem Verräther sprech' ich!

Marquis.

Von welchem Verräther, Herr?

Baron.

Mein Gott, von dem Verräther des Geheimnisses!

Marquis.

Ah so! — Das Geheimniß also kennen Sie?

Baron.

Das Geheimniß des Verräthers kenn' ich, das heißt, die Lüge!

Marquis.

Sie sind außerordentlich räthselhaft!

Baron.

Sie sind außerordentlich schwerfällig!

Marquis.

Schwerfällig? (nach kurzem Besinnen sich vor die Stirne schlagend.) Dieu, wie ungeschickt! ganz recht: wie schwerfällig! Ich bin beschämt, ich bewundere Sie, Baron! Auf mein Wort, Baron! Sie sind groß!

Baron.

Sie sind viel größer, Marquis, denn Sie bewundern da wieder etwas, wo nichts ist!

Marquis.

Entziehen Sie sich nicht meinem Dank!

Baron.

Gehen Sie zum Henker, Herr, mit Ihrem Danke, Sie sind mir keinen Dank schuldig!

Marquis.

Ganz recht, Baron, ganz recht, ich falle aus einer Ungeschicklichkeit in die andere. Geben Sie mir Ihre Hand und sprechen wir von was anderm. Zum Beispiele: wollen Sie mir nicht die Züchtigung des Schurken erlauben?

Baron

(sich setzend und den Marquis pantomimisch dazu einladend).

Ich kann ihn noch nicht züchtigen, weil er eine ganze Sammlung solcher nachgemachter Briefe hat, 43

an der Zahl, und weil er damit ehrenrührige Verläumdungen in die Welt bringt, sobald ich ihn reize.

Marquis.

Es wäre also die Aufgabe, ihm sämmtliche 43 nachgemachte Briefe — (bei Seite) die Zahl ist ganz richtig! — (laut) abzunehmen und ihm dann das Fälschungshandwerk für immer zu legen.

Baron.

Dies wäre die Aufgabe!

Marquis.

Ich will sie zu lösen suchen.

Baron.

Nicht doch, das ist meine Sache! Sie ist mühsam und gefahrvoll, denn der Mensch hat die stärksten Verbündeten.

Marquis.

Die Marquise von Pompadour selbst, hab' ich Recht?

Baron.

Die Marquise von Pompadour selbst.

Marquis.

Dacht' ich's doch! und wer ist der Schuft?

Baron.

Der Abbé von der Sauce!

Marquis.

Richtig! — Mit ihm steckte mein Schurke von Tulpe öfter zusammen.

Baron.

Ihr Tulpe hat nichts damit zu schaffen!

Marquis.

Nein, ganz recht, wie käme Tulpe hierher! aber er kann mir behülflich sein, des scheinheiligen Burschen habhaft zu werden. Nun kenn' ich auch den Beweggrund!

Baron.

Geld will er schneiden!

Marquis.

Nicht blos!

Baron.

Blos!

Marquis.

Sie wissen's also noch nicht?

Baron.

Ich will nichts weiter wissen!

Marquis.

's ist unverfänglich: verliebt ist er in Melanie! Entführen hat er sie wollen. Er hatte uns drüben eingeschlossen.

Baron.

So? Und wie in der Hölle ist der Mensch verschanzt!

Marquis.

Das ist er! Aber hier meine Hand darauf, ich hole ihn!

Baron.

Nicht doch! Wenn er geholt wird, schreit er seine

Verläumdungen zu den Fenstern hinaus, vernichtet muß er werden, seine Stimme muß ersticken!

Marquis.

Dafür ist die Bastille erfunden!

Baron.

Wollen Sie gegen den Vertrauten der Pompadour eine lettre de cachet auswirken? Das heißt: wollen Sie den Mond vom Himmel reißen?

Marquis.

Das sieht allerdings wie unmöglich aus. Nein, ich renn' ihm den Degen durch den Leib, das erstickt auch die Stimme.

Baron.

Und das Geschrei hinterher, und die Pompadour und die Verläumdungen, die er gegen Didier gewiß schon angedeutet! Das wäre gerade so gut, als ob wir die falschen Briefe im Mercure de France abdrucken ließen, unter der Versicherung, sie seien ächt. Nein, die Pompadour selbst muß ihn aufgeben, er muß schriftlich bekennen, daß er gefälscht hat, und muß das erwucherte Geld zurückgeben, sonst ist nicht zu helfen.

Marquis.

Allerdings eine Riesenaufgabe! Aber ich gehe an die Lösung!

Baron.

Wie kämen Sie dazu, sich ihr zu unterziehen?

Marquis.

Pardieu, wie ich dazu käme! — Ja, ja so! —

Nun, haben Sie denn vergessen, daß ich Ihr Freund, Ihr Hausfreund, ich will sagen, der Freund Ihres Hauses bin?

Baron.

Es war mir unmöglich, das zu vergessen, Herr Marquis!

Vierte Scene.

Die Baronin (eiligst eintretend mit einem Briefe in der Hand). — Die Vorigen.

Baronin.

Vergeben Sie mir, Baron, wie ich hoffe, daß Gott mir vergeben werde! Vergeben Sie mir!

Baron.

Nun auch die noch!

Marquis.

Pardieu, die verdirbt Alles!

Baronin.

Wüßten Sie, Baron, was ich darum gelitten, wie ich gebüßt habe und wie ich büßen will!

Marquis (versucht umsonst, sie durch Zeichen zurückzuhalten)

Baron.

Sie sind mir durchaus unverständlich, Frau Ba-

ronin! Sie ruiniren Ihre Gesundheit durch solche übertriebene Frömmigkeit und aus der Luft gegriffene Selbstanklage!

Marquis.

Sehr richtig! Sie ruiniren Ihre Gesundheit und Ihre Familie! (leise:) Er weiß nichts!

Baronin (auf den Brief zeigend).

Alles! — Mein Gewissen ist nicht mehr einzuschläfern und bedarf der Erleichterung eines offnen Eingeständnisses, das will ich ablegen vor aller Welt!

Baron.

Sind Sie des Teufels, Frau Baronin?

Baronin.

Ach, leider war ich des Teufels!

Baron.

Hier ist offenbar eine Geistesstörung unterwegs! Ich bitte Sie, Herr Marquis, geleiten Sie Madame in ihr Appartement, ich will dafür Sorge tragen, daß sie dort durch Niemand mehr gestört werde!

Baronin.

Oh, Sie strafen zu gelinde, mein Gemahl, nicht blos in meinem Zimmer will ich eingeschlossen leben, ich will mich in's Kloster zurückziehen, um dort meinen Tod zu erwarten.

Baron.

Warum nicht gar!

Baronin.

Es ist mir dies als Buße auferlegt, und der Abbé schreibt mir zugleich, daß Sie von Allem unterrichtet sind.

Baron.

Ihr Abbé ist der erste Schurke des Königreichs, und Alles, was er sagt, ist Lug und Trug!

Baronin.

Aber, lieber Baron, hier weiß ich nur zu gut, daß es die Wahrheit ist, die man Ihnen endlich verrathen hat —

Baron.

Sie wissen nichts, Sie kennen die Wahrheit nicht, Sie sind getäuscht, betrogen —

Baronin.

Aber, lieber Baron, ich werde doch wissen, —

Baron.

Sie wissen gar nichts, und mit Ihrer Wuth, sich durchaus für eine Schuldige auszugeben, vernichten Sie das Glück Ihres Kindes, die Ruhe dieses Hauses!

Baronin.

Wir sollen alles Weltliche abthun zur Steuer der Wahrheit. Ihre Auffassung des Unglücks ist mir unbegreiflich, aber ich kenne meine Christenpflicht, und ich werde ihr nachkommen, wie sehr die Welt dagegen schreie! ab.)

Baron (ihr nachrufend).

Und wir werden sorgen, daß Sie bei Sinnen bleiben!

Fünfte Scene.

Baron. — Marquis.

Baron.

Dachte ich's doch, daß uns von dieser überspannten Person der gefährlichste Widerstand drohte! Wissen Sie Rath, Marquis?

Marquis.

Keinen weitern, als den Sie selbst schon angedeutet, sie halb gefangen zu halten, bis sich ihr aufgeregtes Wesen in etwas gelegt hat.

Baron.

Auch hierzu ist die Vernichtung des Abbé's nöthig, der sie am Gängelbande führt!

Marquis.

Nicht blos die Vernichtung, sondern die Entlarvung des Abbé's! Erst wenn er ihr unwiderleglich als Heuchler und Betrüger gezeigt wird, erst dann haben wir Aussicht, ihr verstörtes Gemüth weltlicher Ruhe zugänglich zu machen.

Baron.

Wir haben so viel Unmöglichkeiten vor uns, daß wir nur durch ein Wunder zu einem glücklichen Ende kommen — da hör' ich schon Didier! — Was soll

mit dem werden? Daß er zurücktritt, ist für den Augenblick Nebensache, aber wodurch verhindern wir ihn, die Lügen des Abbé's weiter zu sagen? Eine neue Unmöglichkeit!

Marquis.

Nicht doch! Die alten Herren unsrer Zeit haben alle ihre Jugendsünden, an denen man sie leitet, wie die Rosse am Zügel —

Baron.

So?

Marquis.

Mit Ausnahmen, Baron! Ueberlassen Sie mir diesen Parlamentsrath, ich mache ihn nicht nur verschwiegen, sondern hülfreich für unsre Aufgabe: er zuerst soll die Pompadour um einen königlichen Verhaftsbefehl gegen den Abbé angehn!

Baron.

Der Parlamentsrath! der ein Lebensgeschäft daraus macht, sich gegen diese Verhaftsbriefe aufzulehnen! Sie sind allzu zuversichtlich in unsrer trostlosen Lage!

Marquis.

Auch ein Parlamentsrath war einst jung — er soll noch selbst für seinen Sohn um Melanies Hand demüthig bitten!

Baron.

Ihre leichtsinnige Zuversicht, Marquis, vermehrt nur meine Sorge. Das aber sage ich Ihnen positiv: wenn diese sich jetzt auflösende Verlobung nicht am Ende wi

der geknüpft wird, so bin ich nicht befriedigt, und von Ihrem Chevalier kann nie die Rede sein.

Marquis.

Ach, was da, Baron! Es lebe der Leichtsinn!

Sechste Scene.

v. Didier. — Prosper v. Didier (treten ein). — Die Vorigen.

Didier.

Ich gratulire zu der guten Stimmung bei so üblen Umständen!

Baron.

Was giebt es für üble Umstände, mein Herr?

Marquis (zu Didier).

Man hat Sie getäuscht!

Prosper (höhnisch).

Allerdings, und deshalb sind wir hier!

Marquis.

Um uns zu enttäuschen über den Adel, welchen der Herr Baron Ihnen zugetraut hatte!

Didier.

Es sind mir von mehreren Seiten übereinstimmende Nachrichten zugekommen, die heute beschlossene Verlobung meines Sohnes —

Marquis.

Ihres Sohnes Prosper?

Didier.

Sei gerade in die peinlichsten Verwickelungen Ihres Haushaltes gerathen, daß ich mich beeile, Ihnen mitzutheilen —

Marquis.

Sie wollten mit dieser Verlobung den Entwickelungen nicht im Wege stehen! Parlamentsstyl, Basta

Didier.

Der Herr Marquis sind von einer Laune, die alle Nachsicht in Anspruch nimmt!

Marquis.

Ich denke, deren noch viel mehr in Anspruch zu nehmen.

Prosper.

Man nimmt, was Einem nicht gegeben wird!

Marquis.

Darauf verstehen Sie sich wohl?

Didier.

Kann ich Ihnen übrigens, Herr Baron, mit Rath und Kenntniß zu Diensten sein in Ihrer Lage, so gebieten Sie über mich!

Baron.

Von was für einer Lage sprechen Sie denn?

Marquis.

Mit Rath und Kenntniß, das ist zu wenig, Herr Parlamentsrath.

Didier.

Ich muß gestehn, daß mir die Herren unerklärlich sind!

Prosper.

Sie geben sich wenig Mühe, Ihren Verdruß zu verbergen.

Baron.

Sie, Herr Parlamentsrath, sind mir nicht minder unerklärlich! Sie kündigen mir in vagen Redensarten eine Verbindung mit meinem Hause auf, und machen mir damit ein unerwartetes Vergnügen, sprechen aber dabei immer von einer besondern Lage, in der ich mich befände und von der ich nichts weiß. Ich befinde mich in der Lage, Ihnen zu sagen, daß Sie sich gerade so ungebührlich benehmen, wie man sich dessen vom sogenannten Parlamentsadel versehen mußte.

Didier.

Ich vergebe Ihrer Lage eine Beleidigung, die ich —

Baron.

In des Kukuks Namen, Herr, von was für einer Lage sprechen Sie?

Prosper.

Von einer Lage, Herr, deren Sie sich nicht zu rühmen haben. Sie haben mir vor wenig Stunden eine Dame anverlobt, unter Titeln und Bedingungen, die falsch waren und falsch sind. Ihnen zu sagen, daß

dies unschicklich sei, und mich Ihnen ein für allemal zu empfehlen, ist der Zweck unsers Besuches. Adieu! (geht.)

Marquis.

Junger Herr!

Prosper.

Alter Herr, was beliebt? (ab.)

Marquis.

Wir sprechen noch darüber!

Baron.

Was ist das für ein Galimathias?

Didier.

Sie fordern so ungestüm heraus, daß ich Ihnen mit dürren Worten wiederholen muß, was Ihnen ohne Zweifel der Herr Marquis schon mitgetheilt. Wir sind unterrichtet davon, daß Fräulein Melanie nicht Ihre legitime Tochter ist und daß Ihre Vermögensumstände zerrüttet sind.

Marquis (laut lachend).

Bravo, Herr Parlamentsrath! Besonders die Vermögensumstände nehmen sich vortrefflich aus!

Baron.

Mein Herr, daß Sie solchen abgeschmackten und lügenhaften Klatschereien Gehör schenken, ist schon verwunderlich, daß Sie darauf hin so voreilige unziemende Schritte thun, zeigt, wie vortheilhaft diese Heirathsauflösung für meine Tochter ist. Ich habe also mir und den Meinigen zu gratuliren, daß dies so gekommen, und daß ein Candidat der Galeeren, ein gemeiner In-

triguant mächtig genug gewesen ist, Sie zu solchem Schritte zu verleiten. Eins nur habe ich Ihnen ernstlichst zu bemerken: der Intriguant ist in unsern Händen, von ihm aus kann die ehrenrührige Klatscherei nicht weiter verbreitet werden. Sobald ich also das geringste Zeichen erfahre, es wisse außer Ihnen und Ihrem vorlauten Sohne noch Jemand davon, so verklage ich Sie bei den Tribunalen als Pasquillanten und Ehrenschänder, was sich für einen Parlamentsrath vortrefflich ausnehmen wird. Ich empfehle mich Ihnen! (ab.)

Siebente Scene.

Didier. — Marquis.

Didier.

Was soll das heißen?

Marquis (lachend).

Daß Sie in die Falle gegangen sind, welche Ihnen die Marquise von Pompadour gelegt hat! Sie sind noch zu neu in der Gesellschaft, Herr Parlamentsrath.

Didier.

Warum nicht gar!

Marquis.

Bis heute Mittag wollten Sie nicht abstehn von dieser Heirath, obwohl es die Marquise von Ihnen verlangt hatte. Sie trieben's bis zur wirklichen Verlobung: eine Stunde darauf haben Sie von einem Werkzeuge der Marquise Nachricht und Documente im Hause, der Baron sei ruinirt, seine Tochter sei nicht seine Tochter, und was weiß ich sonst noch! Statt der Quelle nachzugehn, statt zu warten, zu forschen, treibt Sie der Alltagssinn zur eiligsten Katastrophe — (lachend) vortrefflich! So wohlfeil ist's der Marquise lange nicht geworden!

Didier.

Sie wollen behaupten, jene Nachrichten seien unächt, jene Briefe der Baronin, von denen ich zwei in Händen habe, seien falsch —?

Marquis.

Nachgemacht, freilich! Kommen Sie her, vergleichen Sie! Wir haben hier auch einen, und der hat uns auf die Spur gebracht! Wir haben die Handschrift der Baronin aus früherer Zeit verglichen, und dadurch die Fälschung entdeckt. Sie sind der jetzigen Handschrift der Baronin nachgemacht, nicht der damaligen da sie aus dem Kloster kam und steif und regelmäßig schrieb, wie ein Lineal. Der sogenannte Ruin des Barons ist eine Luruszugabe für Sie — wir haben den Burschen, der, mit dem Lohn der Marquise nicht zufrieden, auch nebenher noch Geld gewinnen wollte!

Didier.

Sie haben ihn?

Marquis.

Das heißt: wir kennen ihn! Und zur Habhaftwerdung des Schufts sollen und werden Sie uns wirksam beistehn als Mann des Rechts, Herr Parlamentsrath!

Didier.

Und das bilden Sie sich ein, nachdem Sie sich eben beide auf die unhöflichste Weise gegen mich betragen haben?

Marquis.

Das bilde ich mir ein, jetzt, da ich vorhabe, Ihnen noch viel schlimmere Dinge zu sagen, als ich Ihnen gesagt habe! Ich versichere Ihnen, daß nach Verlauf einer Viertelstunde Ihr guter Ruf, das heißt nur der Ruf eines redlichen Mannes, der alleruntergeordnetste gute Ruf auf dem Spiele stehen wird, und daß Sie bereit sein werden, Sie, ein Parlamentsrath, welcher die lettres de cachet bekämpft, noch heut Abend bei der Marquise von Pompadour um einen solchen Verhaftsbefehl dringend zu bitten! Wie gefällt Ihnen das? (lachend.)

Didier.

Sie haben stark dinirt, Herr Marquis, ich bitte Sie ein ander Mal um die geziemende Erläuterung. Adieu! (abgehend.)

Marquis (sich setzend).

Wie Sie darüber denken! So mag Ihr Bastardsohn, den Sie wie ein Vandale seinem Schicksal überlassen haben, in Ihrem Namen bei der Marquise um diesen Verhaftsbefehl anhalten!

Didier.

Was soll das heißen!

Marquis.

Setzen Sie sich zu mir, ich will's Ihnen erklären! — Setzen Sie sich! Es giebt Dinge, die Einem in die Beine schlagen! (Didier setzt sich.) Ich verlebte einen Theil meiner lustigen Jahre in der Auvergne — Sie sind bekannt in der Auvergne, Herr von Didier? Ich denke, Sie sind ja von daher! Unter den vielen Damen, die mich interessirten — denn ich muß gestehn, daß mich sehr viele interessirten — war ein blasses Fräulein von Armagnac. Sie scheinen sich des Namens zu erinnern! Dieses Fräulein war arm und traurig: traurig wegen ihrer Armuth, arm wegen ihrer Traurigkeit; denn sie verscheuchte damit manchen stattlichen Freier. Mich zum Beispiel auch, aber mir entdeckte sie, warum sie traurig sei. Warum war sie traurig? Sie wissen's nicht, Herr von Didier? Sie hatte ein ernstlich Liebesverhältniß mit einem Jugendfreunde gehabt, eines von jenen schweren Provinzverhältnissen, das ein ganzes Leben ausfüllt, das hundert Liebschaften überdauert und über's Grab hinausreichen soll. Wir kennen das nicht mehr, Herr Parlamentsrath, wir sind zu lange aus der

Provinz. Jener Jugendfreund war auch nach Paris gegangen, um seine Carrière zu machen und nach gemachter Carrière seine Louison zu holen — der Name Louison scheint Sie zu interessiren? Nun, Louison schrieb ihm, die gefürchtete Stunde käme näher und näher, er möchte ihr mit Rath und Hülfe an die Hand gehn! Der Jugendfreund antwortete nicht. Sie gebar heimlich, sie beschwor ihn, sich seines Kindes anzunehmen, sie habe nicht die Mittel, es zu erhalten. Der Jugendfreund antwortete nicht, er ließ sich in seiner Carrière nicht stören. Er wird schon hervortreten, sobald er ein gemachter Mann ist, nicht wahr? Er wurde ein gemachter Mann, Mutter und Kind schmachteten in Mangel und Elend, es war die höchste Zeit! Louison schrieb ihm: Dein Sohn streckt seine kleinen Arme nach Dir aus, er hungert! Sie erhielt keine Antwort, aber man erzählte ihr aus dem **Mercure de France**, daß ihr Jugendfreund eine reiche Heirath gemacht habe. Nun konnte sie ihm nicht mehr schreiben, nicht wahr? Sie hätte ihn ja bloßgestellt! Sie ist in der Stille verdorben und gestorben, und vor Gericht könnte diesem Jugendfreunde auch keine Strafe auferlegt werden, nicht wahr, Herr Parlamentsrath?

Didier.

Wohin wollen Sie damit?

Marquis.

Wohin, tugendhafter Richter? Ich bin heut Abend zur Marquise von Pompadour geladen, und da mir

diese Geschichte gerade jetzt eingefallen und vor einem Gerichtshofe nichts damit auszurichten ist, so werde ich sie dort vortragen. Es ist dies doch in der That ein frivoler Gerichtshof, nicht wahr? Und welches Urtheil wird er trotz seiner Frivolität fällen, was meinen Sie? Welches Urtheil, auch wenn ich den Namen jenes Jugendfreundes, eines jetzt gar strengen Sittenrichters im heutigen Paris, nicht nenne?

Didier.

Sie kennen ihn also?

Marquis (aufstehend).

Ob ich ihn kenne! Wenn das Urtheil gefällt sein wird, werf' ich den Namen hin, wie der Henker ein abgeschlagenes Haupt dem Volke hinwirft!

Didier (der gleichzeitig aufgestanden).

Und für die Unterlassung solches Scandals verlangen Sie, daß man einen königlichen Verhaftsbrief bei der Marquise nachsuche?

Marquis.

Nicht blos nachsuche, sondern erlange!

Didier.

Gegen wen?

Marquis.

Gegen den Abbé Robert von der Sauce!

Didier.

Und wenn dies mißlingt, wenn man seine Grundsätze geopfert und den Zweck nicht erreicht hat?

Marquis.

Dann erscheint der Jugendfreund vor dem Gerichtshofe der frivolen Welt!

Didier.

Schrecklich!

Marquis.

Und bittet von Neuem demüthig um die Hand des Fräuleins Melanie für seinen Sohn!

Didier.

Ich will es versuchen! — Leben Sie wohl!

Marquis.

Noch Eins! Wenn Sie mir den Verhaftsbefehl bringen, bring' ich Ihnen Ihren Sohn!

Didier.

Er lebt?

Marquis.

Er lebt!

Didier (sein Gesicht bedeckend — dann).

Sein Sie barmherzig! Knüpfen Sie mein Urtheil über Leben und Tod — denn ein solches würde es — nicht an eine Bedingung, die ich ohne Wunder nicht erfüllen kann!

Marquis.

Sie waren auch nicht barmherzig! Ihr Sohn lebt auch nur durch ein Wunder!

Didier.

Die Marquise schlägt mir unter dem entsetzlichsten Hohne meine Bitte ab!

Marquis.

Desto schlimmer! Denn wir brauchen den Verhaftsbrief eben so nöthig, wie Sie Ihren Ruf der Tugendhaftigkeit!

Didier.

Eine Frage noch! Wer hat sich meines Sohnes angenommen, was ist aus ihm geworden?

Achte Scene.

Tulpe. — Die Vorigen.

Tulpe.

Der Herr Chevalier von Victor wird sogleich hier sein, gnädigster Herr Marquis!

Marquis.

Davon später, Herr von Didier! Die Frau Marquise empfängt von sechs Uhr an, bis acht Uhr muß das Verlangte in meinen Händen sein — à propos! ich bitte Sie um die beiden Briefe, wir brauchen sie gegen den Fälscher!

Didier (giebt sie).

Und es giebt keinen andern Ausweg?

Marquis.

Keinen andern.

Didier (rasch ab).

Neunte Scene.

Marquis. — Tulpe.

Marquis (setzt sich).

Du hast ihn also gefunden, lieber Tulpe?

Tulpe.

Zu Befehl, gnädigster Herr Marquis! (für sich:) Lieber Tulpe?

Marquis.

Wie geht es Dir, lieber Tulpe?

Tulpe (für sich).

Noch einmal? Wie ist mir denn? (laut:) Ich danke unterthänigst, gnädigster Herr Marquis, ziemlich gut.

Marquis.

Ziemlich gut?

Tulpe.

Oder auch sehr gut, wie Sie befehlen.

Marquis.

Du bist zu höflich, guter Tulpe, Du antwortest, wie ein wohlerzogener Mensch: es geht Dir bei mir nicht ziemlich gut, es geht Dir ziemlich schlecht!

Tulpe.

Gnädigster Herr! —

Marquis.

Ich bin ein ungnädigster Herr, und Du hast volles Recht, Dich zu beschweren. Ich bin verzogen, Tülpchen, aber ich hab' es endlich einsehn gelernt, und ich werde mich bessern. Sei Du mir ferner ein getreuer Diener und ich werde Dir von jetzt an ein sanfter, freundlicher Herr sein, damit wir unsre alten Tage in Ruhe und Frieden mit einander verleben!

Tulpe.

Der gnädige Herr Marquis sind in einer scherzhaften guten Laune.

Marquis.

Nein, lieber Tulpe, es ist mir nicht scherzhaft zu Muthe! Schlechte Menschen haben mir so schweren Kummer bereitet, daß ich Zeit meines Lebens daran zu tragen habe. Bösewichter haben mir die werthvollsten Papiere entwendet, ich bin arm geworden und muß von jetzt an mein Leben gar sehr einschränken — sei unbesorgt, Du wirst nicht darunter leiden, ich allein werde darben. Zwar befand sich auch mein Testament unter den Papieren, und in diesem Testamente ein reichliches Legat für Dich, denn obwohl ich hart und heftig gegen

Dich war, so meinte ich es doch innerlich gut mit Dir. Aber auch dies soll Dir wenigstens zum Theil ersetzt werden. Ganz freilich nicht, so viel indessen wird nach meinem Tode übrig bleiben, daß ein alter treuer Diener sein Auskommen behalte —

Tulpe (schluchzend).

O niederträchtige Dummheit, o dumme Niederträchtigkeit, die sich selbst bestiehlt!

Marquis.

Was sagst Du? Weine nicht, Tulpe! Was mir an Wohlbehagen abgeht, das wollen wir einander durch Freundlichkeit ersetzen!

Tulpe.

Oh, oh, oh! Pfui, pfui, pfui! Gnädigster Herr Marquis, darf ich Sie um eine Vergünstigung bitten?

Marquis.

Sprich, lieber Tulpe, das darfst Du von jetzt an immer; was wünschest Du?

Tulpe.

Ich bitte um eine derbe Tracht Stockprügel, ich hab' sie verdient.

Marquis.

Nicht doch, Tulpe, solche rohe Behandlung hat für immer aufgehört!

Tulpe.

Lassen Sie mir die Prügel zukommen, gnädigster Herr, sonst bringt's mich um!

Marquis.

Das wird's nicht! Die sanfte Behandlung echauffirt Dich noch, daran bin ich schuld, aber das wird sich geben, beruhige Dich!

Tulpe.

O Jesu, o Jesu, wenn ich das gewußt hätte!

Marquis

Laß es gut sein, lieber Tulpe, ich weiß, daß Du Dir eine große Unvorsichtigkeit vorzuwerfen hast, ohne welche die Entwendung jener Papiere nicht möglich gewesen wäre —

Tulpe.

Gnädigster Herr —

Marquis.

Ich weiß das Alles; aber ich weiß auch, daß ich an alle dem selber schuld war, weil ich Dich gröblich behandelte und Dich mit Gewalt gleichgültig machte in Deinem Dienst. Das ist vergessen, und wir wollen uns Beide ändern. Versprich mir nur, mit dem Abbé von der Sauce nicht mehr zu verkehren, er verführ Dein kindliches Gemüth!

Tulpe.

Das thut er! O Jesu, o Jesu, Sie kennen auch den Abbé, gnädigster Herr!

Marquis.

Ich kenne den ganzen Vorgang ganz genau, lieber Tulpe, lassen wir das ruhn, das ist nicht mehr zu ändern. Es ist auch ganz unnütz, daß der Herr Baron,

der Wechsel bei den Papieren liegen hatte, 200 Louis Belohnung ausgesetzt hat für Wiedergewinnung der Papiere, das ist ganz unnütz, denn dieser Abbé hat mehr als ein Mauseloch, in welches er seinen Raub verbirgt; es würde gar nichts helfen, in seine Wohnung zu dringen.

Tulpe.

Nein; denn er schläft nicht in seiner Wohnung; aber ich weiß, wo er schläft!

Marquis.

Laß das! Es hilft uns nichts! Er wird sich so gebettet haben, daß er beim geringsten Angriffe flüchten oder Hülfe errufen kann.

Tulpe.

Nein, nein, es ist hier das kleine Haus neben dem königlichen Collegium, da schläft er im oberen Stock! Und ich kenne das Zeichen, auf welches er unbesorgt öffnet!

Marquis.

Lassen wir ihn! Er mag seinen Raub genießen, so weit es ihm sein Gewissen gestattet.

Tulpe.

Bitte unterthänigst, Herr Marquis, mich die 200 Louis verdienen zu lassen! Die Sache ist erst heut Morgen geschehn, und wir finden gewiß noch Alles —

Marquis.

Nein, nein! Sorge dafür, daß er meine Schwelle nicht mehr betritt, und bestelle mir jetzt meine große

Carosse her, ich will auf's Schloß fahren. — (Tulpe will ihm die Hand küssen.) — 's ist gut, Tulpe, 's ist gut! eile nach dem Wagen! (Tulpe ab.)

Tulpe (im Abgehn).

Heiliger Antonius, was bin ich dumm gewesen! (ab.)

Zehnte Scene.

Marquis (allein).

Marquis.

Da wüßt' ich, was ich brauche, Du Schuft! 's wär' doch arg, wenn die Diener wirklich klüger würden als wir! — Du sollst Dich wundern, Tülpchen! Wenn's nicht gelingt — und es wird nicht gelingen — bei der Marquise, so müssen wir versuchen, durch einen bewaffneten Ueberfall der Briefe habhaft zu werden — jetzt sind's nur noch vierzig! (er steckt die beiden Didier'schen und den auf dem Tisch zu sich.) Aber was hilft uns das! Denn wenn die Canaille nicht für immer unschädlich gemacht wird, so giebt's für Melanie keinen Frieden, und wenn ich ihn niedersteche, so verbannt mich der König vom Hofe. Es kann Niemand helfen als die Marquise! — Kommen wir diesmal zu Rande, dann

lohnte es wirklich der Mühe, daß wir uns besserten! Ich fürchte, es wird keine Besserung nöthig werden! (zum eintretenden Chevalier:) — Guten Abend, Chevalier!

Elfte Scene.

Chevalier. — Marquis.

Chevalier.

Sie haben befohlen, Herr Marquis!

Marquis.

Ich bitte! — Die Dinge hier, lieber Chevalier, haben sich zu unsern Gunsten geändert. Die Heirath ist gesprengt, und Melanie selbst hat es gewünscht!

Chevalier.

Sie hat es mir gesagt!

Marquis.

Ah, charmant! Ihr also seid einig?

Chevalier.

Keineswegs!

Marquis.

Wie so?

Chevalier.

Wir sind am Ende des Anfangs: sie will zwar Didier nicht heirathen, aber auch mich nicht. Sie will gar nicht heirathen!

Marquis.

Sie ist ihrer Mutter Tochter — das wird sich geben!

Chevalier.

Ich wüßte nicht wie!

Marquis.

Ein Mädchen heirathet, weil es verliebt ist, oder weil es eitel ist, oder weil es furchtsam ist.

Chevalier.

Verliebt ist sie nicht!

Marquis.

Eitel ist sie nicht mehr seit dem Schreck mit Didier, furchtsam wird sie werden, wenn sie die große Welt sieht, und dann —

Chevalier.

Wird sie mich heirathen? Sehr schmeichelhaft für mich!

Marquis.

Wenn Sie einen großen Gewinn in der Lotterie haben können, kommt's Ihnen darauf an, ob die Zahl 3 heißt oder 5? Melanie liebt doch Niemand als Sie, sie weiß es nur noch nicht. Wär's nur das! aber alles Uebrige, Freundchen, steht sehr schlecht! Erst haben wir Berge abzutragen, ehe von Ihrer Heirath die Rede sein kann. Heute Abend noch müssen diese Berge abgetragen werden, morgen früh ist's zu spät. Und hätten wir das erstaunlichste Glück, so sagt dann noch der

Baron: der junge Didier müsse wieder um Melanie nhalten, und Sie seien der Chevalier von Habenichts, em er seine Tochter nicht gäbe. Für Sie also müßten ir auch noch ein Vermögen auffinden, denn das mei= ige ist auf Melanie geschrieben; ich habe nichts mehr zu vergeben.

Chevalier.

Warum wollen Sie sich mit Unmöglichkeiten quälen, ein wackrer Wohlthäter! Lassen Sie mich zur Armee bgehen, ich bin hier nur im Wege!

Marquis.

O pfui, Victor! Ausreißen vor Schwierigkeiten, fui! und das will mein Pflegesohn? Fechten, so lange an atmet, ist ritterlich. Also zunächst an den Haupt= ind; dies ist der Abbé. Dafür haben Sie und Me= anie ihre vorgeschriebene Arbeit!

Chevalier.

Und welche?

Marquis.

Ihr fahrt mit mir auf's Schloß zur Marquise —

Chevalier.

Zur Marquise? Wissen Sie, was sie für Absich= en mit Melanie hat?

Marquis.

Wenn sie diese Absichten nicht hätte, dann könnte Melanie gar nichts bei ihr ausrichten! Man erreicht mmer nur etwas bei Leuten, die auch von uns was zu reichen hoffen. Sie sind in demselben Falle, Victor! Die

Marquise will Ihnen wohl, und wünscht, daß Sie ihr auch wohl wollen. Nun zeigt, daß Ihr meine Kinder, meine würdigen Lieblinge seid; daß Ihr zu leben wißt! Man schlägt nichts ab, was man nicht auf der Stelle zahlen muß, und man nimmt und rechnet nichts an, als was man auf der Stelle erhält! Verstehen Sie? Ihr seid die Liebenswürdigkeit und die sicherste Aussicht selber für die Marquise, und Ihr verlangt nichts dafür, als eine veritable lettre de cachet gegen den Abbé von der Sauce; aber diese auf der Stelle. Die müssen wir noch heute Abend haben, oder es ist Alles verloren. Verstehen Sie mich ganz, Victor?

Chevalier.

Vollkommen.

Marquis.

Wollen Sie in diesem Sinne Melanie unterrichten?

Chevalier.

Nicht gern; es ist Unsauberkeit darin.

Marquis.

Wollen Sie mir's zu Liebe thun, Victor? Ich bitte Sie darum? — Wollen Sie?

Chevalier (verbeugt sich).

Marquis.

Ich danke, Victor, und nun überzeugen Sie Melanie, daß ohne diesen Verhaftsbrief ihr Vater, ihre Mutter, dies ganze Haus ruinirt ist! Jener Mensch ist — unter uns gesagt — im Besitz der wichtigsten

familienpapiere, und können wir ihn nicht heute Abend
och verhaften, so sprengt er morgen dies Haus in die
uft. Verunglücken unsre Gesuche bei der Marquise,
erfährt er sie auch, und handelt ohne Verzug. Sie
issen, daß ich Unheil niemals übertreibe, wohl aber
erkleinere.

Chevalier.

Das weiß ich!

Marquis.

Dies ist der Operationsplan! (nach der Uhr sehend.)
etzt ist's sechs Uhr! Wir haben zwei Stunden Zeit,
st um acht Uhr pflegt der König zu kommen, in zwei
Stunden kann man eine Welt auf den Kopf stellen.
lso Entschlossenheit, Victor! Sturm auf die noch
chöne Marquise! Was für Galanterieen zu haben ist,
as ist wohlfeil! Topp? (die Hand bietend.)

Chevalier (einschlagend).

Topp!

(Sie wenden sich zum Gehen).

Zwölfte Scene.

Tulpe (tritt ein und überreicht dem Marquis ein Billet). — Die Vorigen.

Tulpe.

Der Wagen ist vorgefahren, gnädigster Herr Marquis!

Marquis (hastig öffnend und laut lesend).

„Die Gesellschaft für heute Abend bei der Frau Marquise von Pompadour ist wegen Unwohlseins der Frau Marquise abgesagt!" — **Pardieu**, nun ist's vorbei. (zu Tulpe:) Fort! (Tulpe ab. Der Marquis nimmt den Chevalier bei der Hand und führt ihn rasch bis in den Vordergrund; dann läßt er ihn los und sagt:) Victor, Du bist der Sohn meines Herzens. Sorge für mein Andenken, wenn mir was Menschliches begegnet! — Was mir heilig gewesen im Leben, es ist bedroht durch einen gemeinen Intriguanten; was uns auszeichnet als Leute von Herz und Geist und Welt, es ist ebenfalls bedroht. Victor, sorge für mein Andenken! Uebernimm die rächende Strafe, wenn ich verunglücke. Willst Du? sprich.

Chevalier.

Ich will's.

Marquis.

Wohlan! Der Kopf dieses Schurken oder der meine muß verloren sein. Und nun vorwärts! Es lebe der leichte, aber tapfere Sinn!

(Sie wenden sich; der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Großes, hell erleuchtetes Empfangzimmer bei der Marquise von Pompadour. Offene hohe Glasthür im Hintergrunde, durch die man in eine unabsehbare Reihe erleuchteter Gemächer sieht. Links an der Seite eine Thür, rechts an der Seite ein Fenster.

Erste Scene.

Abbé (tritt durch die Glasthür im Hintergrunde ein, ihm folgt) — Dominique.

Abbé.

Fragen Sie an, ob ich eintreten könne!

Dominique

(verbeugt sich und geht links in die Thür).

Abbé (hin und her gehend).

Die Marquise will die Hülfsmittel kennen, durch welche ich die Didier'sche Heirath so schnell gesprengt — das geht nicht! Man muß sich auch von seinem Partner nicht in die Karten sehen lassen! Die Leute sind

dort so gut an einander gehetzt, daß ich keine weitere Hülfe brauchen werde, meine einfältige Baronin sorgt für Alles; sie verdirbt ihnen jedes Gegenmittel, wenn ein neuer Brief von mir kommt. 's giebt keine wohlfeilere Münze, als die Gewissensscrupel! Das Geheimniß der Marquise anzuvertrauen, daß es stadt- und landkundig werde, das ist erst nöthig, wenn meine Drohungen nicht mehr genug wirken. Und ich denke, sie sollen morgen früh die Sache zu Ende bringen!

Dominique (zurückkommend).

Die Frau Marquise erwartet Sie.

Abbé.

Sie hat doch die Gesellschaft aus der Stadt absagen lassen?

Dominique.

Ja, Herr Abbé.

Abbé.

Sollte doch Jemand kommen, melden Sie heute Abend Niemand mehr, verstehn Sie mich? Besonders Niemand von Baron Gérard, am allerwenigsten den Marquis von Brissac. — Da fährt eine Carosse vor! (sie gehen nach dem Fenster.) Um welche Stunde kommt der König, seine Partie zu spielen?

Dominique.

Vor acht Uhr.

Abbé.

Jetzt ist's nach sieben — also für diese Stunde sorgen Sie streng!

Dominique (verbeugt sich).

Abbé (aus dem Fenster sehend).

Richtig, das ist die Caroſſe des Marquis! Und ſie ist ganz voll! Der will einen Sturm verſuchen! (lachend.) Man weiſt auch Marquis' von der Schwelle! Nicht wahr, Dominique?

Dominique (verbeugt sich).

Abbé.

Alſo kurz, die Marquiſe ist krank, empfängt Niemand, Baſta.

(Der Abbé geht in die Thür links; Dominique geht nach hinten, um hinauszutreten — an der Thür begegnet ihm der Marquis, der ohne Weiteres eintritt.)

Zweite Scene.

Marquis. — Dominique.

Marquis.

Melden Sie mich eiligſt bei der Frau Marquiſe!

Dominique.

Die Frau Marquiſe ſind krank.

Marquis.

Ich weiß es, die Sache eilt!

Dominique.

Die Frau Marquise empfangen Niemand.

Marquis.

Das weiß ich! Eilen Sie, mich zu melden!

Dominique.

Bitte um Vergebung, ich darf Niemand melden.

Marquis

(zieht seine Börse aus der Tasche und giebt sie ihm).

Sagen Sie, ich hätte nur zwei Worte, aber von größter Wichtigkeit mitzutheilen — (da Dominique sich nicht rührt) — von Wichtigkeit für die Frau Marquise!

Dominique (zuckt die Achseln).

Marquis.

Was heißt das? Dahinter steckt mehr! Der nichtswürdige Abbé ist wohl hier gewesen? — Sie schweigen? Er ist wohl noch hier? **Pardieu**! — Sagen Sie doch den Herrschaften unten in meinem Wagen, sie möchten sich die Zeit vertreiben, so gut sie könnten, es würde eine Weile dauern!

Dominique

(verbeugt sich und geht bis an die Thür, die er nur ein Wenig öffnet, „André!“ rufend. So scheint er den Auftrag weiter zu bestellen, und kommt rasch zurück).

Ich hab' es bestellt, Herr Marquis!

Marquis (hin und her gehend).

Es erwarten Sie bei meinem Portier 100 Louisd'or, Dominique, wenn Sie mir Zutritt verschaffen; werden Sie?

Dominique (achselzuckend).

's wird schwer werden!

Marquis.

Um welche Zeit kommt der König zur Partie?

Dominique.

Um acht Uhr!

Marquis (nach der Uhr sehend).

Nach sieben! Bleibt der Abbé noch lange drinnen?

Dominique.

Ich glaube nicht! Davon hängt's ab, und wenn ich unterthänigst bitten dürfte —

Marquis.

Daß ich mich nicht vor ihm sehen ließe! Das geht nicht, mein Lieber, ich verstecke mich nicht. Sagen Sie ihm, Sie hätten mich abgewiesen, und ich warte auf den König; das wird ihn beruhigen. Denn er weiß, daß der König solchen Ueberfall sehr ungnädig aufnehmen würde. (Er setzt sich.)

Dominique.

Zu Befehl, Herr Marquis!

Dritte Scene.

Abbé. — Die Vorigen.

Abbé

(heraustretend, sieht fragend Dominique an, als er den Marquis, welcher ihm den Rücken kehrt, erblickt).

Dominique (leise).

Er ist abgewiesen!

Marquis (sich umwendend).

Sieh' da, Herr Abbé! Leute, die das Gewissen berathen, sind doch die glücklichsten: sie werden immer zugelassen!

Abbé.

Die Frau Marquise sind krank, Herr Marquis.

Marquis.

Ich höre mit Bedauern, und es bleibt mir nichts übrig, als auf Seine Majestät den König zu warten; Sie, Herr Abbé, müßten mir denn zu Hülfe kommen!

Abbé.

Ich wüßte nicht, worin ich dem Herrn Marquis dienen könnte!

Marquis.

Ein Mann, wie Sie, kann Viel! (zu Dominique:) Einen Stuhl für den Herrn Abbé!

Abbé

(indem er sich setzt, macht er dem Diener ein Zeichen, hinauszugehen). — (Dominique ab.)

Vierte Scene.

Marquis. — Abbé.

Marquis.

Sie werden gehört haben, was sich im Hause des Herrn Baron Gérard zugetragen hat!

Abbé.

Nicht daß ich wüßte.

Marquis.

So? Ach Sie kümmern sich nicht um weltliche Dinge!

Abbé.

Nein.

Marquis.

Ah?! — Ein Spaßvogel, welcher die Schwäche der Frau Baronin kannte, hat große Verwirrung in jenes Haus gebracht. Er hat vorgegeben, eine Sammlung

alter Briefe zu besitzen, welche die Familie bloßstellen könnte, und dadurch ist die schwache Baronin dergestalt erschreckt worden, daß sie vor einer Viertelstunde einem Nervenschlage erlegen ist. —

Abbé.

Todt?

Marquis.

Todt!

Abbé.

Herr Marquis!

Marquis.

Herr Abbé?

Abbé.

Wozu so starke Mittel?

Marquis.

Sie irren sich sehr in den Dingen, und irren sich sehr in mir! Ich bin kein Spaßmacher. Nach diesem plötzlichen Todesfalle sind mir persönlich die sogenannten Geheimnisse jener Briefe vollkommen gleichgültig, und ich biete jetzt Alles auf, ich biete jetzt rücksichtslos Alles auf, jenen Störenfried zur Verantwortung und zu exemplarischer Bestrafung zu ziehen. —

Abbé.

Das machen Sie ganz recht.

Marquis.

Sie halten das für schwer oder unmöglich?

Abbé (die Achseln zuckend).

Ich verstehe mich nicht darauf.

Marquis.

Es ist schwer, mein Werthester, weil der Störenfried mächtige Beschützer hat; aber wenn man Alles daran setzt, so ist's nicht unmöglich. Sie kennen mich?

Abbé.

Ich habe die Ehre.

Marquis.

Nun, Herr Abbé, so wie Sie in mir einen altfranzösischen Edelmann kennen, so werden Sie von dieser Stunde an in mir einen Mann kennen lernen, der seinen Rang, sein Vermögen, sein Leben dran setzt, den erwähnten Spitzbuben an Leib und Leben zu züchtigen!

Abbé.

Das ist schlimm für den Mann, der sich solchen Zorn zugezogen hat.

Marquis.

Er wird bald anders sprechen, verlassen Sie sich darauf! und zwar aus folgenden Gründen: Er ist entweder ein Fälscher, der die Briefe geschmiedet hat, oder er ist ein Spitzbube, der sie gestohlen. Angewendet hat er sie dergestalt, daß eine vornehme Frau daran gestorben ist — dies stempelt ihn vor Gericht vollständig zur Galeerenstrafe. Herr von Didier reicht bereits morgen diese Capitalklage dem Parlamente ein. —

Abbé (lächelnd).

Herr von Didier?

Marquis.

Verrechnen Sie sich nicht! Herr von Didier macht

kein Geheimniß aus diesen zwei Briefen, welche ihm zugeschickt worden sind; er hat sie schon an die Familie ausgeliefert (sie hervorziehend), hier sind sie! Mein Diener Tulpe ferner macht kein Geheimniß aus seiner Mitschuld am Diebstahle, der heute Morgen vor sich gegangen, und da wir einmal die Sache den öffentlichen Lauf gehen lassen, so können Sie mit Sicherheit auf die Züchtigung rechnen. Diese Züchtigung wird nicht wenig dadurch verstärkt werden, daß derselbe Spitzbube heute Mittag einen gewaltsamen Versuch gemacht hat, Fräulein Melanie zu entführen, für sich zu entführen, nicht für irgend sonst Jemand, wie der Spitzbube zu seiner Entschuldigung angeben wird. Die Diener im Hause des Herrn Barons sind der Mitschuld geständig.

Abbé (für sich).

Fatal! (laut:) Es steht sehr schlimm um den Mann! Und der Herr Marquis wünschen vielleicht, daß ich die Frau Marquise um Unterstützung des Rechtsganges bitte?

Marquis

Nein, mein Wertheſter, das wünsch' ich nicht; denn das kann ich selbst, wenn auch nicht heut' Abend. Es wird auch noch auf anderem Wege dem Könige mitgetheilt werden, welche Frechheit man einer der ersten Familien anthun will; auch wird Herr von Didier amtlich Audienz nachsuchen beim Könige, und man wird des Wegs durch diese Gemächer nicht bedürfen. Ich

sage Ihnen das Alles nur, um Ihnen zu zeigen, daß jetzt nach dem Tode der Baronin und nach dem gefaßten Entschlusse, keine Oeffentlichkeit zu scheuen, der Mann seinem Schicksale nicht entgehen kann.

Abbé.

Wer könnte das!

Marquis.

Ist es Ihnen deutlich?

Abbé.

Vollkommen.

Marquis.

Nun, dann werden Sie meinen folgenden Vorschlag zu würdigen wissen!

Abbé.

Einen Vorschlag?

Marquis.

Ich biete diesem Manne, diesem verlornen Manne eine Belohnung von 100,000 Francs, und verspreche ihm, alle gerichtliche Untersuchung und Verfolgung zu unterdrücken, wenn er binnen jetzt und einer Stunde die noch übrigen 40 Briefe durch meinen Diener Tulpe mir einhändigen läßt. — Nun?

Abbé.

Herr Marquis?

Marquis.

Sie sind unsicher über die Einhändigung des Geldes? Mein Ehrenwort als Edelmann darauf, daß ich mit

der einen Hand die Briefe nehme, mit der andern Hand die Summe Ihnen zahle.

Abbé.

Mir? Wie käme ich dazu?

Marquis.

Sie weisen auch diesen Ausweg zurück?

Abbé.

So klar mir alles Uebrige war, so wenig versteh' ich diese letzte Wendung!

Marquis (aufstehend).

Das aber sollen Sie verstehen, wenn ich Ihnen — falls binnen einer Stunde die Briefe für jenen Preis nicht in meinen Händen sind — diesen Degen durch den Leib renne, wo ich Ihnen von morgen an zum ersten Male begegne, sei's auf der Straße, sei's hier im Schlosse des Königs.

Abbé.

Sie sind durch den unglaublichen Todesfall außer sich gesetzt, und ich hoffe, das wird sich wieder geben, oder der König wird Ihnen helfen. Ich empfehle mich! (ab.)

Fünfte Scene.

Marquis. — (Bald darauf) Dominique.

Marquis.

Die Canaille glaubt nicht an den Tod der Baronin und weiß, daß wir in jedem Falle die Oeffentlichkeit scheuen. Die Sache wächst mir über den Kopf! (Er geht nach der Thür, durch welche ihm Dominique entgegentritt.)

Dominique.

Jetzt will ich es wagen, Herr Marquis, Sie zu melden! —

Marquis.

A propos, hat sich Herr von Didier noch nicht sehen lassen?

Dominique.

Er war eben da, und ich hab' ihn abgewiesen; ich wußte nicht —

Marquis.

Ja wohl, er gehört zu meiner Gesellschaft.

Dominique (umkehrend).

Er muß noch auf der Treppe sein —

Marquis.

Lassen Sie die Herrschaften in meiner Caroſſe auch heraufsteigen!

Dominique.

Zu Befehl, Herr Marquis! (ab.)

Sechste Scene.

Marquis (allein).

Marquis.

Dieser Didier kann den Angriff eröffnen; er kommt am Wenigsten zum Ziele, aber ein Tropfen mehr in's Glas, das überfließen soll, ist doch von Nutzen. Er soll die Marquise dadurch in gute Laune versetzen, daß sie ihm, einem Parlamentsrathe, den Verhaftsbrief abschlagen kann. Und die Schmach der Verhöhnung hat er verdient.

Siebente Scene.

Didier. — Dominique. — Marquis.

Dominique (geht sogleich in die Thür links).

Marquis.

Sie waren wohl schon vergnügt, abgewiesen zu sein, Herr Parlamentsrath?

Didier.

Spotten Sie nicht, Herr Marquis! Sie haben mich

in eine Lage versetzt, deren Schmach auf beiden Seiten gleich groß ist.

Marquis.

Und Sie wollen doch lieber ein politisches Princip opfern, als allen Ruf von Tugendhaftigkeit! Das find' ich ganz in der Ordnung!

Dominique (zurückkommend und die Thür links offen haltend).

Herr von Didier! — Die Frau Marquise haben aber nur wenig Minuten Zeit. — (Didier ab.)

(Während Didier links eintritt, kommen durch die Glasthür im Hintergrunde Melanie und der Chevalier.)

Achte Scene.

Marquis. — Chevalier. — Melanie. — Dominique (die Glasthür öffnend und offen haltend, und im darauf folgenden Zimmer auf und ab gehend).

Marquis (entgegen gehend).

Wir haben wenig Aussicht, Kinder!

Chevalier.

Auch hier ist wenig Aussicht: Melanie will mich eben so wenig heirathen, wie Didier!

Melanie.

Das ist nicht wahr, Victor! Ich würde Niemand so gern heirathen, als Dich, wenn ich überhaupt hei-

rathen wollte; aber das will ich eben nicht. Der heutige Tag hat mir solch eine Angst vor allen Männern eingeflößt, daß ich mich vor allen fürchte. Sei nicht bös', Victor; vor Dir fürcht' ich mich am Wenigsten, aber ich fürchte mich doch auch!

Marquis.

Kinder, was seid Ihr wunderlich! Ich bitte Sie, Melanie, erschweren Sie nicht eine Lage, die ohnedies übel genug ist, und die nur einigermaaßen gebessert werden kann, wenn allen Nachstellungen durch schnelle Heirath ein Ende gemacht wird. Sie wissen, daß Ihre Mutter daheim sich in dem aufgeregtesten Zustande befindet; daß dieser Zustand durch den Bruch der Verbindung mit Didier zum Aeußersten gesteigert ist; daß wir Unerhörtes zu besorgen haben, wenn sie nicht schnell über Ihre Zukunft beruhigt und dadurch auf andre Gedanken gebracht wird.

Chevalier.

Wir verschwenden Worte und Bemühungen, wo es an dem Einen fehlt, was ein Mädchenherz lebendig und mächtig macht. Melanie ist lieblos.

Melanie.

Victor!

Chevalier.

Ja, Melanie, Du bist ohne Liebe! Aeußerem Flitter zu Gefallen warst Du im Begriff, Didier zu heirathen, und schrakst zurück, als der Flitter bedroht schien. Deshalb, und nicht um einer innerlichen Neigung hal-

ber, flüchtetest Du an meine Brust. Du bist innerlich frei und leer; Du kennst ihn nicht, den unwiderstehlichen Zauber der Hingebung; Du tändelst oder berechnest; Dein Herz ist ohne Drang, und es wäre ein Frevel von mir, noch länger um Deine Hand zu werben; ich gebe sie auf für immerdar! (Victor geht nach hinten.)

(Pause.)

Melanie (leise vor sich hin sprechend).

So ist es nicht.

Marquis.

Sie haben Unrecht, Victor! So was Entscheidendes muß man nicht aussprechen, auch wenn man's glaubt. All' unsre Verhältnisse stehen an einem Abgrunde: lenken wir nicht absichtlich die Blicke auf ihn, damit wir nicht schwindlig werden und vor der Zeit hinabstürzen. Seien wir muthig! Machen wir uns Hoffnung, wo das Schicksal uns die Hoffnung versagt, so sind wir größer als das Schicksal. Das Schicksal ist unsre Erde; es ist eine Kugel, es wendet sich unaufhörlich; überdauern wir fest die drohenden Augenblicke, morgen vielleicht schon liegt eine andere Aussicht vor uns!

Melanie.

Seien Sie mir nicht böse, lieber Pathe, wenn ich nicht gleich zu helfen und zu sagen weiß, woran es liegt. Aber Victor ist garstig und hat Unrecht, und ich bin nicht lieblos, das fühl' ich!

(Es klingelt links; Dominique kommt und tritt links hinein.)

Marquis.

Laſſen wir das jetzt, Melanie; Worte erledigen's nicht. Didier wird verabſchiedet, an Ihnen iſt die Reihe. Seien Sie klug, ſeien Sie munter, widerſprechen Sie dieſer Dame in nichts, zeigen Sie ſich willfährig in Allem, aber beſtehen Sie feſt auf dem Verhaftsbriefe gegen den Abbé!

Melanie.

Ach, das iſt ein ſchwerer, ängſtlicher Gang! Was kann ich verſprechen?! Womit kann ich ſie bewegen!?

Neunte Scene.

Didier (ſehr erhitzt). — Die Vorigen.

Marquis.

Nun, Herr von Didier, iſt's Ihnen gelungen?

Didier (umhergehend).

Nein! Nein! Im Gegentheile — o bittre, bittre Schmach!

Dominique

(links aus der Thür kommend, die Thür offen haltend).

Fräulein von Gérard!

Melanie.

O mein Gott! Victor, komm mit mir, laß mich nicht allein!

Marquis.

Er folgt Ihnen auf dem Fuße! Melanie, faſſen Sie Muth! Sie haben Muth!

(Melanie geht hinein.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen, ohne Melanie. — Dominique (zieht ſich wieder in die offenen Vorzimmer zurück).

Marquis.

Und Sie haben nichts ausgerichtet, Herr von Didier?

Didier

(ſein Geſicht mit den Händen bedeckend).

Hohn und Schmach hab' ich gefunden! — Verzeih' es Ihnen Gott, wozu Sie mich verleitet!

Marquis.

Verzeih' es Ihnen Gott, was Sie an Louiſon gethan! Sie ernten nur, was Sie verſchuldet! Was hat aber die Jugend verſchuldet, die uns umgiebt, und

die so bitterlich leidet von den leichtsinnigen Streichen der alten Herren? Rathlos sind wir ringsum!

Dominique

(der einen Augenblick unsichtbar gewesen ist, tritt ein).

Ein Billet ist für Sie abgegeben worden, Herr Marquis! (Er übergiebt es und zieht sich wieder zurück.)

Didier.

Was verlangen Sie noch von mir? Lassen Sie mich von dannen gehn mit meinem Jammer!

Marquis (der unterdessen lies't).

Was ich noch verlange? Haben Sie denn schon etwas gewährt? Helfen sollen Sie uns, denn wir sind in höchsten Nöthen! Der Baron schreibt mir eben, daß der Bösewicht wieder im Hause gewesen ist, während wir hier sind; daß er die Baronin gesprochen hat; daß diese nicht mehr zu beruhigen ist; daß sie ihn beauftragt hat, einen königlichen Machtbefehl gegen den Baron zu erwirken, damit er sie morgenden Tags mit Melanie in's Kloster ziehen und öffentliche Beichte ablegen lasse vor aller Welt. Solche Buße allein könne sie beruhigen. — Die Welt ist verrückt, und die französischen Edelleute sind solche Wichte geworden, daß sie ein Pfaff am Narrenseile führen kann! Die Alten sind alt, und die Jungen sind matt; Frankreich geht unter!

Chevalier.

Lassen Sie uns ihn aufsuchen, Marquis, diesen nie ruhenden Schurken!

Marquis.

Ein Wort, ein Mann!

Chevalier.

Und wo wir ihn finden, ihm ein Ende machen!

Marquis.

Recht, Victor, das wollen wir!

Didier.

Ich warne Sie vor ungesetzlichen Schritten!

Marquis.

Es giebt höhere Gesetze, als die geschriebenen, das haben Sie Zeit Ihres Lebens vergessen! Heut' Abend noch muß Alles beendigt sein, so wahr wir französische Edelleute sind! Seien Sie von acht Uhr an mit Ihrem Sohne Prosper im Hause des Barons, Herr Parlamentsrath! Auch Ihre Angelegenheit kommt dort zur Entscheidung! Eins ist gewiß: Ihr Sohn Prosper muß von Neuem um Melanie anhalten, das ist unerläßliche Bedingung.

(Man hört links Melanie's Stimme „Victor! Victor!" rufen.)

Chevalier.

Das ist Melanie, die um Hülfe ruft! (Er eilt in das Zimmer links.)

Dominique

(eilt von außen herbei, um ihm zuvorzukommen, mit dem Rufe:) Herr Chevalier! (es ist aber zu spät, und er wendet sich zum Marquis:) Herr Marquis!?

Marquis.

Laß mich in Ruh', was weiß ich! Es bedeutet auch für uns nichts Gutes! Ich halte Sie hier nicht auf, Herr von Didier! Und ich fürchte, hier entwickeln sich feindliche Scenen, statt gnädiger. Stellen Sie sich ein beim Baron, was kommen wird, weiß Gott oder der Teufel!

Didier (sich zum Gehen wendend).

Was wird aus mir?!

Marquis.

Was wird aus uns? Staub für die Winde! Gut, daß Sie mich daran erinnern, um so weniger Umstände macht man auf Erden!

(Didier ab.)

Elfte Scene.

Marquis. — Dominique. — Chevalier. — Melanie.
(Letztere beiden kommen hastig aus der Thür links.)

Chevalier.

Beruhige Dich, Melanie, beruhige Dich!

Melanie.

O Victor, Victor, welch eine Welt!

Marquis.

Pardieu, was hat's denn gegeben!

Chevalier.

Es ist Alles vorbei; sie ist wüthend auf uns!

Melanie.

Welche Reden! Welche Zumuthungen! O Victor, Pathe, schützen Sie mich!

Marquis.

Reden und Zumuthungen, wer erschrickt davor, wenn die schlimmste Katastrophe uns bedroht! Adieu, altes Frankreich! Deine Jugend ist ein ander Geschlecht, prüde und ungeschickt!

Chevalier.

Ja, wir sind ein ander Geschlecht, und es ist unser Stolz, es zu sein. Jungfräulicher Sinn ist uns

heilig, frivoles Spiel ist uns zuwider, wüßten wir auch dulden und leiden um dieser Gesinnung willen.

Melanie (Victor umarmend).

Ja, Victor, wir wollen lieber dulden und leiden! Was sollen uns die Vortheile einer Welt, welche ein trügerisches Spiel treibt mit unsern edelsten Gefühlen. Wir wollen lieber arm bleiben, arm, aber brav!

Chevalier.

Gott segne Dich für diese Wallungen eines unverdorbenen Herzens! Ja, lieber arm, aber brav, Melanie.

Melanie.

Victor, mein Victor! Sie haben mir das Herz verschleiert, so dicht verschleiert, daß ich es selbst nicht mehr kannte, jetzt aber in der Noth spricht es laut, unwiderstehlich laut, und jetzt weiß ich's, mein Victor, Dich allein lieb' ich, Du allein bist gut und treu! Du allein wirst mich schützen gegen die schreckliche Welt, die uns umgiebt! (Sinkt ihm in die Arme.)

Chevalier.

Ja Melanie, das werd' ich, so mir Gott helfe. Wir wollen an Lauterkeit und Wahrheit halten, wenn auch ein Heer von Feinden uns umringt.

(Pause.)

Marquis.

Wohl denn! daran wird's Euch nicht fehlen — seid wenigstens ganz, was Ihr sein könnt!

Dominique (an der Thür links).

Die Frau Marquise selber!

Marquis.

Eilt in den Wagen hinunter, und wartet auf mich! Ich bitte! (Sie gehen.) Va banque denn, altes Frankreich! Alles gewinnen oder Alles verlieren!

Zwölfte Scene.

Marquise. — Marquis.

(Dominique zieht sich zurück, ist aber hinten öfter zu sehen)

Marquise

(an der Schwelle der Thür links stehen bleibend).

Ist denn mein Haus ein Wirthshaus geworden, daß darin einkehrt, wer mag?

Marquis.

Es ist das Haus meines Königs, und den such' ich!

Marquise (auf ihn zutretend).

Welche Dreistigkeit, Herr Marquis von Brissac?

Marquis.

Welche Zumutungen an Fräulein von Gérard, Frau Marquise von Pompadour, geborne Poissen!

Marquise.

Sind Sie thöricht geworden?

Marquis.

Ist man thöricht, wenn man sich Ihres Herkommens erinnert?

Marquise.

Das ist man wenigstens. Was ist vorgegangen? Wo wollen Sie hinaus? Wissen Sie, wohin dieser Weg führt?

Marquis.

Sie meinen, zur Bastille? Dahin such' ich einen Weg. Frau Marquise von Pompadour, betrachten Sie mich! Sie sehen einen altfranzösischen Edelmann vor sich, einen Pair des Reichs, der nichts mehr zu verlieren hat, als ein genossenes Leben; der nichts zwischen Himmel und Erde fürchtet, als die Unehre; der Ihnen zugethan war bis zu dieser Stunde, und der hierher kam, Ihnen eine Bitte an's Herz zu legen.

Marquise.

Ich kenne sie.

Marquis.

Und schlagen sie ab, das weiß ich.

Marquise.

Und Sie hoffen, sie mir abzutrotzen!

Marquis.

Mit nichten. Die Bitte hab' ich hinter mich geworfen.

Marquise.

Was wollen Sie also?

Marquis.

Ich will Ihnen einen Rath geben, Frau Marquise. Verachten Sie ihn nicht! Ich bin ein alter Herr, und gehe seit vierzig Jahren in diesem Schlosse aus und ein; ich habe den großen König noch gesehen; ich habe gesehen, wie man regiert; ich habe gelernt, was einem Königsschlosse frommt. Sie haben zum Vortheil Ihrer Schönheit eine kürzere Erinnerung.

Marquise.

Zur Sache!

Marquis.

Mir befiehlt Niemand, Frau Marquise, als mein König, und wenn Ihre Lebensart Ihnen nicht gestattet, mich ausreden zu lassen, so wird Ihr Lebensschicksal binnen Kurzem den Nachtheil davon empfinden.

Marquise.

Herr Marquis!

Marquis.

Binnen Kurzem! Glauben Sie, der französische Adel sei gestorben, daß Sie dessen edelste Töchter wie Dirnen behandeln? Der große König beherrschte uns streng, aber durch erhabene Formen! Er erlangte Alles, aber durch Geist und Grazie, nicht durch gröbliches Ansinnen! Wissen Sie, Frau Marquise, was Sie binnen

Kurzem vom Adel zu gewärtigen haben, wenn Sie in Ihrer jetzigen Bahn fortgehn?

Marquise.

Nun? Sie kündigen mir wohl eine Verschwörung an?

Marquis.

Schlimmeres als eine Verschwörung! — Wohin haben Sie den Staat gebracht?

Marquise (plötzlich den Ton wechselnd und lachend).

Den Staat? Ich? Was weiß ich vom Staate; ich, eine geborene Poisson, welche man die Schauspielerin von Versailles nennt!

Marquis.

Zur Principienlosigkeit haben Sie ihn gebracht! Er stützt sich auf nichts mehr! Gerade wie Sie in diesem Augenblicke die Rolle wechseln, so treiben Sie's mit Adel, mit Parlament, mit der Kirche, mit den Philosophen! Sie verlassen sich auf Ihr Genie; Sie geben sich Ihrem Genie hin! Heut ist es vornehm, morgen ist es lustig; heut ist es fromm, morgen ist es witzig! Was überaus liebenswürdig, was unwiderstehlich ist an der schönen Frau, das ist ein Unheil an der Regentin. So ist die Verwirrung entstanden: im Mai wird Voltaire beim Könige eingeführt, und neben der Kapelle der Frau von Maintenon werden Schauspielhäuser erbaut; im October führen Sie die ungeschicktesten Schüler der Jesuiten in dieses Schloß, und die Franzosen

sollen par force fromm werden — was wird das, was heißt das?

Marquise.

Rokoko heißt das! Ist's nicht amüsant?

Marquis.

Charmant ist es, Frau Marquise! Aber die Nation erschlafft, der Adel verdirbt, und was kräftig in ihm verbleibt, wird roh, rottet sich zusammen und behandelt Sie eines Tages, wie den weiblichen Marschall d'Ancre.

Marquise.

Sie wollen mich erschrecken, Marquis!

Marquis.

Das will ich nicht; aber ich will Ihnen die Augen öffnen, denn ich verehre Ihre glänzenden Eigenschaften, und wenn ich ein Philosoph wäre, so würde ich Ihnen beweisen, wie Sie mit diesen Eigenschaften Frankreich und die ganze Welt beglücken könnten.

(Pause.)

(Sie sehen einander eine Weile an, und fangen dann Beide an zu lachen.)

Marquise.

Sie sind ein heilloser Schalk, Marquis! Aber hüten Sie sich, mich noch einmal anzutreten, wie vorhin; ich möchte nicht immer die gute Laune darauf finden!

Marquis (lachend).

Es ist mir vollkommener Ernst mit alle dem, was ich gesagt habe. Daß ich nicht lange ernsthaft bleiben kann, ist ein Familienfehler. Aber ernstlich! Kennen Sie das Sprichwort nicht: Wer die Franzosen fromm machen will, der geht zu Grabe? Fromm sein ist schön, fromm machen heißt Heuchler machen. Welche unselige Caprice haben Sie, vergeben Sie den Ausdruck, diesen groben Intriguant, den Abbé von der Sauce, halten zu wollen! Täglich verschafft er Ihnen zehn Feinde, und gewinnt nicht einmal die ordinärste Intrigue! Wie tölpelhaft ist er mit diesem Fräulein Gérard verfahren! Das ist ein unerfahren trotzig Kind; mit ein wenig Geschicklichkeit und Zeit brachte man's, wohin man wollte. Der Tölpel aber hat sie so erschreckt, daß sie jetzt auf einige Zeit jede Mannsperson fürchtet.

Marquise.

Daran wäre der Abbé schuld?

Marquis.

Ganz allein! Noch heute Morgen war das Mädchen der Uebermuth selbst.

Marquise.

Nun, und seit heute Morgen?

Marquis.

Haben die Frau Marquise dem Abbé aufgetragen, das Fräulein zu entführen?

Marquise.

Warum nicht gar!

Marquis.

Also bedient er Sie nicht nur schlecht, sondern betrügt Sie auch. Er ist auf eigne Hand verliebt und hat heute Mittag den gewaltsamsten Entführungsversuch gemacht, hat uns, eine große Gesellschaft, eingeschlossen, die Dienerschaft bestochen, einen Wagen bereit gehalten — Alles am hellen Mittage — und mit der Unverschämtheit eines Banditen hat er den Angriff unternommen.

Marquise.

Herr Marquis!

Marquis.

Wäre es ihm gelungen, so hätten Sie ihn wahrscheinlich nie wieder gesehn; ich habe hinreichende Anzeichen, daß er eine Flucht über's Meer vorhatte.

Marquise.

Was bauen Sie mir da auf, Herr Marquis!

Marquis.

Das Ehrenwort eines alten Edelmanns darauf, daß ich Ihnen die Wahrheit sage! Hätte ich gewußt, daß Sie von diesem Menschen betrogen würden, so hätten Sie nicht so unverzeihlich starke Worte von mir gehört! Aber das ist es ja eben, was alle Familien in Bestürzung setzt: ein anerkannter Agent der mächtigsten Dame im Reiche verfährt wie der Janitschar eines türkischen Pascha's, die edelsten Familien sehen sich bedroht, und glauben Sie, Frau Marquise, dabei thätig, sehen wenigstens alle Tage, daß Sie diesen Menschen um jeden

Preis schützen! Zweifeln Sie nun noch daran, daß mehr als eine Verschwörung besteht? Und ich weiß, daß Sie solchen Ruf und solches Ende nicht verdienen.

Marquise.

Solches Ende! Drohen Sie nicht, Marquis, sonst verfehlen Sie Ihren Zweck sicher!

Marquis.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich keinen Zweck mehr habe, daß ich um nichts mehr bitte! Die Sache ist reifer als Sie glauben! Heute haben Sie einen Verhaftsbefehl gegen diesen Schurken verweigert, und von heute an sind französische Edelleute entschlossen, ihm auf offener Straße den Degen durch den Leib zu rennen, auf offner Straße ausrufend, daß solchergestalt jeder privilegirte Kuppler bestraft werden solle.

Marquise.

Oh, die Bastille hat noch Raum!

Marquis.

Keinen Zweifel! Aber sobald es eine Ehre wird, in der Bastille zu wohnen, wird es auch gefährlich im Rez de Chaussée des Schlosses von Versailles zu wohnen!

(Pause.)

Marquise (ihn fixirend).

Lassen wir die Uebertreibungen! Es sollte mir leid thun, wenn Sie meine Nachsicht für Sie überböten. Sie

müssen noch vor zehn Jahren ein gefährlicher Mann gewesen sein.

Marquis (galant).

Ich habe nie lebhafter, als in diesem Augenblick bedauert, der schönsten Frau des Reiches gegenüber um zehn Jahre zu alt zu sein. Ich würde ihr dann erfolgreicher beweisen, daß Sie keines Intriguanten bedarf, um ganz Frankreich zu ihren Diensten zu haben.

Marquise.

Der Abbé muß heute in einem Anfalle von Raserei gewesen sein.

Marquis.

Leute, die solchen Anfällen ausgesetzt sind, müssen eingesperrt werden.

Marquise.

Ich denke, das wollen Sie nicht mehr?

Marquis.

Ich will es nicht, wenn Sie es nicht wollen! Wenn er unsern Degen nicht begegnet, das Tribunal wird ihn zu finden wissen. Der Parlamentsrath, welchen Sie eben mit Schimpf und Schande fortgeschickt haben —

Marquise (lachend).

Ich danke Ihnen übrigens, Marquis, daß Sie mir diese Genugthuung verschafft haben.

Marquis (unter Lächeln sich verbeugend).

Es war mir ein Vergnügen, Ihnen gefällig zu sein — dieser Parlamentsrath legt morgen dem Tribunal das Sündenregister dieses Abbé's vor —

Marquise.

Ohne Beweise!

Marquis.

Bitte um Entschuldigung! Dieser Abbé hat heute für Alles gesorgt: es ist bewiesen, daß er heute vermittelst eines Domestiken in das Haus eines Edelmanns eingebrochen ist und Documente entwendet hat, daß er diese Documente verfälscht und damit einem andern Edelmanne eine hohe Summe abgepreßt hat. Dies Alles verflicht sich mit jener Entführungsgeschichte, welche er auf Rechnung der Frau Marquise von Pompadour unternommen zu haben vorgiebt, und wird die pikantesten Aussagen vor Gericht liefern.

Marquise.

Als ob dergleichen nicht mit einem Federstrich niederzuschlagen wäre!

Marquis.

Ohne Zweifel! Aber es ist unbegreiflich, wie eine so kluge Frau für einen so unklugen Agenten ganz Frankreich herausfordern mag. Nach diesen Beweisen von Treue halte ich es für beneidenswerth, der Frau Marquise dienen zu dürfen.

Dominique (welcher im Vorzimmer nach links hinterwärts gesehn, kommt an die Schwelle und ruft).

Der König verläßt seine Gemächer!

Marquise.

Allons, Marquis! stimmen Sie mich heiter, damit ich unsern melancholischen Herrn erfreue!

Marquis.

Begraben Sie einen ungeschickten Agenten in der Bastille! Ich weiß nichts Erheiternderes, als ein verworrenes Stück Vergangenheit für immer beseitigt zu haben!

Marquise.

Ich denke, Sie wollen keine lettre de cachet?

Marquis.

Käme sie aus Ihren Händen, so wäre sie mir wie Alles küssenswerth!

Dominique.

Der König steigt die Treppe herunter.

Marquise.

Wissen Sie mir einen andern Agenten zu verschaffen?

Marquis.

Zwei, und viel gescheitere!

Marquise.

Wer kann denn aber Ihnen überhaupt trauen?

Marquis.

Wer geistreich und liebenswürdig ist!

Marquise.

Sie sind ein Schalk!

Marquis (sie bis an die Thür geleitend).

Ein alt-französischer! (Die Marquise geht ab; er ruft ihr nach:) Robert, Abbé von der Sauce, ist der vollständige Name, gnädigste Frau! (trocknet sich die Stirn und geht umher.) 's ist eine Schande, daß die Verhaftung eines

Lumps so viel Mühe macht! — Um so schneller soll die Execution vor sich gehn!

Marquise (innen rufend).

Hier, Herr Marquis!

Marquis (eilt hinein).

Dominique (tritt ein und ruft).

Der König!

Marquis (kommt mit einem Blatt Papier zurück und geht sogleich mit den Worten ab).

Es war die höchste Zeit. — Mein Portier erwartet Sie, Dominique! — Nun wird einem Schurken der Hals gebrochen, Leben und Ehre wird gerettet, und die mir theuer sind auf Erden, sie werden beglückt! (ab.)

Dreizehnte Scene.

Dominique. — Marquise.

Dominique (den Marquis bis in's Vorzimmer geleitend).

Zu Befehl, Herr Marquis! (Die Marquise klingelt, er wendet sich sogleich herein.) Zu Befehl, Frau Marquise!

Marquise (erscheint an der Schwelle).

Schicken Sie sogleich den André zum Abbé. Der Abbé möge sich unverzüglich hierher verfügen, seine Freiheit sei bedroht, wenn er daheim bleibe, hier möge er war-

ten, bis sich der König zurückgezogen, dann würde ich ihn sprechen. (ab.)

Dominique (verbeugt sich und geht).

Verwandlung.

Zimmer des Abbé. Rechts ein Tisch zum Schreiben, daneben eine eiserne Kiste, welche offen steht.

Vierzehnte Scene.

Abbé (allein).

Abbé

(sitzt vor der Kiste und nimmt Briefe heraus, sie auf den Tisch legend).

Mit dem Marquis mag ich nicht in offnem Bruche leben! Er achtet das Geld nicht, und ist nicht zu erschrecken. Ueber solche vermag man nichts. Ein Mensch, dem es einerlei ist, ob er hunderttausend Francs oder zehn Francs ausgiebt, solch ein Mensch ist der schlimmste Feind. Ich verkaufe ihm die Briefe morgenden Tags! 's war ein dummer Streich, daß ich's nicht gleich that, aber ich mußte erst auf's Reine kommen über den vorgespiegelten Tod der Baronin. Nun hab' ich die Betschwester gesprochen, und die Sache in ein ander Gleis

gebracht, nun kann ich zur Noth die Briefe entbehren für 100,000 Francs. Die Nacht ist lang genug, um 40 Briefe zu copiren, und die Copieen sind auch was werth. Hab' ich Mutter und Tochter erst im Kloster, dann soll mir's auch mit den Copieen gelingen, diesem spröden Mädchen den Stolz der Sippschaft zu verleiden, und sie hinzubringen, wohin ich will. —

Ich will nur hoffen, der Marquis ist durch meine Weigerung nicht zu dem Verzweiflungsstreiche verleitet worden, den König auf dem Vorsaale anzutreten. Der König ist im Stande und verbannt ihn dafür auf eine Zeitlang vom Hofe, oder schickt ihn gar in die Bastille, und ich komme um 100,000 Francs. — Leidenschaft bleibt Unheil, man herrscht nur wenn man kaltes Blut hat. Daß ich so versessen bin auf das Mädchen, das hat mir die Prozedur abscheulich erschwert! Ich muß eben auch meinen Tribut entrichten! Ich lebe von der Schwäche und Dummheit der Menschen, und muß denn auch für meine Schwäche den Einsatz zahlen. Mit den Jahren wird's wohl besser werden, und ich sehe eine schöne Zukunft vor mir: die vornehmen Sünder werden gedemüthigt, Staat und Gesellschaft sind untergraben allerwegs, die schwachen Seelen taumeln alle, und wer einen Köhlerglauben vorspiegeln kann, an den klammern sie sich, und der nimmt ihnen, was er mag. Der Glaube macht selig und der Verstand herrscht über die Seligen! (Es klopft dreimal; leise:) Holla! wer kommt? Schickt die Marquise noch? Hat der Marquis

doch was angerichtet? (Es klopft wiederum dreimal; leise:) Das Zeichen wird richtig. (Er macht den Deckel der Kiste zu. Es klopft nochmals dreimal; leise:) André, sind Sie's?

Tulpe (von außen).

Ich bin es, Herr Abbé! Tulpe! Ich bringe wichtige und gute Neuigkeiten!

Abbé.

Tulpe! Also doch vom Marquis? (Er öffnet, die Thür wird aufgestoßen.)

Funfzehnte Scene.

Der Marquis und Chevalier (treten mit gezogenem Degen gleichzeitig ein — hinter ihnen ein) Polizeiofficier. — Der Abbé (will nach dem Schreibtisch eilen, der Marquis aber vertritt ihm mit vorgehaltenem Degen den Weg).

Marquis.

Sachte, Bursche, die Papiere gehören uns, Ihre Person gehört dem Könige.

Polizeiofficier.

Im Namen des Königs verhaft' ich Sie!

Abbé.

Mich? Sind Sie verrückt?

Marquis.

Sie, Robert, Abbé von der Sauce, laut dieser lettre de cachet! — (Zum Polizeiofficier:) Haben Sie die Güte, uns ein Paar Minuten noch mit dem Manne allein zu lassen, damit wir uns über die Papiere verständigen.

Polizeiofficier (sich verbeugend).

Zu Befehl, Herr Marquis! (ab.)

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen (ohne den Polizeiofficier).

Marquis.

Victor, halten Sie mir den Herrn beim Leibe, bis ich gefunden, was ich brauche! (setzt sich an den Schreibtisch.)

Chevalier

(dem Abbé den Degen auf die Brust setzend).

Treten Sie etwas zurück, mein Herr, wenn's beliebt!

Marquis (lachend).

Wenn's nicht beliebt, machen Sie ihm ein Loch in die Kutte!

Chevalier (ihn nach links drängend).

's wär' schade um's Kleid!

Marquis (die Briefe zählend).

Charmant! charmant! Sie sind unübertrefflich, Herr Abbé, die Briefe sind schon für mich zurecht gelegt, sind numerirt, netto 40, das erleichtert das Geschäft! 's fehlt bloß der Umschlag! (den Kasten aufstoßend, ein großes Blatt Papier herausnehmend, worein er die Briefe hüllt, die er dann einsteckt.) Ein vortrefflicher Wirth, unser Abbé, der halbe Kasten ist voll Gold. 100,000 Francs hatten Sie sich vom Baron zahlen lassen für das Geheimniß?

Abbé.

Nein.

Marquis.

Wohlfeiler also?

Abbé.

Um die Hälfte.

Marquis.

Ah, Sie sind ein Menschenkenner! (lachend) für 100,000 hätte er's nicht genommen! Seien Sie unbesorgt, er bekommt sie nicht zurück: die Lection ist seiner Geldsucht heilsam. Nun, zum Ende! Sie sehen, daß Sie verloren, daß Sie in meinen Händen sind! Je nachdem Sie sich jetzt betragen werden, je nachdem lasse ich gegen Sie verfahren! Kommen Sie her und schreiben Sie!

Chevalier.

Courage, Herr Abbé, 's ist leichter, als ein Mädchen zu entführen.

(Er geleitet den Abbé zum Schreibtisch und stellt sich auf die rechte Seite desselben, der Marquis steht auf der linken.)

Abbé.

Was soll ich schreiben?

Marquis.

Folgendes (dictirt.) „Verzeihen Sie meine Frevelthaten, Herr Baron, so wie der Herr Parlamentsrath von Didier mir verzeihen möge, verzeihen Sie mir um des Geständnisses willen, das ich hiermit freiwillig" — freiwillig, nicht wahr? — „ablege, und das wieder gut machen soll, was mein Betrug verschuldet. Ja, die Briefe, welche ich Ihnen beiden mitgetheilt, welche einen Jugendfehl der Frau Baronin vorspiegeln sollten, und mit denen ich heute den Herrn Baron um 50,000 Francs gebracht habe, waren unächt, waren von mir geschmiedet." — Zweifeln Sie noch? — „Ich that's, weil ich von einer unseligen Leidenschaft für Fräulein Melanie getrieben wurde, weil ich durch jene Briefe die Verheirathung derselben hindern konnte."

Haben Sie's?

Abbé.

Ja.

Marquis (einen Brief aus der Brusttasche ziehend).

Ist es die Handschrift, deren Sie sich an Herrn

von Didier und den Herrn Baron bedienten? (Er vergleicht.)

Abbé.

Ich habe nur eine Handschrift!

Marquis und Chevalier (lachen auf).

Marquis.

Ehrlich Spiel! Bravo, Abbé! Ihre Chancen steigen, die Schrift ist gut, jetzt unterschreiben Sie Ihren vollen Namen und adressiren den Brief an den Herrn Baron von Gérard! (Abbé thut's.) So! Der Brief gehört Ihnen, Victor, 's ist Ihr Empfehlungsbrief!

Chevalier.

Ich danke, Herr Marquis!

Marquis (im Kasten sich umsehend).

Ich bin erstaunt über Ihre Trägheit, Herr Abbé, es sind noch keine Copieen der Briefe angefertigt, 's gab heute gar zu viel Geschäfte, nicht wahr? Nun zu Nr. 2! Ein neues Blatt! Schreiben Sie! (dictirt.) „Meine Hülfsmittel sind am Ende, ich bin ertappt und, was den frommen Abbé anbetrifft, sicherlich verloren. So will ich denn von Ihnen, meiner gläubigsten Heldin, die mir so leichtes Spiel machte, mit der Genugthuung scheiden, daß wenigstens kein Andrer ernten kann, wo ich gesäet habe. Leichtgläubige Frau Baronin, wo ich auch immer hingerathen mag, überall wird es zu meiner heitersten Erinnerung gehören, wie Sie

mit einem Bischen Sünde, Hölle und Satan an der Nase herumzuführen waren."

Abbé.

Das schreib' ich nicht.

Marquis (das Blatt nehmend).

Wie Sie wollen! Es steht schon genug darauf! (Man hört das Aufstoßen einer Menge Gewehrkolben draußen.) Victor, rufen Sie die Wache, die eben ankommt!

Abbé.

Geben Sie her! (schreibt.)

Marquis.

Nun noch den Namen — und die Adresse! Sie wissen sie schon? Ganz recht: Frau Baronin von Gérard! Wir verstehen uns. So! (Nimmt den Brief, streut Sand darauf, steckt ihn ein.) Jetzt sind wir fertig.

Abbé (steht auf).

Leben Sie wohl, und ohne Rancüne!

Marquis.

Nicht doch, Süßer, zwischen uns kann nicht von Rancüne die Rede sein, wir bleiben einander nichts schuldig, und wohl zu leben wünschen wir Ihnen, denn wir werden die letzten hier auf dem Platze sein.

(Er winkt dem Chevalier, der nach der Thür geht und sie öffnet. Man sieht Soldaten aufmarschirt, der Polizeiofficier tritt ein.)

Siebenzehnte Scene.

Polizeiofficier. — Die Vorigen.

Abbé (wütend).

Sie halten Ihr Versprechen nicht!?

Marquis.

Unverschämter, was hab' ich Ihnen versprochen?

Abbé.

Ihr „Je nachdem ich mich betrüge" — wofür hab' ich die Briefe geschrieben?

Marquis.

Das ist Ihr Geheimniß, und diesmal wird's nicht bezahlt, sondern hat Sie betrogen!

Abbé (stampft mit dem Fuße).

Marquis (dem der Polizeiofficier ein Zeichen macht).

Was giebts? (Jener sagt ihm etwas in's Ohr.) Von der Frau Marquise?

Polizeiofficier (nickt mit dem Kopfe).

Marquis.

Hat er eine Contreordre des Königs?

Polizeiofficier.

Er hat nichts als einen mündlichen Auftrag.

Marquis.

Ist also nicht zu beachten!

Abbé (zum Polizeiofficier).

Ich warne Sie, mein Herr, das Geringste zu unternehmen gegen den Willen der Frau Marquise, Sie würden es theuer bezahlen!

Marquis.

Lassen Sie sich nicht einschüchtern! Die Flagge deckt das Schiff: hier ist des Konigs Befehl, und wehe dem Beamten, der nicht darnach handelt. Der Zufall sichert Sie auch gegen irgend ein Mißfallen: diese Kiste enthält den zusammengescharrten Raub des Delinquenten, davon gehören 50,000 Francs dem Herrn Baron von Gérard, um welche ihn laut schriftlichen Eingeständnisses der Uebelthäter heut' erst betrogen. Diese Summe überläßt Ihnen der Herr Baron für sichere Festsetzung dieses Menschen. Deponiren Sie die Kiste beim Tribunal und holen Sie sich morgen bei mir die Anweisung des Herrn Barons auf jene Summe.

Polizeiofficier (sich verbeugend).

Der Herr Marquis sind sehr gnädig! (Er winkt einigen Soldaten, welche die Kiste hinaustragen.)

Marquis.

À propos. besorgen Sie mir doch auch — wo ist Tulpe?

Achtzehnte Scene.

Tulpe. — Die Vorigen.

Tulpe.

Hier, gnädiger Herr Marquis, die 200 Louisd'or hätten ja Zeit gehabt —

Marquis.

Die haben Zeit, Tulpe, bis Du Dich gebessert hast! — Besorgen Sie mir doch auch diese Tulpe mit in's Loch!

Tulpe.

Sie versprechen sich!

Marquis.

Er ist ein Kamerad des Delinquenten, und ich werde durch den Parlamentsrath Herrn von Didier die Einsperrung desselben begründen lassen. Die Burschen haben ja wohl beide im Wagen Platz, und so haben Sie Unterhaltung bis Paris.

Polizeiofficier (verbeugt sich).

Tulpe.

Aber gnädigster Herr Marquis.

Marquis.

Tülpchen, Du warst zu sehr in die Blätter gerathen und fingst an, übel zu riechen — allons, vorwärts!

Tulpe.

Sie haben doch aber geruht —

Marquis.

Dich zu verhören! Das soll Dir eine angenehme Erinnerung sein, bis ich einmal nachfragen komme, ob Besserung von Dir zu erwarten stehe — nimm das Licht und leuchte uns vor! Rasch!

Abbé.

Nun denn, im Augenblicke erlieg' ich Euch, dreisten Kindern der Welt; aber die Meinigen wachen, sie wachen Tag und Nacht, sie befreien mich zu Eurem Verderben. Und gelingt's ihnen nicht: wir haben Geduld für Jahrhunderte. Eure Kinder und Kindeskinder werden noch zittern vor uns, dies sei mein Trost in der Bastille, mein Lebewohl, bis wir uns wiedersehn! (ab.)

Marquis.

Wie der Schurke seine Macht kennt! Gott gebe, daß die gesunde Natur nicht ausstirbt, welche Pfaffenthum von Religion zu unterscheiden weiß.

(Polizeiofficier mit dem Abbé voraus, Tulpe bleibt mit dem Lichte an der offenen Thür stehen, auf den Marquis und Chevalier wartend.)

Chevalier.

Beim Lichte besehn verdank' ich's diesen Uebelthätern, daß ich an einem Tage weiter gekommen bin, als sonst in einem Jahre!

Marquis.

Desto besser! Aber Freund, jetzt besteht der Baron auf Prosper's Bewerbung! Wir sind noch lange nicht fertig, und Mitleid mit diesen Schurken ist ein falsches Mitleid: es ist eine Schwäche der Jugend, Alles zu bezahlen, was sie gewinnt. Damit wird man bankerott! Sehen Sie über meinem Kopfe nichts? Da hängt das Schwert der Marquise, die ich überholt habe — seien wir froh, wenn wir im Sichern sind, eh' es fällt! — (Er nimmt den Chevalier unter den Arm.) Also rasch an's Letzte! (zu Tulpe:) Vorwärts!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Salon beim Baron, wie in den vorigen Akten.

Neunzehnte Scene.

Baron und Remy (treten ein). — Bald darauf Baronin und Melanie.

Remy.

So leid es mir thut, Herr Baron, es ist gegen mein Gewissen, solche trügerische Papiere auszufertigen.

Baron.

Vergeb's Ihnen Gott, daß Sie mich verlassen, wie alle Welt — (setzt sich) ich habe keine Kraft mehr,

irgend etwas zu erzwingen, ich habe umsonst gearbeitet, Alles zerbröckelt mir unter den Händen!

(Baronin und Melanie treten ein.)

Baronin.

Lassen Sie uns Abschied nehmen von einander, lieber Baron, und segnen Sie Melanie!

Baron.

Und auch Du, Melanie, verlässest mich!

Melanie.

Die Mama will's haben, und ich fürchte mich! Ich sehe, daß ein Mädchen ohne männlichen Schutz immerwährend gefährdet und bedroht ist!

Baron.

Nun so heirathe! Ich sehe Dich lieber den Ersten Besten heirathen, als in's Kloster gehn!

Melanie.

Wirklich?

Baronin.

Melanie!

Baron.

Im Kloster erreicht Dich der weltliche Arm der Marquise am Sichersten!

Melanie.

Nun dann, Papa, will ich lieber heirathen.

Baronin.

Melanie!

Baron.

Gott lohne Dir's! — (aufspringend) Da kommen sie!

Zwanzigste Scene.

Marquis. — Chevalier. — Didier. — Prosper. — Die Vorigen.

Marquis.

Bon soir! Das Abendessen ist servirt, meine Herrschaften!

Baron (lebhaft).

Wenn Sie uns nur Appetit mitbringen!

Marquis.

Ich bring' ihn mit — Victor! Später Galanterie, erst Geschäfte! Victor hat für Sie gesorgt, Herr Baron!

(Er winkt diesem, der sich an Melanie gewendet hatte und nun mit dem Baron rechts vortritt, ihm leise erzählend und sodann den Brief des Abbé's überreichend. Prosper scheint seinen Vater zu bitten, daß er gehn dürfe, dieser aber scheint ihm das Dableiben zu befehlen. Der Marquis führt die Baronin links in den Vordergrund und übergiebt ihr die Briefe — Melanie geht hinaus.)

Marquis.

Es sind alle 43! Machen Sie damit, was Ihnen gut dünkt!

Baronin.

Mein Gott!

Marquis.

Das zweite besteht darin, daß ich Ihren Abbé — er hatte die Briefe gestohlen — nun entlarvt habe. Er wollte Melanie entführen, er wollte sie verkuppeln, er, Ihr Heiliger, auf dessen Rath Sie das Kloster suchen.

Baronin.

Philipp!

Marquis (die Hand auf's Herz legend).

Clementine! Bei meiner armen Seele, bei meiner guten Ehre, ich spreche die Wahrheit! Kennen Sie diese Handschrift? (zeigt ihr den Brief.)

Baronin.

Des Abbé's!

Marquis.

Lesen Sie!

(Die Baronin und der Baron lesen in diesem Augenblicke gleichzeitig, und der Marquis wendet sich indessen zu Didier, leise sprechend:)

Wie viel geben Sie Ihrem verlornen Sohne Aussteuer zur Hochzeit?

Didier (sich mit dem Marquis von Prosper entfernend).

Herr Marquis!

Marquis.

Ohne Umstände! Sie sollen zunächst gar nicht das Glück haben, sich öffentlich zu ihm zu bekennen. — Sie werden mich später selbst darum bitten! (Reden leise weiter.)

Baron (nachdem er gelesen).

Lassen Sie sich umarmen, Theuerster, Sie machen mich glücklich ganz und gar! Wissen Sie, was Sie mir verschafft haben?

Chevalier.

Nein, Herr Baron, ich kenne den Zusammenhang dieser Dinge nicht!

Baron (ihn von Neuem umarmend).

Sie sind ein Engel!

(Gleichzeitig hat die Baronin ihr äußerstes Erstaunen ausgedrückt, eine Zeitlang unbeweglich stehend, die Thränen trocknend, dann die Länge der Bühne auf und nieder gehend.)

Da, Herr von Didier, lesen Sie, in welchen nichtswürdigen Händen wir gewesen sind, und wie voreilig Sie gehandelt haben. (Zum Marquis leise:) Wird Didier anhalten für Prosper? das fehlt noch!

Marquis.

Er wird. (Geht zur Baronin.)

Einundzwanzigste Scene.

Melanie (kommt zurück mit einem großen Briefe). — Die Vorigen.

Melanie.

Es ist ein großer Brief für Sie abgegeben worden, Pathe!

Marquis (ihn betrachtend).

Und Melanie muß mir ihn bringen! Weh mir, es ist das Siegel des Königs, es birgt meine Strafe! (Oeffnend und lesend.) — Ich bin verbannt vom Hofe! — Das thut mir weh! (Die Baronin, Melanie, der Chevalier treten theilnehmend zu ihm.) Herr Parlamentsrath, thun Sie Ihre Pflicht!

Didier.

Herr Baron, Frau Baronin! Mein Sohn bittet, der heute geschlossene Verlobungsakt möge in ungestörter Kraft bestehn!

Melanie.

Mutter, Pathe, helft mir! Ich mag diesen Mann nicht!

Prosper.

Mein Fräulein!

Baron.

Hast Du nicht eben gesagt, Du wolltest den Ersten den Besten?

Prosper.

Herr Baron!

Melanie.

Das ist wohl der Erste, aber nicht der Beste!

Baron.

Wer sonst?

Melanie (Victor in die Arme eilend).

Mein lieber Victor, dem ich im kindischen Sinne so weh gethan!

(Prosper geht ab.)

Marquis (leise zum Baron).

Victor weiß um Alles und weiß um nichts, wenn er Melanie's Hand erhält!

Baron.

Mein Gott! So bleibt das Schwert aufgehoben über mir!

Marquis.

Aber in guten Händen! Wir ernten unsre Sünde. Endigen Sie!

Baron.

Ein wüster Tag!

Marquis (laut).

Setzen Sie den Contract auf, Herr Remy! (Victor und Melanie eilen freudig dankend zum Baron, von diesem zurück zur Baronin.) Ja, ja, ernstlich! Und dieser gilt!

(Remy setzt sich zum Schreiben.) 'Und Herr von Didier spielt wieder den Bräutigamsvater; er stattet den Chevalier aus mit 20,000 Francs Rente!

Didier.

Den Chevalier?

Baron — Melanie — Chevalier.

Herr von Didier!

Marquis (tritt zu Didier, leise).

Nun, ist die Freude größer, als der Schreck?

Didier.

Die Freude! (streckt dem Chevalier die Hand entgegen.)

Chevalier.

Wie soll ich für diese unerwartete Güte danken?

Didier.

Lieben Sie mich!

Baron.

Das wird ja noch ganz schön! Aber meine Frau? —

Marquis.

Giebt Ihre Einwilligung und geht auch nicht in's Kloster.

Baron.

Wahrhaftig?

Melanie.

Mutter! (eilt zu ihr und wird zärtlich von ihr umarmt.

Baron.

Marquis, Sie sind ein Zauberer!

Baronin.

Sie hatten Recht, Baron, ich war in schlechten Händen, und hab' Ihnen viel Kummer damit gemacht. Es ist vorbei! Gott hat es so gewollt! Was an den Tag kommen soll —

Baron.

Keine Geständnisse mehr, Baronin!

Baronin (lächelnd).

Nein, lieber Baron! Wenn wir die Kinder glücklich machen, wird mir Gott vergeben!

Marquis.

Sichrer als um frömmelnde Büßungen! Jugendsünden werden durch gute Thaten im Alter gebüßt, und wehe Euch, Ihr schlimmen Kinder, wenn Ihr nicht glücklich werdet, Ihr habt's den alten Herren sauer gemacht; vom Frühstück bis zum Abendessen bin ich gehetzt worden — sind Sie fertig, Herr Remy?

Remy.

Zu Befehl!

Marquis.

So laßt uns unterschreiben, und damit nicht wieder etwas passirt, morgen Hochzeit ausrichten. (Alle unterschreiben hastig.) Werdet Ihr den alten Pathen in's Exil nach der Auvergne begleiten?

Alle.

Alle! Alle!

Marquis.

Ich dank' Euch! — Aber ich fürchte, Kinder, Ihr werdet sehr gute Eheleute; Ihr seid nicht mehr von unserm Rokoko-Schlage! Baron, Didier, ich hab' eine Ahnung, daß es mit uns alten Herren zu Ende geht in Frankreich!

Melanie.

Nicht doch, Pathe!

Marquis.

Wenn uns die Jugend vergiebt, so sind wir begnadigt; denn der Jugend gehört die Zukunft.

(Der Vorhang fällt.)

Druck von Fr. Nies in Leipzig.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 29 05 01 004 1